



~~27.148~~

C-6.22

R32627

GESUNDHEITSPFLEGE

IM

MITTELALTER.

KULTURGESCHICHTLICHE STUDIEN

NACH PREDIGTEN DES 13., 14. UND 15. JAHRHUNDERTS

VON

DR. MED. ET PHIL. **L. KOTELMANN,**

AUGENARZT IN HAMBURG.



HAMBURG UND LEIPZIG,
VERLAG VON LEOPOLD VOSS.

1890.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vorrede.

Das bis jetzt stark vernachlässigte Studium der Geschichte der Gesundheitspflege ist thatsächlich lehrreicher und verspricht größeren Lohn, als man gemeiniglich glaubt.

J. Uffelmann.

In dem nachstehenden Werke ist zum erstenmale der Versuch gemacht worden, deutsche Predigten des Mittelalters als Quelle für die Geschichte der Medizin zu benutzen.¹ Dieser Versuch darf nicht überraschend erscheinen, wenn man bedenkt, daß die damalige Predigtweise eine vorherrschend auf das Praktische gerichtete, ethische war und infolge dessen die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens berührte. So bilden denn jene Reden eine wichtige Fundgrube für die Kulturgeschichte und die damit eng zusammenhängende Geschichte der Medizin.

Wenn wir nun aus dieser Quelle Beiträge zur Gesundheitspflege des Mittelalters zu geben unternehmen, so wird niemand in denselben ein System der Hygiene oder gelehrte hygienische Auseinandersetzungen zu finden erwarten. Dazu ist die Gesundheitspflege ein zu junger Zweig der medizinischen Wissenschaft, ganz abgesehen davon, daß eine Predigtsammlung kein hygienisches Compendium sein kann.

Vielmehr handelt es sich bei unseren Geistlichen nur um das, was der nüchternen Beobachtung und dem gesunden Menschen-

¹ Die Ausgabe *altdeutscher Predigten* von Anton E. Schönbach, Graz, 1886—1888, welche als Abschluß der älteren Sammlungen gilt, konnte leider nicht mehr Berücksichtigung finden, da unsere Arbeit bereits seit längerer Zeit vollendet war und nur, durch äußere Umstände veranlaßt, erst jetzt erscheint.

verstande die tägliche Erfahrung an die Hand gab, und ihre Ausführungen haben daher öfter mehr kulturhistorisches, als streng hygienisches Interesse. Doch bieten sie auch Stoff genug, der, wie beispielsweise die Verfälschung der Nahrungs- und Genußmittel, zu den wichtigsten Kapiteln der Gesundheitspflege gehört.

Was die Form der Darstellung betrifft, so haben wir so viel als möglich die Quellen selbst reden lassen, indem wir charakteristische Stellen auswählten und dazu den verbindenden Text, der das Urteil leiten soll, gaben. Dadurch ist nicht nur eine gewisse Mannigfaltigkeit des Tones erzielt, sondern auch ein unmittelbares Verhältnis zwischen dem Leser und den Männern hergestellt, deren Predigten nach der Erklärung Jakob Grimms zu dem Besten gehören, was die deutsche Beredsamkeit alter und neuer Zeit hervor gebracht hat.

Mögen sie denn auch anderen wenigstens einen kleinen Teil des Genusses gewähren, den der Verfasser bei ihrem Studium reichlich empfunden hat!

H a m b u r g, im Oktober 1890.

L. Kotelmann.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung.	
Die benutzten Quellen.	
Berthold von Regensburg, Meister Eckhart, Johann Tauler, Geiler von Keifersberg; sonstige Predigtsammlungen; weltliche Litteratur	1 — 5
Erstes Kapitel.	
Die Ernährung.	
<i>Animalische Nahrungsmittel</i> : Haussäugetiere, zahmes Geflügel, Wild- bret; Fische; Milch und deren Derivate	6 — 14
<i>Vegetabilische Nahrungsmittel</i> : Ackerbau, Getreide, Brot, Feingebäck; Gemüse, Leguminosen; Obst und andere Früchte	14 — 23
<i>Genufsmittel</i> : Gewürze; Bier, Met, Wein	23 — 31
<i>Zubereitung der Speisen und Verdauung derselben</i>	31 — 37
<i>Verdorbene und verfälschte Nahrungsmittel</i> : faules, krankes, unzeitiges, finniges Fleisch; faule Fische; faules Korn, Brot mit zu viel Salz- oder Hefezusatz, verschimmeltes Brot; verfaultes Obst	37 — 41
<i>Verdorbene und verfälschte Genufsmittel</i> : Fälschung des Pfeffers; Ver- mischung des Weines mit Wasser, trüber, umgeschlagener Wein	41 — 43
<i>Warnung vor Leckerei und Völlerei</i> : Verbreitung derselben, ihre nach- theiligen Folgen für die Gesundheit	43 — 50
<i>Empfehlung der Mäßigkeit und des Fastens</i> : Fastenzeit, Dispens vom Fasten für Kranke, Alte, Kinder, Schwangere, Säugende, schwer Arbeitende	50 — 57
<i>Bekämpfung der Trunksucht</i> : Schädigung der Gesundheit durch die- selbe, Ermahnung zur Vorsicht beim Trinken, Verbreitung des Trunkes	57 — 62
Zweites Kapitel.	
Die Kleidung, Haut- und Haarpflege.	
<i>Hautpflege durch Bäder</i> : allgemeine Benutzung derselben, die Art und Weise, zu baden	63 — 66
<i>Verderbnis der Haut durch Schminken</i> : Frauen und Männer geschminkt, Bekämpfung dieser Unsitte	66 — 69
<i>Haarpflege</i> : Verunstaltung des Haares bei beiden Geschlechtern, Pflege des Bartes, Haartracht der Geistlichen	69 — 74
<i>Die Kleider</i> : männliche und weibliche Kopfbedeckung und Leibwäsche;	

Röcke, Obergewänder, Mäntel, Beinkleider der Männer; Tracht der Ritter, Priester und Mönche; Röcke, Gürtel, Obergewänder, Mäntel und Tücher der Frauen; Handschuhe, Schuhe und Stiefel	74 — 93
<i>Verweichlichung durch die Kleidung</i> : Neigung der Frauen zur Putzsucht, psychologische Erklärung hierfür, Gelegenheit zum Putze, die damit verbundene Verschwendung, Vererbung dieser Gewohnheit, Aufwand der Frauen mit Hüten, Schleiern, Röcken, Gürteln, Tüchern und Schuhen; Hoffart der Männer in Kleidern, auffallende Kopftracht, kostbare Röcke und Mäntel, geschlitzte Hosen und Schuhe derselben; Tadel solcher Üppigkeit und Empfehlung, den Leib abzuhärten	93 — 109
<i>Verweichlichung durch Betten</i> : Einrichtung des Bettes, damit getriebener Luxus	109 — 111
<i>Die Wohnung</i> : Beschaffenheit des bürgerlichen Hauses, der Ritterburgen und ihrer Verliese, der Paläste der Fürsten, der Mönch- und Nonnenklöster; hygienische Anforderungen an die Wohnstätte	111 — 120

Drittes Kapitel.

Die Prostitution und Unsittlichkeit.

<i>Sexueller Umgang in Frauenhäusern</i> : häufiger Besuch derselben, Verwerfung ihrer öffentlichen Duldung	121 — 124
<i>Sonstiger außerehelicher Verkehr der beiden Geschlechter</i> : jüngere und ältere Männer der Unzucht ergeben; Sittenlosigkeit der Mönche und Priester, Konkubinen der letzteren, Verführung junger Frauen und Nonnen durch Geistliche, die Ursache dieser Mißstände; Betastung der weiblichen Genitalien durch Männer, Onanie, Päderastie und Sodomiterei derselben	124 — 136
<i>Unzüchtiges Verhalten der Weiber</i> : Kupplerinnen; Verführung von Klerikern und anderen durch junge Mädchen und Frauen; Witwen und Nonnen unkeusch; Fruchtabtreibung, Kindsmord; unnatürliche Befriedigung des weiblichen Geschlechtstriebes	136 — 143
<i>Unsittlichkeit in der Ehe</i> : Heirat naher Verwandter; Kohabitation Verehelichter ohne Zucht und Maß, eheliche Enthaltsamkeit während der Fasten und kirchlichen Feste empfohlen, desgleichen, wenn die Frauen hochschwanger oder krank sind, Übertretung dieser Vorschriften namentlich durch Ungebildete; coitus a posteriori; Ehebruch bei Männern und Frauen, Treulosigkeit der letzteren auf Wallfahrten; widernatürlicher Verkehr der Frauen mit ihren Männern	143 — 158
<i>Verurteilung der Unkeuschheit</i> : jede fleischliche Lust ein Laster, der Unreinen wartet die Verdammung, ihre Strafe schon auf Erden, sie schädigen ihre Gesundheit und verkürzen ihr Leben	159 — 164
<i>Lob der Keuschheit</i> : christliche Vorbilder derselben; Warnung vor unreinen Gedanken, schmutzigen Kunstdarstellungen, obscönen Reden und Liedern; hitzige Gewürze, starke Weine und üppige Kleider sind zu meiden; Rat, zu ehelichen für die, welche ihrer Triebe nicht Herr werden können, nur geistlichen Personen ist	

die Ehe verboten, großer Altersunterschied der Gatten bringt mancherlei Nachteil.....	165—176
--	---------

Viertes Kapitel.

Die körperlichen Übungen.

<i>Der Tanz</i> : Beliebtheit desselben bei jung und alt; Rüge der Tanzsucht, das Tanzen etwas Unnützes, das namentlich an Sonn- und Feiertagen zu unterlassen ist, Geistliche sollen den Tanz und die Spielleute besonders fliehen.....	177—184
<i>Das Ringen, Springen, Wettlaufen, Steinstoßen, Speerstechen, Kegelschießen und Scheibenschießen</i> : Vorliebe der Jugend für diese Spiele, sie sind nach einzelnen Predigern nur ein Mittel zur Hoffart, andere verteidigen sie, wenn sie der Erholung und körperlichen Kräftigung dienen.....	184—185
<i>Die Turniere</i> : weil stark anstrengend, nur von Männern, doch vereinzelt auch von Frauen gehalten; sie dienen der Eitelkeit und dem Hochmut, sind nutzloser Zeitvertreib, an kirchlichen Festen doppelt unrecht.....	186—187

Fünftes Kapitel.

Die ärztliche Hilfe.

<i>Die Ärzte</i> : Aufenthalt derselben auf den Universitäten, Methode des Studiums, Prüfungen für das Magisterium und Doktorat; Ansehen der Doktoren der Medizin, berühmte Ärzte der Vorzeit; die Juden, weil verachtet, vom ärztlichen Stande ausgeschlossen, trotzdem öfter praktizierend.....	188—194
<i>Die Kurpfuscher</i> : Priester und Ordensbrüder als solche; Übergriffe der Wundärzte auf das Gebiet der inneren Medizin; Krankenbehandlung durch Zahnärzte, Theriakhändler, Landstreicher und alte Weiber, Universalmittel der Genannten; der Krankheiten sind zu viele, als daß ein jeder heilen kann.....	194—199
<i>Die Arztnarren</i> : sie erdenken schädliche Künste, besuchen den Patienten zu selten oder zu oft, behandeln ihn schablonenhaft, ohne zu spezialisieren.....	199—201
<i>Verhalten des Kranken gegen den Arzt</i> : er hat ihn zu honorieren, schuldet ihm volles Vertrauen, darf ihn nicht ohne Grund konsultieren, nichts vor ihm verheimlichen, seine Vorschriften nicht außer acht lassen, soll ihn nicht zu spät aufsuchen, ihn nicht verachten, wenn er nicht helfen kann.....	202—207
<i>Die inneren Krankheiten</i> : Einfluß der Gestirne auf ihre Entstehung; Erkrankungen des Gehirns, des Rückenmarks und der Nerven, der Atmungs- und Kreislauforgane, der Verdauungswege; Infektionskrankheiten: Hundswut, kaltes Fieber, Aussatz, Blattern, Pestilenz; auf Ernährungsstörungen beruhende Krankheiten: Gicht, Leiden des Alters.....	207—216
<i>Die äußeren Krankheiten</i> : Behandlung derselben durch Wundärzte, deren Ausbildung und kollegiales Verhältnis; Ausführung des Ader-	

lasses, des Stein- und Bruchschnittes; Heilung von Geschwüren, offenen alten Schäden, Stich- und Schnittwunden, Verband mit Charpie, Erysipel, Narbenbildung, Wundheilungen im einzelnen; Einrichtung von Luxationen und Frakturen; Amputation verschiedener Gliedmaßen; Behandlung von Ohren- und Augenkrankheiten ...	216—222
<i>Die Geburtshilfe:</i> Hebammen; Embryo, seine Beseelung, Entstehung des Geschlechtes; Schonung der Frauen während der Schwangerschaft, „Versehen“ der Mütter; Schmerzhaftigkeit des Gebärens, Absterben des Kindes während der Geburt; Dauer des Kindbettes, Diät der Wöchnerinnen; das Selbstnähren, Ammen.....	223—228
<i>Die Apotheken:</i> nicht nur Apotheker, auch Ärzte, Wundärzte und Theriakhändler bereiteten Arzneien; Heilmittel aus dem Tierreiche; pflanzliche Medikamente, Beispiele ihrer Verwendung; Therapie mit Mineralien, die Mineralbrunnen; Form der Medikamente: Pflaster, Salben, Heiltränke, Latwergen, Pillen; Wirkungsweise derselben, vergebliche Benutzung	228—236
<i>Heilung mit Zaubermitteln:</i> häufiger Gebrauch derselben auf dem Lande, Beispiele von Aberglauben in der Volksmedizin; die Kirche verdammt denselben, keine Entschuldigung gilt dafür; Zugeständnisse der Geistlichkeit an die Superstition: den Heiligen und ihren Reliquien werden Heilerfolge zugeschrieben, nur Berthold tadelt Kuren dieser Art	236—242

Sechstes Kapitel.

Die Krankenpflege und Totenbestattung.

<i>Pflege der Patienten:</i> in ihrer Wohnung üblich, arme Kranke verlassen; Gründung von Spitälern, Siechen- und Blatternhäusern, Einrichtung derselben.....	243—247
<i>Exitus letalis:</i> Sterblichkeit, Anzeichen des nahen Todes, der Sterbende auf den Boden gelegt; Leichensektionen, Einkleidung und Aufbahrung der Toten, Nachtwachen bei Verstorbenen durch Priester und Mönche, Totenbünde	247—253
<i>Begräbnis:</i> Exequien in der Kirche; die Angehörigen folgten der Leiche nicht, diese Unsitte nicht in Norddeutschland; die Kirchhöfe meist innerhalb der Stadt, das Gesundheitswidrige dieser Lage; die Gräfte, steinerne Familiengräber; Verwesung; Beisetzung in Kirchen, ein Vorzug der Heiligen und Vornehmen; Hinausschaffen des Leichnams an die Stätte der Erhängten	253—263

Schluss.

Beurteilung des Mitgeteilten.

Die hygienischen Anschauungen unserer Prediger fast ausnahmslos gesunde, der Grund hierfür ihre vielseitige Bildung: sie sind nicht nur Theologen, sondern auch mit dem klassischen Altertume, der Geographie, Astronomie, Physik, Chemie und den beschreibenden Naturwissenschaften vertraut; ihr warmes Herz für die Natur...	264—276
---	---------

Einleitung.

Die benutzten Quellen.

In der Geschichte der Kanzelberedsamkeit wird die Zeit von 1250 bis 1510 immer eine hervorragende Epoche ausmachen. Wirkten doch damals eine Anzahl Männer als geistliche Redner, die das Volk mit so unwiderstehlicher Macht an sich zogen, daß „oft nur der Tempel Gottes im Freien die Menge ihrer Hörer zu fassen vermochte“.¹ Der älteste derselben ist der 1272 verstorbene Franziskanermönch Berthold von Regensburg.² In echt volkstümlicher und dennoch niemals niedriger Rede erschütterte er rohe Gemüther,

¹ K. Hase, *Kirchengeschichte*. Leipzig 1858. S. 312. W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. Basel 1876. S. 69: „Brüder berchtolt von regenspurg der barfuos hat geprediet da el menig tusent mensch hort ze zürich vor der stat.“ Schuegraf gibt in der *Bibliothek der gesamt. deutsch. National-Litteratur*. Quedlinburg und Leipzig 1839. Bd. XI. Tl. 1. S. 81 sogar an, es hätten sich einmal über 200 000 (?) Menschen hinzugedrängt, als Berthold in dem Minoritenkloster zu Regensburg predigte.

² Chr. F. Kling, *Berthold, des Franciskaners deutsche Predigten, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, theils vollständig, theils in Auszügen*. Berlin 1824. Vgl. J. Grimms Beurteilung dieser Schrift in den *Wiener Jahrbüchern der Litteratur*. 1825. Bd. XXXII. Oktob.- und Dezemb.-Heft. S. 194ff. F. Pfeiffer, *Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen und Wörterbuch*. Wien 1862. Bd. I; Wien 1880. Bd. II von J. Strobl. Eine Charakteristik Bertholds findet sich bei W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 352—369; ebenso bei R. Cruel, *Geschichte der deutsch. Predigt im Mittelalter*. Detmold 1879. S. 306—322.

zog gegen die Ablass- oder Pfennigprediger¹ zu Felde und drang gegenüber dem Ceremonienwesen der damaligen Kirche auf eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Eine ähnliche, wenn auch weniger praktische Richtung verfolgte Meister Eckhart², wahrscheinlich in Thüringen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geboren. Wegen seiner mystisch-kontemplativen Gesinnung ward er als Ketzer verdammt und lebte zuletzt in Köhn, wo er eine Schar hervorragender Schüler um sich versammelte. Zu denselben gehörte vor allem Johann Tauler³, den die Mitwelt mit dem stolzen Beinamen eines „Doctor sublinis et illuminatus“ belegt hat. Er zog als Dominikaner in verschiedenen Gegenden Deutschlands predigend umher und schlug dann seinen Wohnsitz in Straßburg auf, wo er nach zwanzigjährigem Aufenthalte 1361 starb. Aus seinen Predigten⁴ strahlt uns die ganze Wärme innerster Überzeugung entgegen. und wir wüßten denselben kein passenderes Motto,

¹ Für die Bezeichnung „pfennigprediger“ gibt Berthold folgende Erklärung ab: „Swenne (wenn) dû ûf stêst unde vergibest einem alle die sünde die er ie getete umb einen einigen helbelinc (ein halber Pfennig) oder umb einigen pfenninc, sô waenet er, er habe gebüezet, unde wil für baz niht mêr bûezen.“ F. Pfeiffer, *Berthold von Regensburg*. Bd. I. S. 117.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Leipzig 1857. Bd. II: Meister Eckhart. Vgl. K. Schmidt, Meister Eckhart; ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und Philosophie des Mittelalters. *Theolog. Studien u. Kritiken*. 1839. Heft 3. S. 663 ff. W. Wackernagel a. a. O. S. 398—429. R. Cruel a. a. O. S. 370—384.

³ C. Schmidt, *Johannes Tauler von Straßburg. Beitrag zur Geschichte der Mystik und des religiösen Lebens im 14. Jahrhundert*. Hamburg 1841. W. Wackernagel a. a. O. S. 429—431. R. Cruel a. a. O. S. 385—395.

⁴ Die älteste Ausgabe von Taulers Predigten erschien 1498 in Leipzig; zuletzt kamen dieselben 1826 in Frankfurt a. M. in 3 Bänden heraus. Wir citieren nach der Baseler Ausgabe von 1521: *Joannis Tauleri des heilige lerers Predig, fast fruchtbar zuo ein recht christlichen leben*. Eine neuhochdeutsche Übersetzung haben E. Kuntze und J. H. R. Biesenthal geliefert: *Johann Taulers Predigten auf alle Sonn- und Festtage im Jahr*. Nach den Ausgaben von Joh. Arndt und Phil. Jac. Spener. Berlin 1841—1842. 3 Teile. Luther äußert sich über Taulers Reden in einem Briefe an den sächsischen Kanzler Spalatin: „Si te delectat puram solidam antiquae simillimam Theologiam legere in Germanica lingua effusam, sermones Joh. Tauleri praedicatoriae professionis comparare tibi potes. Neque enim ego vel in Latina vel in nostra lingua Theologiam vidi salubriorem, et cum Evangelio consonantior.“ *Epistol. XXIII ad Spalat.* in der Walchschen Ausgabe der Werke Luthers. Bd. XXI. S. 567.

als das Quinctilianische „Pectus est, quod disertum facit,“ vorzusetzen. Als der letzte dieses Kreises endlich ist Geiler von Kaisersberg¹ zu nennen, einer der tiefsten Menschenkenner, die es je gegeben hat. Er war 1445 zu Schaffhausen geboren, studierte 1475 zu Basel, ward 1478 Prediger am Münster zu Straßburg und starb daselbst im Jahre 1510. Seine Predigten², namentlich die, welche er über Sebastian Brants Narrenschiff hielt³, sind weniger auf Erhebung

¹ Geilers Leben haben zwei der namhaftesten Humanisten lateinisch beschrieben, Jacob Wimpheling 1510 und Beatus Rhenanus 1511. Eine neuere Biographie verdanken wir F. W. Ph. von Ammon, *Geiler von Kaisersbergs Leben, Lehren und Predigten*. Erlangen 1826. Vgl. auch W. Wackernagel a. a. O. S. 441—444. R. Cruel a. a. O. S. 538—556.

² *Dis schön buoch genant der seelen Paradys, von waren und volkūmen tugenden sagend. hatt geprediget, und zuoletzt corrigiert, der gottsberechtig, hoch beruemt doctor un̄ predicant. Johānes Geiler vō Keyfzersperg zuo den Reünwē in Straßburg. Als man zalt nach der geburt Christi unszers herren Taufent Fünffhundert und dreü Jar. Straßburg 1510. — Das buch Granatapfel. im latein genant Malogranatus. helt in in gar vil und manig heilsam und sueffer underweysung und leer, den anhebenden, uffnemenden und volkōmen menschen, mit sampt geistlicher bedcutung des uszgangs der kinder Israel von Egypto. Item ein merckliche underrichtung der geistlichen spīmerin. Item etlich predigen von dē hasen im pfeffer. Und von syben schwertern, unnd scheiden, nach geistlicher uszlegung. Merers teyls gepredigt durch den hochgelerten doctor Johannem Geyler vonn Keyfersperg. Straßburg 1516. — Die Emeis Dis ist das buoch von der Omeissen. unnd auch. Her der künig ich diene gern. Und sagē von Eigentschafft der Omeissen, und gibt underweisung vō dē unholden und hexen, und von gespenst der geist. unnd von dem wnetenden heer wunderbarlich, und nützlich zewissen, was man daruon halten oder glauben soll. Und ist von dem hochgelerten doctor Joānes Geiler vō Keifersperg Predicant der Keiserlichen freien statt Straßburg, der selben zeit. in ein quadragesimal gepredigt worden alle sonntag in der fasten etc. Straßburg 1516. 2. Aufl. Straßburg 1517. — Euangelia mit uszlegūg Des hoch gelerte Doctor Keiferspergs: und usz dem Plenarium und sunst vil guotter Exempel Nutzlich, Sumer und Wintertheil durch dz gātz iar. Introit, anfang der Meß Epistel und Collect etc. und auch me von den Heiligē und die zwölff Euāgelia die der Doctor auch gepredigt un̄ uszgelegt hat, seint von seinē mund angeschriben, un̄ getruckt mit gnad un̄ Priuilegio usz weizet wy nach slot. Straßburg 1517. — Doctor Keiserspergs Postill: Ueber die syer Euangelia durchs jor, sampt dem Quadragesimal, und von etlichen Heyligen, newlich uszgangen. Straßburg 1522.*

³ *Des hochwirdigen doctor Keiserspergs narrenschiff so er gepredigt hat zuo stratzburg in der hohen stift daselbst Predictat d' zeit. 1498. dis geprediget. Und usz latin in tütseh bracht, darin vil weiszheit ist zuo lernē, und leert auch die narreschel hinreck werffen, ist nüt: und gut alen menschen. Straßburg 1520.*

des Gemüts, als auf Verbesserung der Sitten gerichtet, aber sie verfolgen die Thorheiten der Welt und der Kirche mit so derbem, kaustischem Witze, daß sie unerreicht in dieser Beziehung dastehen.¹

Wenn aber auch die bisher Genannten die hervorragendsten Prediger jener Zeit sind, und wir deshalb vorzugsweise aus ihren Reden unsre Darstellung schöpften, so haben uns doch noch eine Anzahl andrer Predigtsammlungen für unsern Zweck vorgelegen. Es sind dies die Sermonen des dreizehnten Jahrhunderts in H. Hoffmanns *Fundgruben*², die damit gleichzeitigen *Deutschen Predigten*, herausgegeben von Grieshaber³, die elsässischen Predigten des vierzehnten Jahrhunderts in der Birlingerschen Zeitschrift *Alemannia*⁴, sowie die geistlichen Reden in dem ersten Bande der *Deutschen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts* von Pfeiffer.⁵ Auch die Predigten, welche die *Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur*⁶, Mones *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit*⁷ und Wackernagels *Altdeutsche Predigten und*

¹ Vgl. Mundt, *Kunst der deutschen Prosa*. S. 178 ff.

² H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Breslau 1830. Tl. I. S. 70—126. Vgl. R. Cruel a. a. O. S. 155—167.

³ F. K. Grieshaber, *Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts zum erstenmal herausgegeben*. Stuttgart 1844. Abt. 1; Stuttgart 1846. Abt. 2. Vgl. W. Wackernagel a. a. O. S. 372—375. R. Cruel a. a. O. S. 322—336.

⁴ A. Birlinger, *Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsaßes und Oberrheins*. Bonn 1873. Bd. I. S. 60—87, 186—194, 225—250.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Leipzig 1845. Bd. I. Enthält das Heiligenleben des Hermann von Fritslar, sowie die Predigten des Nikolaus von Straßburg und David von Augsburg. Über Nikolaus von Straßburg vgl. W. Wackernagel a. a. O. S. 393—398.

⁶ *Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit*. Bd. XI. Tl. 1: K. Roth, *Deutsche Predigten des XII. und XIII. Jahrhunderts*. Quedlinburg und Leipzig 1839. Bd. XI. Tl. 2: H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. Quedlinburg und Leipzig 1838. Über die Rothsche Sammlung vgl. R. Cruel a. a. O. S. 191—194, über die Leyssersche R. Cruel a. a. O. S. 181—190.

⁷ H. Frh. von Aufseß, *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters*. Jahrg. 1 und 2. Nürnberg 1832. 1833; Jahrg. 3 von H. Frh. v. u. z. Aufseß und Professor Mone. Nürnberg 1834; Jahrg. 4 ff. unter dem Titel: *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* von F. J. Mone. Karlsruhe 1835 ff.

*Gebete*¹ enthalten, wurden hin und wieder von uns benutzt. — Dagegen haben wir zu der damaligen Profanlitteratur nur alsdann unsre Zuflucht genommen, wenn sie eine wertvolle Ergänzung zu den Mittheilungen unsrer Prediger bot. Auf diese Weise sind außer dem Nibelungenliede Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Wirnt von Gravenberg, Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Würzburg, Sebastian Brant und andre von uns angezogen worden. Ganz vereinzelt haben uns auch zwei niederdeutsche Urkunden als Quellen gedient.

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften*. Basel 1876. Die darin enthaltenen Predigten aus einem Nonnenkloster bespricht R. Cruel a. a. O. S. 355—361 und Wackernagel selbst a. a. O. S. 384—393.

I. Kapitel.

Die Ernährung.

Indem wir nun aus den in der Einleitung erwähnten Schriften die hygienischen Anschauungen des Mittelalters zu schildern versuchen, beginnen wir mit der Besprechung der damals üblichen Art der Ernährung. Denn „sich zu etzen“¹ oder „des lîbes nôtdurft“² zu besorgen, galt als christliche Pflicht. „Das haltet leib un̄ seel zuosamen“³, äußert Geiler einmal, und an einer andren Stelle sagt er, daß die leibliche Speise zwar nicht das Leben zu geben, wohl aber dasselbe zu erhalten vermöge: „Liblich brot das selb gibt nitt das leben, funder allein behaltet es das leben des mensche. Einer muoft lang einem toten menschen brot in das mul thuon, das er lebēdig wurd.“⁴

Als „effig“ (efsbar) und „nützlich“⁵ aber werden namentlich die animalischen Nahrungsmittel bezeichnet. Was zunächst das Fleisch der Haussäugetiere betrifft, so lag die Herrichtung desselben den „vleischern“ oder „metzgern“ ob. Sie bildeten zusammen eine

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 115.

² Ebendas. Bd. II. S. 17.

³ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXVIII. Pred. An unsers Herren Fronlychnamstag.

⁴ Ebendas. teyl II. S. LXIX. Pred. Am Donnersttag noch Oculi.

⁵ Joannis Tauleri Predig In der Crützwochen. S. XXXVIII.

eigne „zunfft“¹ und waren meistens „fleischslahter“² (Fleischschlächter) und Fleischhändler³ zugleich. Von dem Fleisch aber, das sie feil hielten, ist das Ochsenfleisch zu nennen. Wenigstens bezeichnet es Berthold als eine besondere Sünde, „einen ohsen frezzen an dem karfritage.“⁴ Neben dem Ochsen- war auch das „kelberin fleisch“⁵ (Kalbfleisch) beliebt. So ist bei Geiler von „eim feiffzeten kalbe“ die Rede, das geschlachtet wird, um „ein fest zuozuorichten.“⁶ Wie man die Kälber mästete, so hielt man bei den Schafen und Schweinen auf „guote zucht.“⁷ Es geschah dies um so mehr, als „schwynē fleisch und lambfleisch“⁸ während des ganzen Mittelalters wohl am meisten gegessen wurden. Das erstere, das sich schon bei den alten Germanen einer besonderen Beliebtheit erfreute⁹, ward in so großer Menge verbraucht, daß beispielsweise für den Haushalt des Erzbischofs von Köln nicht weniger als 24 große und 8 mittlere Schweine täglich erforderlich waren.¹⁰ Übrigens eifert Geiler dagegen, das Schweine- und Lammfleisch, gleich den Juden, als unrein anzusehen. „Dorzuo“, so apostrophiert er die letzteren, „das schwynē fleisch, oder lambfleisch, und anders das eüch verboten ist, un̄ im gefatz unrein gesehtzt würt, das ist an jm selber nitt boefz vō art, sunder ist allein bedütlich (sinnbildlich). — Ein schwyn ist unflaetig, bedütet unküfcheit, das ist ein laster, un̄ ist boefz. — Wer do mydet unküfcheit, der selb mydet schwynē fleisch. Nun do die worheit kuomen ist, so seind soliche bedütungē ab.“¹¹

Neben dem Fleisch der Haussäugetiere ward auch dasjenige

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. CXI. Pred. Am Donnerstags noch Judica: „Die zunfft uff der metzger stüoben.“

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 285.

³ Ebendas. Bd. I. S. 150: „die müezent uns fleisch veil hân.“

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 84.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 285.

⁶ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. L. Pred. Am Samstag noch Reminiscere.

⁷ Ebendas. teyl II. S. XXI. Pred. Am Mittwoch noch Inuocauit.

⁸ Ebendas. teyl II. S. LXVI. Pred. Am Mittwoch noch Oculi.

⁹ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften.* Leipzig 1872. Bd. I. S. 23.

¹⁰ Ebendas.

¹¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. LXVI. Pred. Am Mittwoch noch Oculi.

des zahmen Geflügels vielfach genossen. In erster Linie sind hier „junge huenlin“¹, „heñen“² und „hüenre“³ zu nennen. Sie wurden im Hofe des Hauses aufgezogen, um später als feineres Gericht auf die Tafel zu kommen. Daher sagt Geiler: „Die heñ muofz uff dē mift gon, kompt sie in die stuben so schreyt yedermā über sie un wüfft mā mit tellern zuo ir, un treybt sie hin ufz. — Darnach aber tregt mā sie zwyschē fylberin blatten uff den tisch für fürsten und herren.“⁴ Aber nicht nur die Großen, auch die Geistlichen hatten eine besondere Vorliebe für sie. Denn in ziemlich drastischer Weise wird das feindliche Verhältnis zwischen Pfarrern und Mönchen daraus erklärt, daß die ersteren gern Hühner, die letzteren gern Eier essen, wodurch sich beide ihre Lieblingsspeise gegenseitig verteuern: „Dy pffaffen essen die huener, so essen die münch die eyer, so haffen die mūch die pffaffen dz sie so vil hūner essen, darūb so fein die eier theur, so haszē die pffaffē dy mūch dz sie dy huener thür machē darūb dz sy vil eier effē.“⁵ Daß sich auch die Kriegsknechte gern Hühner für ihre Mahlzeit aneigneten, ist bei der großen Begehrlichkeit derselben nicht zu verwundern. Berthold vergleicht einen solchen „herren schiltknecht“ mit der unersättlichen „heuschrecke“ und macht demselben zum Vorwurf: „Sô er danne an eime hnone genuoc haete, sô würget er zeheniu, — und alsô tuot er dem allem sament.“⁶ Aber nicht nur Hühner, sondern auch „kappone“⁷ (Kapaunen), „fafant huener“⁸ (Fasanen) und „tuben“ (Tauben) wurden gern gegessen. Letzteres folgt schon daraus, daß

¹ Ebendas. teyl II. S. XXI. Pred. Am Mitwoch noch Inuocauit.

² Geyler vonn Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer*, letzte Seite. Die Henne wird auch bei Berthold in dem Sprichwort erwähnt: „Einer Frauen Romfahrt und einer Henne Flug über den Zaun sind gleich viel nütze.“ Vgl. R. Cruel a. a. O. S. 319.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 375 und 368. Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXVIII ff. Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁴ Geyler vonn Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer*, letzte Seite.

⁵ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXVIII ff.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 368.

⁷ Geiler vō Keifersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁸ Ebendas.

bereits damals die Redensart üblich war: „warten“¹ oder „do fitzen bitz das dir ein gebrottene tub in das mul flueg.“² Ziemlich verbreitet ist jedenfalls auch der Genuß der „gense“³ gewesen. Geiler unterscheidet „growe“ (graue), grobe und grofze“⁴, sowie „schwartze“⁵ und „wiffe gaenns.“⁶ Ebenso ist bei ihm von „der ganz an marckt“⁷ die Rede, und bei Berthold werden „kinder, die der gense huetent an dem velde“⁸ erwähnt. Zugleich klagt der letztere auch hier wieder den Kriegsknecht an: „Sô er danne an einer gense genuoc haete, sô wûrget er vier oder zehene.“⁹ Wo eine Gans zu viel war, da wurde statt derselben auch wohl ein „antfogel“¹⁰ (Ente) verzehrt.

Noch mehr als zahmes Geflügel galt „wildpraet“¹¹ als „ein befunder schleck“¹² (Leckerbissen). Bereits die alten Germanen hatten dasselbe, freilich nur wenn es ohne haut goût war¹³, sehr schmackhaft gefunden, und dem entsprechend werden auch von Geiler „kapon. uñ wildpraet“ der „schlechten speyß“, wie sie „ein closter mēsch“ genießt, gegenübergestellt.¹⁴ Auf den öfteren Genuß des Wildes

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XV. Pred. Am Sonntag noch Inuocauit.

² Ebendas. teyl III. S. LX. Pred. An dem Achtenden sonnentag noch Trinitatis.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 375. Geiler vñ Keiserfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁴ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXV. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁵ Ebendas. S. XXXVI.

⁶ Ebendas.

⁷ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XCVI. Pred. Am Frytag noch Letare.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 403.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 368.

¹⁰ Geiler bei H. Rinn, *Kulturgeschichtliches aus deutschen Predigten des Mittelalters.* Programm No. 655 der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. Hamburg 1883. S. 17.

¹¹ Geyler von Keyserfperg, *Der hasz im pfeffer, die vierd eygēschafft des haczylins.* Ebendas. *die neünd eygēschafft des haczylins.* Geiler vñ Keiserfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

¹² Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die vierd eygēschafft des haczylins.*

¹³ Cibi simplices: agrestia poma, recens fera, aut lac. concretum, Tacitus, *de Germ.* cap. XXIII.

¹⁴ Geiler vñ Keiserfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

weist übrigens schon die häufige Erwähnung des „geiaegts“¹ (Jagd) und „iagens“², sowie der „jeger unde weideliute“³ hin. Welche Art von Wildpret aber dieselben für die Küche lieferten, finden wir bei Berthold angeführt. „Ir wizzet wol“, so läßt er sich in einer Predigt vernehmen, „daz die jeger unde die weideliute vil maniger hande (mancherlei) stricke müezent haben. Mit einer hande stricke vâhent sie die bern — unde die hirze unde diu grôzen tier (wiltswîn⁴). Sô vâhent sie die hasen — aber in andern stricken, — unde diu künigelin (Kaninchen) unde sô getâniu tierlin vâhet man aber mit ander leie stricken.“⁵ Namentlich der Hase muß sehr häufig gegessen worden sein. Denn Berthold erzählt nicht nur von ihm: „Swie wol er fliehen kan der hase unde swie wol er fliehen getar (sich getraut), sô hât im der weideman sine stricke geleit mit listen: swenne er wil waenen daz er wol geflohen habe, sô gêt er im in die hant unde wûrget in unde schindet in unde braetet in unde siudet in“⁶, sondern er benutzt „das forchtsam, unachtbar, clein thierlin“⁷, das „ze allen zîten in flûhten und der minnesten einz ist“⁸, auch öfter zu Vergleichen. In besonderem Maße aber ist dies bei Geiler der Fall, der einen ganzen Cyklus von Predigten über die „geistliche bedeütung des Haezfzins, wie man das in dem pfeffer bereiten sol“⁹, hielt.

Indessen mit dem Genuß des soeben erwähnten Wildprets begnügte man sich nicht. Vielmehr brachte man auch wildes Geflügel auf den Tisch, wie denn Geiler von dem Schlemmer tadelnd bemerkt: „Ein wuefter fraeffiger mensch — der luogt das er alle thierlin un

¹ F. K. Grieshaber, *Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts*. Abt. 1. S. 158. Jo. Tauleri *Predig Am II. fontag in der Fasten*. S. XXV.

² Jo. Tauleri *Predig Am II. fontag in der Fasten*. S. XXV.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410. Ebendas. Bd. I. S. 555. Geiler vonn Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer, die neünd eygenschaft des haezfzins*.

⁴ „Mir troumte, wie iuch zwei wildiu swîn jageten über heide“, Der Nibelunge not nach Lachmanns Ausgabe 864, 2. „Mit ir scharpfen gêren si wolden jagen swîn beren unde wisende“, ebendas. 854, 2. 859, 3.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 555—556.

⁷ Geiler vonn Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer*. Titel.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 554.

⁹ Geiler vonn Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer*. Titel.

gewild in den weldē, un̄ die adelichen voegel im lufft — im in feinē magē kōmen un̄ versudle.“¹ Die Vōgel wurden entweder mit Netzen² oder vermittelst des zur Beize abgerichteten „federfpiles“³ (Falke) gejagt, das selbst mancher „pfaffe“ zu „bereitten“ verstand.⁴ Den Ertrag der Jagd aber bildeten „birkhuener“, „haselhuener“ und vor allem „rephuener.“ Dafs die letzteren als ein „kōstlich ding“ für den Gaumen galten, folgt aus einer Stelle bei Geiler: „Der hoefz geift betoeret angengs un̄ versuocht Adam un̄ Eva, nit mit eim rep-huon, fund' mit einē oepffel, hōd sie sich un̄ uns in iamer un̄ in ellend bracht un̄ verschleckt, es ligt nit daran ob du kōstlich od' nachgültig (geringwertig) ding effest, du magst dich ebē als wol verschuldē in essen eins oepffels od' andrer frucht, als hettestu ein rephuon geessen.“⁵ Neben den eben genannten Hühnern wurden auch der „brachvogel“ (Krammetsvogel) und „snarz“ (Wachtelkönig) für die Küche gefangen. Dagegen legt Geiler Protest ein, dafs man den schön gezierten Distelfinken verzehre: „Ein hüpfch distel voegelin das got so fein gemacht hat, un̄ uff das aller schoenest ufzgestrichē mit hüpfchē farben, nit darüb dz es in deinē bauch zuo dreck würde.“⁶

Aufser dem Fleisch der Warnblüter kam auch dasjenige der Fische verhältnismäfsig oft auf den Tisch⁷, zumal dasselbe eine beliebte Fastenspeise war.⁸ Die „fisfchery“⁹ lag dem „ampt der fisfcher uff d' fisfcher stuooben“¹⁰ ob und wurde teils mit „netzen“¹¹, teils

¹ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410.

³ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XXXVI. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

⁴ Ebendas. teyl I. S. XXX. Pred. Am Sōnentag Septuagesima.

⁵ Geiler vō Keiserfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁶ Ebendas.

⁷ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXII. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis. Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150.

⁹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. LVI. Pred. Am Fünfften sonnentag noch Trinitatis.

¹⁰ Ebendas. teyl II. S. CXI. Pred. Am Donderstag noch Judica.

¹¹ Ebendas. teyl III. S. LVI. Pred. Am Fünfften sonnentag noch Trinitatis. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410.

mit „dē angel“¹ betrieben, an dem sich „das luoder“² (Lockspeise) als „chorder“³ (Köder) befand. Die Bente aber, die man so den „wyhern“⁴ und „vlüzzen“, wie dem „moer“⁵ abgewann, bestand in „kreffen“⁶ (Gründlinge), „felmelingen“⁷ (kleine Lachse), „falmen“⁸, „forellen“⁹, „heringen“¹⁰, „stockfischen“¹¹, „grôzen hûsen“¹² (Hausen) und „störn.“¹³ Namentlich die Heringe waren ein sehr gewöhnliches Gericht¹⁴, da dieselben in dichten Zügen gefangen wurden. Denn „die hering die farent daher mit groffer vile (Menge), fie habē ein fürer. Ein hering der schwimmt voranhin, und dye andern all nahin.“¹⁵ „Nit benugen hân an einem hering“¹⁶ wird als ein Zeichen von Ungenügsamkeit angeführt. Neben den erstgenannten „schnopvischen“¹⁷ waren auch „ungeschuepte fisch“¹⁸ auf dem „fischmarckt“¹⁹ zu haben,

¹ Joannis Tauleri *Predig Uff fontag nach der heilgē dry künig tag*. S. XV. Geiler vō Keyferfzberg, *Der seelen Paradisz*. cap. 6. S. XXXXI. Derselbe, *Poftill.* teyl III. S. C. Pred. Am Zweyundzwentzigften sonnentag noch Trinitatis.

² Geiler vō Keyferfzberg, *Der seelen Paradisz*. cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXXI.

³ H. Rinn a. a. O. S. 32.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl II. S. LXXVII. Pred. Am Sonnentag Letare.

⁵ Ebendas. teyl III. S. C. Pred. Am Zweyundzwentzigften sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Ebendas. teyl II. S. CI. Pred. Am Sonnentag noch Judica.

⁷ Ebendas. teyl III. S. LVI. Pred. Am Fünfften sonnentag noch Trinitatis.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410. Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl II. S. LXXI. Pred. Am Frytag noch Oculi.

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl II. S. LXXI. Pred. Am Frytag noch Oculi.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150. Geiler vō Keiferfzberg, *Die Emeis*. S. XXXIII.

¹¹ Geiler vō Keiferfzberg, *Die Emeis*. S. XXXIII.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 410.

¹³ Ebendas.

¹⁴ Geiler vō Keiferfzberg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

¹⁵ Geiler vō Keiferfzberg, *Die Emeis*. S. XIII.

¹⁶ H. Rinn a. a. O. S. 17.

¹⁷ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 146.

¹⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl II. S. LXVI. Pred. Am Mittwoch noch Oculi.

¹⁹ Ebendas. teyl II. S. VI. Pred. Am Donnerstag vor Inuocauit. Ebendas. teyl II. S. CI. Pred. Am Sonnentag noch Judica.

und zwar rechnete man „ael (Aale), neünocken, rufolcken (Quabben) und groppen“¹ (Grundeln) hierzu. Dafs die Juden diese infolge eines gesetzlichen Verbotes² nicht essen, findet sowohl bei Geiler³, als in einer Predigt der Grieshaberschen Sammlung⁴ Erwähnung. Dagegen war der „eierreiche krebz“⁵ allgemein als Speise geschätzt, und nur ihn roh zu geniessen galt als besonders widerwärtig.⁶

Von den tierischen Nahrungsmitteln ist endlich noch als eins der alltäglichsten „die milch“⁷ anzuführen. Wie schon „ein klein kint“⁸ sich an „siner muoter brüsten“⁹ nährte, es sei denn, dafs dieselben „erdorret“¹⁰ gewesen, so nahm man auch noch in reiferem Alter gern Milch zu sich. Bereits bei den alten Germanen hatte eine Vorliebe hierfür bestanden¹¹, und dafs dieselbe ebenso während des Mittelalters herrschte, beweist die öftere Erwähnung von „scäf (Schaf) unde chuo (Kuh) melche.“¹² Aufser Milch diente auch alles, was sich aus derselben bereiten läfst, das sogenannte „molchen“¹³, zur Nahrung. „Want wir aber fin in den tagen der heiligen urstende“ (Ostern), so heifst es in einer Predigt, die das Fasten einschränkt,

¹ Ebendas. teyl II. S. LXVI. Pred. Am Mittwoch noch Oculi. Derselbe, *Der hafz im pfeffer, die neünd eygenschaft des haefzklins*.

² Levit. 11, 9 f., vgl. Mischn. Choll. 3, 7. Porphy. abstin. 4, 14.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill*. teyl II. S. LXVI. Pred. Am Mittwoch noch Oculi.

⁴ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 146.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 553.

⁶ „Den krebz wolt ich ê ezzen rô“, *Gedichte Walthers von der Vogelweide*, ed. Lachmann. Berlin 1843. 76, 9.

⁷ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 68—69.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 132.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 209 u. 208.; Bd. II. S. 8.

¹⁰ Ebendas. Bd. I. S. 209.

¹¹ (Germani) agriculturae non student; majorque pars victus eorum in lacte, caseo, carne consistit, Caesar, *de bell. gall.* lib. VI. cap. 22. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt. Ibid. lib. IV. cap. 1. Non pecudem his (Chaucis) habere, non lacte ali ut finitimis — contingit, Plinius, *hist. natur.* lib. XVI. cap. 1. Vgl. Strabo IV, 5.

¹² H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Breslau 1837. Tl. II. S. 46.

¹³ W. Müller u. F. Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Leipzig 1863. Bd. II. Abt. I. S. 170.

„so erlonben wir in (euch) daz molchen ze einem male in dem tage.“¹ Hierher gehörte die „putirmilch“² (Buttermilch), die „buter“ oder das „milchsmalz“³ und vor allem der „kaese.“⁴ „Ein blaws kaefzlin“ wurde von der „hêrschaft“⁵ gern noch nach Tische gegessen, wenn der Hunger bereits gestillt war⁶; aber auch „daz nackente völkelech, daz dâ heizet diern oder knehte“⁷, war nicht unempfindlich dafür, wie aus der Anklage Bertholds gegen dasselbe hervorgeht: „Dû stilst daz ei unde den kaese.“⁸ Die hier erwähnten „eyer“⁹ waren gleichfalls eine sehr verbreitete Speise, und zwar verzehrte man sowohl Hühner-¹⁰ als Gänseeier.¹¹ Nur vor einem „stinkenden fûlen ei“¹² nahm sich jeder in acht. Aber nicht nur an Eiern, sondern auch an „smalz“ vergriff sich bisweilen das Gesinde. „Daz stilt daz salz unde daz smalz“¹³, sagt Berthold von den „leckespizen“ (Leckermänner), „die maniger leie untrinwe hân.“¹⁴ Auch das Schmalz pflegte also in keinem Haushalt zu fehlen und das Gleiche läßt sich vom „oel“¹⁵, wie vom „smer unde unslit“¹⁶ behaupten.

Selbst wenn wir über den Genuß vegetabilischer Nahrung in jener Zeit nichts Besonderes wüßten, würden wir denselben schon wegen des häufigen Hinweises auf den Landmann und die verschiedenen Zweige seiner Thätigkeit annehmen dürfen. Wie oft ist

¹ H. Hoffmann a. a. O. Tl. I. S. 77.

² Ebendas. Tl. I. S. 362. b.

³ Eine Glosse übersetzt butyrum mit milchsmalz, Sumerlaten. *Mittelhochdeutsche Glossen*, ed. Hoffmann von Fallersleben. Wien 1834. XXXIV, 58.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 84.

⁶ Geiler vō Keifersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 479.

⁸ Ebendas. Bd. I. S. 479 u. 84.

⁹ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXVIII f. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150 u. 479.

¹⁰ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXVIII f.

¹¹ H. Hoffmann a. a. O. Tl. II. S. 315.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 434.

¹³ Ebendas. Bd. I. S. 479 u. 84.

¹⁴ Ebendas. Bd. I. S. 479.

¹⁵ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 68—69. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150.

¹⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 438.

nicht von dem „ackerman“¹ oder „buren“² die Rede, „der da bawet mit groffer arbeit das korn“³ und „sein brot mit seinem schweiß gewinnen und verdienen sol.“⁴ Geiler erzählt, daß er auf seinem „ackerhoff od' gültguot“⁵ „den myst uff die aecker ufzfuert“⁶, in einer Predigt bei Leyser werden die „phluochyferen“⁷, mit denen er den Acker umstürzt, erwähnt, und Tauler endlich berichtet: „Der ackermann, der zu wirken hat in dem merzen, so er sihet, daß die sonne beginnet nahen, so behauwt er und beschneidet seine bann und grebt seinen grund aufz und kert sein ertrich umb und grebt es mit großem fleiß.“⁸ Weiter hören wir, wie auf die Bestellung des Bodens die Aussaat folgt: „der bur, der seygen wil, luogt, das er uff die tag haltet, so schoen wetter ist“⁹, und alsdann „wirfet er daz korn in die erde.“¹⁰ Aber auch mit dem Säen ist die Mühe und Erwartung desselben nicht zu Ende. Hat er „geforget wie das korn well bliegen, und zytigen das erst gefeygt ist, und wie es gon well“¹¹, so naht schon wieder die Zeit, „so man in der ernen (Ernte) sorg hatt, das man schnydet zuo rechter zeyt, das das korn haeryn kumme.“¹² Öfter „in den kryegslaeuffen geschicht es“ auch wohl, daß „ein anderer kompt und jin das selb abschnidet, so trurt

¹ Joannis Tauleri *Predig Am X. Sontag nach Trinitatis*. S. XCVI.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXXIII. Pred. Am Frytag noch Oculi. Ebendas. teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 27.

³ Joannis Tauleri *Predig Am IIII. Sontag nach Trinitatis*. S. LXXXIII.

⁴ Derselbe, *Predig Am X. Sontag nach Trinitatis*. S. XCVI.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXX. Pred. Am Frytag noch Oculi.

⁶ Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁷ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 48. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 238 u. 241.

⁸ Tauler bei H. Rinn a. a. O. S. 12; vgl. W. Wackernagel, *Altdutsche Predigten und Gebete*. S. 86: „Der waeri ain tumber man der linen samen wurfi uff ain ungebuwen ertrich.“

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXII. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 79.

¹¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹² Ebendas.

er, und schrygt mordenjo.“¹ Erst wenn das Getreide „gemaeket“² „gebunden“³, mit „dem flegel“⁴ „gedroschen“⁵ und „in die schüren“⁶ „ingeferuet“⁷ ist, läßt sich der Besitz desselben als gesichert ansehen.

Das so gewonnene „korn“⁸ aber bestand von alters her⁹ in „waizzin“¹⁰, „rogken“¹¹, „gersten“¹² und habern.“¹³ Doch wurden auch „treffen“¹⁴ (Lolch), „knüllen“¹⁵ (Unkraut) un „ratten“¹⁶ (Raden) under den guoten kernen“¹⁷ gefunden. Am meisten war „der edele weizen“¹⁸ „oder waz von weizen geslehte“¹⁹, wie „der dinkel“, geschätzt. In einer Predigt bei Grieshaber heist es, viele Leute thäten wie Kain, der das schlechte opferte und das beste für sich behielt: „die gefsent de dinchelin (das aus Dinkel bestehende) un gebent de ruggin (das aus Roggen bestehende) alder de heberin“²⁰ (das aus Hafer bestehende).

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl II. S. LXXIII. Pred. Am Frytag noch Oculi.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 28.

³ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 86.

⁴ Joannis Tauleri *Predig Am X. Sontag nach Trinitatis.* S. XCVI.

⁵ Ebendas. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 28.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl II. S. LXXIII. Pred. Am Frytag noch Oculi.

⁷ Ebendas. Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl III. S. LXXXIX. Pred. Am Sibentzchenden sonnentag noch Trinitatis.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 22. Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl III. S. LXXXIX. Pred. Am Sibentzchenden sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 79.

⁹ Tacitus, *de Germ.* cap. XXIII. Plinius, *hist. natur.* lib. XVIII, 17 (44). Strabo IV, 5.

¹⁰ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 22. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 301. Joannis Tauleri *Predig Uff fant Laurentzen tag.* S. CCXIII.

¹¹ Joannis Taulery *Predig Am IIII. Sontag nach Trinitatis.* S. LXXXIII.

¹² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 22. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 117.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 117.

¹⁴ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 37.

¹⁵ Ebendas. Abt. 2. S. 37 u. 41.

¹⁶ Ebendas.

¹⁷ Ebendas. Abt. 2. S. 41.

¹⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 239.

¹⁹ Ebendas. Bd. I. S. 301.

²⁰ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 70.

Die gleiche Anschauung findet sich bei Tauler, dem die Bauern ihrer schweren Arbeit wegen leid thun, da „jn doch das beste nicht zuo genyessen wirt, funder der rogk zuo effen.“¹ In noch geringerer Achtung als Roggen standen Hafer und Gerste.² Daher wird von einem Vater seinem Sohne geraten: „sun, den rocken mische mit habern, ê du vische ezzest mit unêren.“³ Von der Gerste aber meinte man, sie sei „fûhter (feucht) nature“⁴ und „mache sam (wie) dem roken wind in dem leib.“⁵

Wie nun aus dem Hafer „das habermuofz“⁶ hergestellt ward, so wurde aus dem übrigen Korn zunächst „entzwischent zwain mülftain“⁷ „das mël“ und sodann aus diesem durch den „brothecken“⁸ oder „bachmeister“⁹ in dem „bachûs-oven“¹⁰ das „brôt“¹¹ bereitet. Über diese Vorgänge äufsert sich eine Predigt, welche Wackernagel mitteilt: „Nu muoffent aim ieglichen korn fechs ding e geschehen e es zuo brot werde. Daz erst daz man es fndet. Daz ander daz man es bindet. Daz dritte daz man es dröfchet. Daz vierd daz man es melt. Daz fünfte daz man es knittet. Daz sechste daz man es bachet.“¹² Zumeist war es „daz waiffin (Weizen) korn

¹ Joannis Taulery *Predig Am IIII. Sontag nach Trinitatis*. S. LXXXIII.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 117.

³ Helmbrecht, ed. M. Haupt in seiner Zeitschrift. Bd. IV. S. 465.

⁴ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 22.

⁵ Konr. v. Megenb., ed. F. Pfeiffer. 413, 6.

⁶ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XI und XII. Pred. Am Freytag vor Inuocauit.

⁷ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 87. Bei den alten Germanen besorgte den Mühlstein eine eigne Magd, vgl. W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 21.

⁸ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 15; vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150: „Die müezent uns eht (eben) daz brôt backen.“ Schon die alten Deutschen hatten unter ihren Sklaven besondere Bäcker, s. W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 21.

⁹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 108.

¹⁰ Ebendas.

¹¹ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 76. W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 88. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 238. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 107.

¹² W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 86.

dar us daz brot gemachet wart“¹, doch ist auch von „rugginen“ und „gierftinen brôten“² die Rede. Die letzteren werden als „hêrtez (hart) brôt“³, das „derbe gebacken“⁴, im Gegensatz zu dem „lîhte gebackenen“ bezeichnet. Der Genuß des Brotes hatte eine so grofse Verbreitung, daß nicht nur „ain sniton (Schnitte) brotez“⁵ das gewöhnlichste Almosen war⁶, sondern auch ein Prediger bei Grieshaber geradezu sagt: „Der lip wirt gespifet von dem brôte.“⁷ Nach eben demselben ist es auch „ain boefez zaichen an dem siechen swenne (wenn) im de lîplich brôt widerzeme (widerlich) wirt un̄ de er de niht ninzet“⁸ (genießst).

Noch mehr als Brot wurden „vladen“⁹, sowie andre Arten „knochen“ zumal von der Jugend hoch gehalten. Daher der schöne Vergleich, der uns bei Geiler begegnet: „Dozuo ist er gestanden und jnē als ein lebkuechener under den dorffknaben, die zuorings umb jn stond, un̄ ir yeglicher gern lebknochen von jm hett.“¹⁰ Außer Lebkuchen liebten dieselben aber auch „offaten, rörlin un̄ hüppen“¹¹, sowie „mafot-“¹² oder „derpknochen“¹³, welche letzteren ungesäuert und ausschließlich mit „gerwen“¹⁴ (Hefe) zubereitet waren. Aber nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen

¹ Ebendas. S. 85, vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 301.

² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 107.

³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 301.

⁵ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 72.

⁶ Ebendas. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 601.

⁷ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 108.

⁸ Ebendas.

⁹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 107.

¹⁰ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. X. Pred. An dem heyligen willzen Sonnentag.

¹¹ Geiler bei R. Cruel a. a. O. S. 542.

¹² Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXII. Pred. Am Donnerstag noch Innoeaut. „Mafotknoche“ oder „matzenknoech“ entspricht dem hebräischen **מצות**, süße, ungesäuerte Brotkuchen, Exod. 12, 15. 18.

¹³ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 363.

¹⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 301

war „der kuchenbecke“ (Kuchenbäcker) gerne gesehen, wie denn Geiler seine Hörer einmal vor Leckerei warnt und dieselben ermahnt, „das nitt durch die kuchenwyh undertruckt werde die kirwyh“¹ (Kirchweihe). Ja ein übereifriger Prediger will, wie einst Plato die Dichter, so die Kuchenbäcker aus dem Staate vertrieben wissen, da doch diejenigen nicht verteidigt werden könnten, die ihr ganzes Leben mit dem Backen von überflüssigem Honigkuchen zubrachten.²

Wie nun der Landmann für das tägliche Brot, so hatte „der gartner“³ für die verschiedenen Gemüse- und Obstarten Sorge zu tragen. Was zunächst das Gemüse betrifft, so war Germanien von jeher an essbaren Kräutern und Wurzeln reich gewesen.⁴ Schon zur Zeit der Römer produzierte es Spargel oder, wie sich Kaiser Tiberius scherzend ausdrückte, ein Kraut, das dem Spargel sehr ähnlich sehe⁵; ferner baute man damals Rettige von der Größe eines Kindskopfes⁶ und Zuckerrüben, so gute, daß sich derselbe Tiberius alljährlich davon nach Rom kommen liefs.⁷ Alle diese Erzeugnisse des Bodens waren aber auch noch während des Mittelalters als Nahrungsmittel gebräuchlich. Geiler erwähnt „louchkolben“ (Spargel) und „radicht“⁸ (Rettig), von welchem letzteren es heisst: „raetich ist chalt und veucht (feucht) — und gît guot blut und senftet den durst und machet den slâf.“⁹ Die gleiche Natur

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Pöftill.* teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag.

² Thomas Haselbach bei R. Cruel a. a. O. S. 497.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Pöftill.* teyl II. S. CXI. Pred. Am Donnersttag noch Judica.

⁴ Strabo IV, 5, vgl. W. Wackernagel, *Kleinere Schriften.* Bd. I. S. 23.

⁵ Est et aliud genus incultius asparago, mitius corruda, passim etiam in montibus nascens, refertis superioris Germaniae campis, non inficeto Tiberi Caesaris dicto herbam ibi quandam nasci simillimam asparago, Plinius, *hist. natur.* lib. XIV. cap. 8 (42).

⁶ Frigore adeo gaudet (raphanus) ut in Germania infantium puerorum magnitudinem aequet, Plinius, *hist. natur.* lib. XIV. cap. 5 (26).

⁷ Siser et ipsum Tiberius princeps nobilitavit flagitans omnibus annis a Germania, Plinius, *hist. natur.* lib. XIV. cap. 5 (28).

⁸ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 12.

⁹ *Arzneib.* J. Diemer. b. XIII.

schrieb mau auch andern „würtzlin“¹, insbesondere den „ruoben“ (Rüben) und „morchē“ (Möhren) zu²; zugleich meinte man: „die gesoten ruoben waichent den leip und machent in geng.“³ Aufser den Wurzeln waren auch die mancherlei Arten „krût“ ein beliebtes Gericht.⁴ Unter „krût“⁵ ist vor allem „köle“ (Kohl) zu verstehen⁶, der nur dann als „ein guot kraut“⁷ angesehen wurde, wenn er fleissig „beschüttet“⁸ (begossen) und nicht von „würmen loecheret gemacht“⁹ worden war. Daneben wurde auch „ein blatt lattich“¹⁰ gern genossen, während „peterlin“¹¹ (Petersilie) eine gewöhnliche Zuthat zur Suppe war. Daher das Sprüchwort, das uns öfter bei Geiler begegnet: „peterlin fein uff allē fuppē“¹², das heisst „yed'man fein lumpē ufzweščē wellen.“¹³

Einen geringeren Wert als dem bisher genannten Gemüse schrieb man den „lynfsen“¹⁴, „bonen“¹⁵ und „erbfzen“¹⁶ zu. „Ein lynfsen

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl II. S. XXII. Pred. Am Donnerstag noch Inuocaut.

² „Diu ruob und auch ir kraut sint an der art kalt und fäht“ (feucht) Konr. v. Megenb., ed. F. Pfeiffer. 419, 6.

³ Konr. v. Megenb., ed. F. Pfeiffer. 419, 11.

⁴ „Krût unde wûrzelin daz muose ir beste spise sin“, Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. Berlin 1833. 501, 13.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl III. S. LXII. Pred. Am Achtenden sonnntag noch Trinitatis.

⁶ W. Müller u. F. Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch.* Leipzig 1854. Bd. I. S. 890.

⁷ Joannis Tauleri *Predig Am VIII. Sontag nach Trinitatis.* S. XCIII.

⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl III. S. LXII. Pred. Am Achtenden sonnntag noch Trinitatis.

⁹ Joannis Tauleri *Predig Am VIII. Sontag nach Trinitatis.* S. XCIII. F. K. Grieshaber, *Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts.* Abt. 2. S. 104.

¹⁰ Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl II. S. LXXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

¹¹ Ebendas. teyl I. S. XXXIII. Pred. Am Sönntag Sexagesma.

¹² Ebendas. teyl III. S. XXXVI. Pred. An dem Anderen sonnntag noch Trinitatis.

¹³ Ebendas.

¹⁴ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 12. Geyler von Keyferfzberg, *Pofill.* teyl III. S. LXII. Pred. Am Achtenden sonnntag noch Trinitatis.

¹⁵ Ebendas.

¹⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 117.

muos“¹ oder „gersten, linßen unnd erbsen durch einander geschüttet“² werden ausdrücklich als „schlechte speyz“³ bezeichnet. In gleicher Weise waren auch die Bohnen wenig geschätzt. „Aber hinden noch findt sich die bon“⁴, sagt Geiler von den Hoffärtigen, deren Nichtigkeit doch zuletzt ans Tageslicht kommt, und Berthold versichert: „Got hât ouch vil bezzer spise oben uf dem himele — danne bônen und arbeize“⁵ (Erbsen). Etwas höher standen trotzdem die Erbsen im Ansehen, ja „zucker erbsen“⁶ waren geradezu ein Leckergericht. Wie uns Geiler erzählt, wurden dieselben von den Eltern benutzt, um ihre Kinder damit ins Kloster zu locken und sich so der Fürsorge für sie zu entledigen.⁷ Aber auch im Kloster selbst verstand man Zuckererbsen zu würdigen, wie denn derselbe Prediger den Nonnen vorwirft: „Ja den hetten sie auch gern was neüwes aufgieng, als birlin (Birne), kirszlin, den zucker erbsen“, was aber alles „schleck“ (Leckerei) und nichts „als eytel gickerlifz geckerlifz“ sei.⁸

Dies führt uns auf „daz obez“⁹ (Obst), welches während des Mittelalters gegessen wurde. Ausser den eben erwähnten „biren“¹⁰ (Birnen) und „kirschen“ (Kirschen) sind vor allen Dingen „oepffel“¹¹

¹ Geiler vō Keiserfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwerl*.

² Derselbe, *Poftill*. teyl II. S. LVI. Pred. Am Montag noch Oculi.

³ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwerl*.

⁴ Derselbe, *Poftill*. teyl I. S. XXXIII. Pred. Am Sönnentag Sexagesima.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 117.

⁶ Geyler von Keyferfperg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehē eygēschafft des haefzlinz*.

⁷ Ebendas.: „Du bringst dein kind hyn mit einē Jesus knaeblin, und zucker erbsen, und andrer freüntschafft die du im tuoft die wyl es nit verbunden ist, weñ es aber profesz thuot (das Gelübde ablegt) —, das du sein sicher bist dz es nit meer zu dir kompt so laffest du es sitzen.“

⁸ Geyler von Keyferfperg, *Der hasz im pfeffer, die neünd eygēschafft des haefzlinz*.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 198. Joannis Tauleri *Predig Am VIII. Sontag nach Trinitatis*. S. XCIV.

¹⁰ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill*. teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynstag noch Inuocavit. Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare. Als eine besondere Art von Birnen werden „die gelen (gelben) schiltbieren“ genannt, ebendas. teyl III. S. LVI. Pred. Am Fünfften sonnentag noch Trinitatis.

¹¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill*. teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynstag noch Inuocavit. Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare. Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwerl*.

zu nennen, wie sie von „den apfelboumen“¹ „des boumgarten“² gewonnen wurden. Man unterschied schon damals gute und schlechte Sorten derselben, indem Berthold an die Ritter die Frage richtet: „Ir herren, ir ritter, wederz (welches von beiden) waere iu lieber in iuwerm boumgarten: ein edel boum der muschât trüege oder hundert die sûre holzepfel trüegen?“³ Mochten sie aber einer feineren oder geringeren Art angehören, auf keinen Fall durften sie „wurmeflig“⁴ (wurmstichig) sein; denn wenn auch „die wurmfichigen oepffel scheinen als (so) gelb und als schoen, und etwan vil gelber und schoener dan die guoten“⁵, — „in dem grundt findet man loecher“⁶ und „das fy zuo mal vol würin seind.“⁷ Wie die Äpfel, so wurden auch „malgran ephel“⁸ (Granatäpfel), „erdepphile die suozen“⁹ (Melonen) und „sowere nespeln (Mispeln), die die hitze leschent“¹⁰, für den Genuß feilgehalten.¹¹ Außerdem führte man „fygen“¹² aus Italien ein, da „der fygenboum“¹³ in Deutschland nur vereinzelt vorkam. Auch „die mandel“¹⁴ mit „der durren rinde unde dem süezen kern“¹⁵ wurde meist importiert, während „die nuffz“¹⁶ eine so gewöhnliche heimische

¹ Derselbe, *Postill.* teyl II. S. CVIII. Pred. Am Mittwoch noch Judica. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 198.

² Joannis Tauleri *Predig Am VIII. Sontag nach Trinitatis.* S. XCH. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 178.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 178.

⁴ Joannis Tauleri *Predig Am VIII. Sontag nach Trinitatis.* S. XCH und S. XCIV.

⁵ Ebendas. S. XCIV.

⁶ Ebendas. S. XCH.

⁷ Ebendas. S. XCIV.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 58.

⁹ H. Hoffmann a. a. O. Tl. II. S. 43.

¹⁰ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. CVIII. Pred. Am Mittwoch noch Judica. *Arzneib.* J. Diemer. e. IX.

¹¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 225.

¹² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 58. Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXI. Pred. An dem Achtenden sonnntag noch Trinitatis. Ebendas. teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynstag noch Inuocaut. Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare.

¹³ Ebendas. teyl II. S. CVIII. Pred. Am Mittwoch noch Judica.

¹⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 38.

¹⁵ Ebendas. Bd. I. S. 38 und S. 185.

¹⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynstag noch Inuocaut. Ebendas. teyl II. S. XXII. Pred. Am Donnerstag

Frucht war, dafs man sie den wertlosen „kleinen dingen“¹ beizählte; namentlich „die taube nuofz die aufzwendig hübfch fcheinet, und inwendig einen dürrē verdorbnen kernen hatt“², wird in diefem Sinne öfter erwähnt. Nicht viel gröfsere Achtung genossen „die erdbern“³, znmal „man nit die zeitigen (reifen) allein abbrach, fonderu zugleich die noch grnen warē, unnd halb rot, und halb weifz, unnd eins under dem anderen“⁴, und auch die kleinen „trûben“⁵ (Trauben), die den Namen „moertrûbel“⁶ führten, waren im allgemeinen wenig gefchätzt.⁷ Dagegen sah man es als ein Glück an, dafs die deutfchen Berge „manegen fchoenen wintrûben“⁸ „mit den winberen“⁹ trugen, wenn derfelbe auch nicht „alfo grôz“, wie damals in Kanaan¹⁰, „waz, dc in zwen an ainer ftange nuofen tragen.“¹¹

Haben wir bisher die im Mittelalter üblichen Nahrungsmittel gefchildert, fo erübrigt noch, der Genußmittel jener Zeit Erwähnung zu thun. Es find dies „die manigerley fpecereyen un gewürtze“¹², welche theils in der Heimat, theils in entfernten Ländern

noch Inuocauit. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 102.

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare.

² Derselbe, *Der feelen Paradifz.* cap. XXV. Von warer danckberkeit. S. CXXVIII.

³ Derselbe, Her d' künig ich diene gern. S. LXXVII. Pred. An dem fybenzehenden Sontag nach der Dreyfaltigkeit.

⁴ Ebendas.

⁵ J. Diemer, *Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts*. Wien 1849. 64, 1.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynftag noch Inuocauit. Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare. W. Müller und F. Zarneke a. a. O. Bd. III. S. 119 überfetzen „mertriubel“ mit rhodia uva.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XVII. Pred. Am Zeynftag noch Inuocauit. Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 134.

⁹ Ebendas. Abt. 2. S. 58.

¹⁰ 4 Mos. 13, 24.

¹¹ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 58.

¹² Geyler vonn Keyferfperg, *Der hafz im pfeffer, die dreyzchē vygēfchaft des haefztlins*. F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 134.

gewonnen wurden. Zu den Heimatsprodukten ist „der safrân“¹ zu rechnen, die bekannte Blütennarbe „der saffranbluomenn“², von denen Geiler bemerkt: „Das du waeneft, das am herbft sollend saffranbluomenn im acker uffgon, do kein kluff (Furche) im acker, noch im erdtrich gewesen ist durch das gantz jor, das ift ein laerwane, und holer hoffnung, und ein vergebene vermessenheit.“³ Bei demselben Autor ist auch vom „senff“⁴ die Rede, der erst damals eine grössere Verbreitung erlangt haben muß. Hören wir doch von Feinschmeckern, „die irē frawe beuelhē, — warzuo mā senff sol esse, dz nur feltzā ift, als zuo galrey (Gallerte) od’ fultz (Sülze), dz da ift ein neüwe gewonheit yetz.“⁵ Aber auch aus „Indiā“⁶ und dem Land, „do der pfeffer wechft“⁷, wufste man kostbare Spezereien zu erlangen. Denn der Handel war schon damals so bedeutend entwickelt, daß „die koufliute“⁸ nicht nur „gon Franckfurt“⁹, „Andorff“¹⁰, „Mechel“¹¹, „Lyon“¹², „Venedig“¹³ und „Rom“¹⁴ „reiten“¹⁵ (ritten)

¹ Gottfried v. Strafsburg, *Tristan und Isolde* nach der Ausgabe von Fr. H. v. d. Hagen in Gottfrieds Werken. C. 1. Breslau 1823. 15832.

² Geiler von Keyserfzberg, *Pöftill*. teyl III. S. LXII. Pred. Am Achtenden sonnentag noch Trinitatis.

³ Ebendas.

⁴ Geiler vō Keyserfperg, *Von den fyben schwertern, das sechft schwert*.

⁵ Ebendas.

⁶ Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 421.

⁷ Geiler von Keyserfzberg, *Pöftill*. teyl IV. S. XXX. Pred. An unser lieben Frawen Liechtmessz tag.

⁸ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 34. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 115. Ebendas. Bd. I. S. 255.

⁹ Geiler von Keyserfzberg, *Pöftill*. teyl II. S. LXXIX. Pred. Am Sonnentag noch Letare.

¹⁰ Ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

¹¹ Ebendas. teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

¹² Ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünffzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹³ Ebendas. teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnentag noch

oder „fuoren“¹ (fuhren), sondern auch „schiffe fuerten umb gewin, — allerlei zuo samē raspeind (raffend) unnd hie und dort samlend das ir schiff vol werde.“² Daher rühmt Berthold dieselben: „Die mit kouf umbe gēnt, der (derer) möhte man deheine (kein) wise geraten (entraten). Sie füerent ûz einem andern künicriche in diz daz dort wolveil ist, unde daz jenhalp meres wolveil ist daz füerent sie her über, unde daz hie wolveil ist daz füerent sie hin wider. Sô füerent uns die von Ungern, die von Kerlingen (Frankreich), die ûf schiffen, die ûf wegenen (Wagen); die trībent, die tragent.“³ Die Gewürze aber, welche dieselben so „den krāmern“⁴ für „ir kremerey un grempelwerck“⁵ (Kleinhandel) lieferten, bestanden in „cardemôm“⁶, „zymet“⁷, „ymber“⁸ (Ingwer), „neglin“⁹ (Gewürznelken), „kubeben“¹⁰ und „muskât“¹¹; letzteren pflegten die jungen Mädchen ihren Freunden „in ludo castri pascali“ zum Geschenk zu machen, indem sie dieselben mit „muscatnüsszen“¹², Rosen und Veilchen bewarfen.¹³ Besonders

Trinitatis. Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹⁴ Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 115. Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neunden sonnentag noch Trinitatis.

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

² Joannis Taulery *Predig An der uffart.* S. XL.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 148.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 17.

⁵ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XVIII. Pred. Am Zeynstag noch Inuocaut.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 506. Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 790, 3.

⁷ Geyler von Keyserfzberg, *Der hazz im pfeffer, die dreyzehē eygē-schafft des haezslins.*

⁸ Ebendas.

⁹ Ebendas.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 506.

¹¹ Ebendas. Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 790, 3.

¹² Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. LXVII. Pred. Am Donnerstag noch Oculi.

¹³ Jordan von Quedlinburg bei R. Cruel a. a. O. S. 429.

oft aber fanden „die starcken pfefferkoernlin“¹, welche „bitzeln unnd beiffen“², Verwendung. Man „machte“ von denselben nicht nur „an die gallrey“³, sondern „bereitete“ auch „das haefzlin“⁴ und anderes Wildpret⁵ damit, ja setzte davon selbst dem Honigkuchen zu, um auf diese Weise zum Trinken zu reizen.⁶

Demn die Vorliebe für spirituöse Genußmittel ist die alte Untugend der Deutschen.⁷ Bereits Pytheas bei Strabo⁸ und nach ihm Tacitus⁹ gedenken des Bieres, welches jene aus Gerste bereiteten und Tag und Nacht zu genießen nicht müde wurden.¹⁰ Aber auch noch während des Mittelalters war „das byer“¹¹ ein sehr verbreitetes Getränk, wie man denn besondere „hopfgaerten“¹² hatte, um den dazu nötigen Hopfen zu bauen. Auch führt Berthold unter denen, „die dâ ezzen unde trinken veil habent“, ausdrücklich diejenigen an, „die uns bier briuwen müezent“¹³, und Gottschalk Hollen, ein Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts, beklagt sich, daß die Pfarrer von der Kanzel herab sogar darüber sprächen, wie man Bier brauen solle.¹⁴

¹ Geyler von Keyferfperg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehē eygē schafft des haefzlinz*. Derselbe, *Postill*. teyl II. S. XXIII. Pred. Am Donnerstag noch Inuocauit. Ebendas. teyl II. S. LXVII. Pred. Am Donnerstag noch Oculi.

² Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehē eygē schafft des haefzlinz*.

³ Derselbe, *Postill*. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünffzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehē eygē schafft des haefzlinz*.

⁵ H. Hoffmann a. a. O. Tl. II. S. 36 und S. 38.

⁶ Thomas Haselbach bei R. Cruel a. a. O. S. 497. Auch die bloßen Gewürze selbst, roh oder eingemacht, wurden beim Trinken gegessen: „lactwarje muschâte ingebêr galgen (Galgantwurzel) kubêben nêlikin“, *Wiener Meerf.* 227 ff. bei W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 95.

⁷ Minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inedia coelo solove adsueverunt (Germaniae populi), Tacitus, *de Germ.* cap. IV. Adversus sitim non eadem temperantia. Si indulseris ebrietati, suggerendo quantum concupiscunt haud minus facile vitiis, quam armis, vincentur, Ibid. cap. XXIII.

⁸ Strabo IV, 5.

⁹ Potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus, Tacitus, *de Germ.* cap. XXIII.

¹⁰ Diem noctemque continuare potando, nulli probrum, Ibid. cap. XXII.

¹¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXVII. Pred. Am Frytag noch Inuocauit.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 108.

¹³ Ebendas. Bd. I. S. 150.

¹⁴ R. Cruel a. a. O. S. 508.

Neben dem letzteren war allgemein nur noch der Met in Gebrauch, zu welchem das in „den honigwaben“¹ enthaltene „honech“² den Stoff lieferte. Schon die alten Germanen hatten denselben zu bereiten verstanden³, indessen auch Berthold redet von solchen, „die uns den met sieden müezent“ und „der (derer) man deheine (keine) wise geraten (entraten) mac.“⁴

Während aber Met und Bier ursprünglich das einzige Getränk bildeten⁵, begannen dieselben allmählich in Verachtung zu geraten⁶ und ihren Platz dem immer weiter sich verbreitenden „wîn“⁷ einzuräumen. Schon Berthold redet vom „wîngarten arbeiten“⁸, und an einer andren Stelle führt er als etwas besonders Wunderbares an: „Sô laet (läßt) er (sc. Gott) den edeln wolgesmaken wîn ûz sûrem wazzer werden, wan die winreben die ziehent daz saf ûz der erden, unde versiuret in den reben; dâ machet er alle jâr edeln guoten wîn ûz. Nû seht, ob daz niht ein schoenez zeichen sî?“⁹ Noch häufiger aber kommen Tauler und Geiler auf den Weinbau zu sprechen. Der erstere sagt von „dem weinholtz“: „dz ift ufzwendig schwartz und hert, und dürr, und gar schnoed. Uñ ob es dem menschen nit be-

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. VIII. Pred. Am Ofterzintag. Ebendas. teyl II. S. CX. Pred. Am Donnerstag noch Judica.

² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 68—69.

³ Strabo IV, 5.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150.

⁵ Vinum ad se omnino importari non sinunt (Germani), quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur, Caesar, *de bell. gall.* lib. IV. cap. 2; vgl. lib. II. cap. 15. Nur von den Uferbewohnern sagt Tacitus: Proximi ripae et vinum mercantur, *de Germ.* cap. XXIII.

⁶ Man beachte die Klimax in Freidanks *Bescheidenheit*, ed. W. Grimm. Göttingen 1834. 9, 5: „wazzer bier mete wîn“, sowie die Stelle in Wolfr. v. Eschenbachs *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 201, 6: „ich waer dâ nu wol soldier: wan dâ trinket nieman bier: si hânt wîns und spîse vil.“ Auf die Frage, wie man geizigen Herren danken soll, antwortet Sebastian Brant in seinem *Narrenschiff*, ed. Strobel. Quedlinburg 1839. S. 115: „daz sol man in dem piere.“

⁷ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 68. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 107. Joannis Tauleri *Prediq Am XIX. Sontag nach Trinitatis.* S. CXXI.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 108.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 79—80.

kant were. so deücht jn, difz holtz were niemandt nütz noch guot, dan allein in das feür zuowerffen, und zuouerbrennen. Aber in difem dürren holtz der rebē, da feind in dem grund inne verborgen die lebendigen adern, un̄ die edle kraft, da die aller edelst fueßigkeit aufz treüfft, und frucht aufzkommet, vor allem holtze, dafz da wechfzt unnd frucht bringet.“¹ Die Arbeit des Weingärtners aber schildert er mit den Worten: „Nun geet der weingartner schier aufz unnd be-
 fehnidet die reben², das ift das wyld holtz fchneidet er ab, wann thet er das nit, und liefz es fton an dem guoten holtz, fo brecht es alles mit einander faurn wein. — Darnach fo bindet er die reben, mā ftyckt die reben, man bygt fy von oben hernyder biß auff die erden, unnd fteckt fy denn mitt ftarcken ramen (Stützen) oder mitt ftecken, da mit die rebē ein auffenthalt haben.“³ Zuletzt „fo undergrebet man die weinftoeck, und reüt das unkraut aufz, von dē guotē.“⁴ Nicht minder als Tauler erweist sich Geiler mit den mancherlei Vorgängen im Weinberg vertraut. Auch er betont, dafs der Wein nur durch saure Arbeit, „durch hackē, fchnydē, un̄ erbrechē erlāgt“ werden kann.⁵ Weiter aber bemerkt er, indem er auf die Abhängigkeit des Weinbauers vom Wetter hinweist: „So der rebman hat im mertzen die reben gefchnitten, dornoch die gehacket, gehefftet, und bereyttet, und umb die Pfingften forget er von künfftigen dingen, wie die trübel (Trauben) zyttig wellen werden. und gedenckt, würt es vaft (sehr) regnen, fo werden die trübel ee ful weder (als) zyttig, un̄ würt der wyn fur.“⁶ Wenn aber diese Sorge überflüssig sei, so liege dagegen dem tüchtigen Weingärtner eine andre Fürsorge ob, „wenn es herbft ift, und die trübel zytig feind, das man luogt bey

¹ Joannis Tauleri *Predig Uff Septuagesima*. S. XXI.

² Nach Thomas Haselbach bestand der abergläubische Gebrauch, dafs man die Weinstöcke nur an einem solchen Wochentage zu beschneiden anfang, auf welchen in dem betreffenden Jahre das Weihnachtsfest fiel, R. Cruel a. a. O. S. 496.

³ Joannis Tauleri *Predig Uff Septuagesima*. S. XXI.

⁴ Ebendas. S. XXI—XXII.

⁵ Geiler von Keyserlzberg, *Postill*. teyl II. S. VIII. Pred. Am Donnerstag vor Inuocavit.

⁶ Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

zeyten, das die vaffz gebunden, unnd die triibel abgelesen werdenn. uff das die foegel, kreygen (Krähe) oder rappen (Rabe) die nitt abeffent.“¹

So verbreitet nun aber auch, nach diesem allen zu schliessen, der Weinbau war, so hatte der Wein trotzdem einen nicht geringen Kaufpreis. Freilich waren einzelne, weil ihnen „der pfenninge not“ war, gezwungen, denselben schon einige Zeit vor der Lese zu veräußern und alsdann „den kouf deste naher (billiger) zuo geben.“² Im allgemeinen aber pflegte der Wein nicht selten „uffzuoschlachen“³, und Berthold bemerkt ausdrücklich: „Ez ist manic lant, dâ win gar tiure ist“.⁴ Namentlich, wer nicht bar zahlen konnte, mußte „einen eimer wines umbe ein halbpfund“⁵ erstehen, „den koufte er wol umbe fünf schillinge oder sehse zum hohsten in die hant (bar) des selben tages.“⁶ Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der Weingenuß bei den weniger Bemittelten nur selten vorkam. Schließt doch Geiler, der Bräutigam und die Braut auf der Hochzeit zu Kana seien arm gewesen, da sie „nit hattend, das sye moechten ein fuoder wins oder zwey jnlegen in ein keller.“⁷ Zugleich ermahnt er den Reichen: „Schlah ein fuoder weins od’ zwey an den kopff — un gib es armē lütē umb gottz willen.“⁸ Denn die Wohlhabenden hatten oft genug „vil wync beyeinander lygen in iren keyleren, — ein vaffz lac hert am andern, das eins dem andern nit entwichen mohte.“⁹ Selbst die Nonnen besaßen einen solchen Vorrat davon, daß neben dem Amt „der raderin“ (Ratgeberin) und „chormeisterin“ auch dasjenige einer „weinkellerin“ bei ihnen bestand.¹⁰

¹ Ebendas. teyl III. S. LXXXI—LXXXII. Pred. Am Fünfftzehenden sonn-
nentag noch Trinitatis.

² Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 15.

³ Geiler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl III. S. XXXXVI. Pred. An
dem Anderen sonnntag noch Trinitatis.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 301.

⁵ Ein Pfund Geldes war die höchste Münzeinheit.

⁶ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 15.

⁷ Geiler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl I. S. XXV. Pred. Am II. Sönnen-
tag noch dem Achten der drey künig.

⁸ Ebendas. teyl II. S. IIII. Pred. an der Effchermitwoch.

⁹ Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnntag noch Trinitatis.
Vgl. ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnntag noch Trinitatis.

¹⁰ Geiler von Keyferfzberg, *Der haffz im pfeffer, die zehet eygeschafft
des haefzlinz.*

Wer aber über Wein zu verfügen hatte, der gab in der Regel dem roten den Vorzug. Geiler redet von „schoenem roten wein“, indem er hinzufügt: „dañ roter wein ist hübscher und lustiger zuo-
sehen weder (als) wiffer wein der farb halb.“¹ Mehr als auf die Farbe sah man jedoch auf den Geschmack und die Stärke des Weines, da man letzteren sehr wohl „zuo entscheiden, zuo kusten, und mußtren“² verstand. „Surer wyn“³ wurde natürlich ungern getrunken, obgleich Tauler selbst den Rheinwein als solchen bezeichnet.⁴ „Du haßt mir bittern wein gebracht“, so läßt er Jehovah dem jüdischen Volke vorwerfen, „fauren reynischen wein, unnd haßt mir für die edelen weintraubē bracht winter trollen (Unhold) und boefz ding.“⁵ Eben so wenig wie saurer, stand Wein ohne Feuer und Kraft bei den Kennern in Ansehen. Geiler stellt „dem guotten wein“⁶ „dē der do schwecher und lychter ist“ gegenüber⁷, und Tauler sieht als das höchste „so übertrefflichen (vortrefflich) edlen guoten wein“ an, „der da also krefftig wer, das eyn tropff das vermoecht, were das er in eyn gantz fuoder wassers kaeme, das daz wasser da durch alles sampt zuo guotem wein würd.“⁸ Schon der Wein des Speyergaus⁹ und der von Franken¹⁰ waren in dieser Beziehung geschätzt, als „der aller beste edelste wein“ aber wird der „von Cipern unnd von Engadin“ bezeichnet¹¹, wobei man an „dem edeln cipper wein“ zugleich die

¹ Derselbe, *Poßill.* teyl I. S. XXV. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig.

² Ebendas.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünffzehenden sonnentag noch Trinitatis. Joannis Tauleri *Predig Uff Septuagesima.* S. XXI.

⁴ Anders freilich urteilt das *Liederbuch der Hätzlerin.* 66 über den Rheinwein: „Die knaben laben kanst du bas (besser) dann herr Yppocras.“

⁵ Joannis Taulery *Predig An der uffart.* S. XLI.

⁶ Derselbe, *Predig Uff Septuagesima.* S. XXII.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl I. S. XXV. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig.

⁸ Joannis Taulery *Predig Am IIII. Sontag nach Trinitatis.* S. LXXXIII.

⁹ Circa Spirenam Rhenus vinosus abundat, F. J. Mone, *Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit.* VII. 508.

¹⁰ Multum Franconia subtilis habet bona vina, F. J. Mone a. a. O. V. 507.

¹¹ Joannis Taulery *Predig An der uffart.* S. XLI.

„groffe sueffigkeit“¹ rühmte. Den gleichen Rang aber nahmen „der malfasyer“² und „Hippocras“³ ein, welche „die fürsten und grofzen herren“⁴ zum Schlusse des Mahles gewöhnlich genossen. „Weñ so sye ein wolleben wellend haben, so trinckent sye am erstenn den schlechten wein. Und zuom letften so trinckent sye Hippocras, oder Malmafier, oder sunst einn guotten trunck der do hitzigt, was sye dann heifzen haerbringen.“⁵ Der hier erwähnte Hippokras wurde künstlich bereitet, indem man deutschen Wein mit Honig, Kräutern, Früchten und Gewürzen versetzte.⁶ Weil er ursprünglich für arzneiliche Zwecke bestimmt war, hatte man ihm den Namen des berühmtesten Arztes beigelegt, der freilich hier, wie auch sonst, in Hippokras⁷ entsteht ist.

Da auch die Zubereitung der Speisen ein gewisses hygienisches Interesse darbietet, so sei dieselbe hier in aller Kürze erwähnt.⁸ Im allgemeinen war es Aufgabe der Hausfrau, „daz ezzen ze machen.“⁹ Geiler redet von Männern, „die irē frawē beuelhē, dz alle ding sanfft un wol bereitet seyen, dz es wol schmack.“¹⁰ Wo aber die Mittel des Hauses ausreichten, da pflegte man „die kuchē“¹¹ (Küche) einer besonderen „dierne“¹², „der kellerin“¹³, anzuvertrauen, wenn

¹ Derselbe, *Predig Am XXII. Sontag nach Trinitatis*. S. CXXIX.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXVII. Pred. Am Donderstag noch Oculi. Derselbe, *Der hafz im pfeffer, die dreyzehē eygēschafft des haefzlin*.

³ Siehe S. 30, Anm. ⁴.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl I. S. XXV. Pred. Am II. Sö- nentag noch dem Achten der drey künig.

⁵ Ebendas.

⁶ Claretum — so hiefs der künstliche Wein — ex vino et melle et speciebus aromaticis confectum, Bartholomaeus Anglicus, *de proprietatibus rerum*. XIX, 56.

⁷ Siehe S. 30, Anm. ⁴.

⁸ Vgl. das Würzburger Kochbuch des 14. Jahrhunderts: *Ein buch von guter speise*, ed. Maurer - Constant. Stuttgart 1844, und Auszüge daraus von Wackernagel in M. Haupts *Zeitschrift*. V, 11.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I, S. 268.

¹⁰ Geyler vō Keyferfperg, *Von den syben schwertern, das sechst schwert*

¹¹ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 268 und S. 448.

¹³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. III. Pred. An der Elchermitwoch. Ebendas. teyl IV. S. XVII. Pred. An unser lieben Frawen Himelfart tag.

dieselbe auch nicht immer „geschickt“¹ war und hier und da zu Klagen Veranlassung gab.² Auch den Geistlichen bereitete eine Köchin das Essen, wie denn Geiler von sich sagt: „Ich bin ein prediger, un̄ muoffz habē — ein kellerin die mir kocht.“³ „A d' fürsten hoeff“⁴ dagegen, wo man, statt von Zinn⁵, von Gold⁶ oder Silber⁷ afs und an dem „bumberly būm der trūmen (Trommel) un̄ pfffen“⁸ (Pfeife) bei Tisch sich ergötzte, wurde „ein koch“⁹ oder „kuchelmeister“¹⁰ (Küchenmeister) gehalten, da man hier ganz besonders darauf gab, daß „diu spīse“¹¹ „weder verfaltzen noch verschmaltzen fey“¹² und einen ebenso „kreftigen“¹³, als „edeln gefmac“¹⁴ besitze. Aber auch wenn jemand „ein gefellenmol, od' grafzmol“¹⁵ veranstaltete oder etwa „mit feinen friunden die letze (zum Abschied) afz“¹⁶, mußte ein wohl „geüebeter“¹⁷ Koch die Küche versehen. Denn auch hier pflegte man

¹ Ebendas. teyl III. S. CII. Pred. Am Zweyundzwentzigften sonnentag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 448: „Und ir frouwen, ir lāt iuvern munt niemer gestē mit unnützem gespraechē. Sō seit diu der andern von ir dierne: sie slāfe gerne unde wirke ungerne“; vgl. Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradisz.* cap. X. Von warer gerechtikeit. S. LV.

³ Derselbe, *Postill.* teyl II. S. IIII. Pred. An der Effchermitwoch.

⁴ Ebendas. teyl I. S. VI. Pred. Am dritten Sonnentag des Advents.

⁵ Ebendas. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Geyler vonn Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer, die vierzehend eygē schafft des haefzklins.*

⁷ Derselbe, *Postill.* teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

⁸ Ebendas.

⁹ Geyler von Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer, die dreyzehēd eygē schafft des haefzklins.* Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 245.

¹¹ Ebendas. Bd. I. S. 221.

¹² Geyler von Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer, die dreyzehēd eygē schafft des haefzklins.*

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 211.

¹⁴ Ebendas. Bd. I. S. 221 und Bd. II. S. 246.

¹⁵ Geyler von Keyfersperg, *Postill.* teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi. Ebendas. teyl II. S. LXXVII. Pred. Am Sonnentag Letare.

¹⁶ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 18.

¹⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 226.

die Speisen so stark zu „beraffelen“¹ (bekritteln), daß Geiler als „die dritt regel die ein geladener halten sol“², anführt: „Was man jm fürsetzet, do mitt sol er sich lossen benuegen (begnügen), und mitt üfels do wider reden. Nit sol er sprechen, das ist übel gefotten, so ist diß nit recht gefaltzen, oder gebrotten, unnd so solt man do das zuom ersten, und diß zuom letsten dar geben haben. Das soll keiner thuon, sunder er sol das lossen blibenn als es ist.“³

Mochte nun aber ein Koch oder eine Köchin „diu wirtschaft“⁴ (Mahlzeit) bereiten, so war dieselbe nicht selten komplizierter Natur. Schon bei „der suppe“⁵ begnügte man sich nicht immer mit einer einfachen „fleischbrue“⁶, sondern es werden unter denen, „die do anhängen den lüfte un dem schleck“, auch „die hofflecker un gelen (gelb) suppen esser“⁷ genannt. Ebenso wurde „dz muos“⁸ zur Verfeinerung „mit fleischbrue gekocht“⁹, und „das bluoder- oder capitelmuofz“ war so künstlich zusammengesetzt, daß Geiler den Begriff des Chaos daran zur Anschauung bringt: „Als weñ mā ein bluodermuofz, od' ein capitelmuofz macht, un bonen, erblzē, gersten, hering un fisch und einander schüttet, dz wer cōfusio, oder Chaos.“¹⁰ Verwandt damit war wohl „das haerings natz“¹¹, worüber man häufig „ein

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXIII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

² Ebendas.

³ Ebendas., vgl. Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 229. Bd. II. S. 245. Joannis Taulery *Predig am XX. Sonntag nach Trinitatis.* S. CXXII.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXXIII. Pred. Am Sönentag Sexagesima. Ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Geyler von Keyfersperg, *Der hazz im pfeffer, die zwoelft eygētschaft des haefzlinz.*

⁷ Derselbe, *Postill.* teyl I. S. VI. Pred. Am dritten Sonnentag des Advents.

⁸ Derselbe, *Der hazz im pfeffer, die zwoelft eygētschaft des haefzlinz.* Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁹ Derselbe, *Der hazz im pfeffer, die zwoelft eygētschaft des haefzlinz.*

¹⁰ Derselbe, *Postill.* teyl III. S. XXXXII. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

¹¹ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

pfefferlin machte“¹, und auch „der hotzenblotz od’ der züfenlin“² scheint nicht weit entfernt davon gewesen zu sein. Das Rezept desselben gibt Geiler an: „Wie macht man einen hotzenblotz? wen dir ein kaltes huenlin überblybt so schnydest du es in ein schüffel, und schneydest radecht (Rettig) oder rotunde zwibel daran, un effich darüber, unnd macheft es unnder einannder. das heiffet dann ein hotzenblotz oder ein züfenlin.“³ Zu den kalten Fleischspeisen von künstlicher Zubereitung sind endlich noch „gefüllte wuerfte“⁴, „sult“⁵ und „galrey“⁶ zu rechnen.

Aber auch in Bezug auf warme Fleischgerichte wurden nicht geringe Anforderungen an die Geschicklichkeit der Köche gestellt. Zunächst verlangte man, daß „gebratē m̄ gefottē fisch un fleisch“⁷ gehörig weich und mürbe seien, weshalb Geiler erklärt: „Unnder dē wildtpraet ist inng mürb wildtpraet besser — weder (als) alt zaech wildtpraet.“⁸ Zu diesem Ende wurde „der brotten“⁹ so lange „bey dē feür“¹⁰ gehalten, bis auch das Innere desselben hinreichend erhitzt und nicht mehr blutig war. Nach Geiler „find es dreñ zeichē da bey m̄a sieht weñ ein haefzlin od’ huon, od’ bratē, gnuog gebratē ist. Das erst zeichē ist, wen es sich laßt pfetzen (zerzupfen). Das ander zeichē ist, weñ es nit mer bluetet so man es uffschneidet. Das dritt zeichē ist, weñ sich dz fleisch schelet vō den beinē.“¹¹ Anderseits aber durfte auch der Zeitpunkt nicht überschritten werden. „do d’ brat in d’ kuchē gnuog hatt“¹², damit derselbe „nit verbrin.“¹³ Namentlich galt dies von solchem Fleisch, das nicht besonders fett-

¹ Ebendas.

² Geiler vonn Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehd eygē /schafft des haefzlin̄s.*

³ Ebendas.

⁴ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁵ Derselbe, *Von den syben schwertern, das sechst schwert.*

⁶ Ebendas.

⁷ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁸ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehd eygeschaft des haefzlin̄s.*

⁹ Derselbe, *Postill. teyl II. S. XLIX. Pred. Am Frytag noch Reminiscere.*

¹⁰ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die zehēt eygēschafft des haefzlin̄s.*

¹¹ Ebendas., *die zwoelft eygeschat des haefzlin̄s.*

¹² Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

¹³ Ebendas.

reich war und das man deshalb auch zu spicken pflegte. Sagt doch Geiler von dem Hasen: „Man muoß dz haefzlin spicken. Es hat selber kei feizte in im. Es ist ei dürres magers tierlin umb ein haefzlin, daruñ muoß mā im etwz zuogebē dz es nit bey dē feür verbrin.“¹ Derselbe Zweck läßt sich bisweilen auch auf andre Weise erreichen. Denn „weñ man huener bratē sol, die nit alle feizt seind, so stofzt mā ye ein feiztes uñ ein magers zuofamē, dz ye eins dz and' feizt machet“², oder „so man ein schweinē bratē hat uñ magere huener, so stofzt man den brate hin uff an den obern spiz uñ die huener an den undern spiz, so treüfft d' schweinē brat herab uff die huener.“³ Zeigt schon dies alles an, daß die Kochkünstler manche Aufgabe zu lösen hatten, so mußten dieselben auch noch mit gewissen Imitationen vertraut sein. Hören wir doch von „den frawē, die wol kochē kindē“⁴, daß dieselben sogar Wild nachzuahmen verstanden: „Sie nemē etwan schweinīn fleisch, uñ machē es in ein schwartzē pfeffer, das einer wenet es sey wildpret.“⁵ Noch größeres aber leistete ein Koch bei einem herzoglichen Gastmahl, der nicht nur einen künstlichen Hasen herstellte, sondern auch ein Schachbrett von Mandelmilch und die Figuren dazu von Zucker verfertigte.⁶

Was nun die Verdauung der genossenen Speisen betrifft, so äußern sich sowohl Berthold, als Tauler und Geiler hierüber. Der erstere vergleicht den Magen, der die Nahrung aufnimmt, mit einem Hafen am Feuer. Wie in diesem die Speise gesotten werde, so sei das gleiche auch im Magen der Fall, und zwar liefere die demselben benachbarte Leber die Hitze dazu. „Der mage“, so lauten Bertholds Worte, „ist in dem libe: reht enmitten in dem libe stêt des menschen mage. Er enpfæhet (empfängt) onch des

¹ Geiler von Keyfersperg, *Der haffz im pfeffer, die eylffl eygenschaft des haefzlin.*

² Ebendas.

³ Ebendas.

⁴ Geiler von Keyfersperg, *Der haffz im pfeffer, die neünd eygēschafft des haefzlin.*

⁵ Ebendas.

⁶ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. 1. S. 121.

êrsten daz ezzen unde daz trinken, daz gêt des aller êrsten in den magen. Unde der mage ist rehte geschaffen als ein haven bî dem fiure, dâ man daz ezzen inne siudet. — Der stêt enmitten in dem lîbe als ein haven unde lît diu leber an dem magen und ist des magen fiwer (Feuer), wan diu leber ist dër nâtûre, daz sie grôze hitze hât unde gît dem magen hitze, daz ez allez sieden muoz daz der mensche gizzet (îst) unde getrinket.“¹ Aber noch weiter wird der Vergleich zwischen dem Magen und dem Hafen durchgeführt. Denn wie „man die liute alle ûz dem einigen haven spîset, wirt (Hausherr) unde hûsfrouwen, kinder und ander gesinde“², „sô wirt ouch, swenne (wenn) der mage ze rehter wîse vol ist mit ezzen unde mit trinken, daz gesinde allez samt dâ von wol gespîset, daz ez destе kreftiger unde destе sterker wirt. Welhez ist daz hûsgesinde des lîbes? Daz sint die âdern unde diu glider unde daz hirne unde daz bluot unde daz marc unde daz fleisch unde daz herze unde daz gebeine: — der (derer) nimt ieglichez sîn teil zuo im, und alsô werdent von dem magen alle die âdern und alliu diu glider, hirne unde bluot unde herze und aller der lip wol gespîset unde gesterket.“³ Noch bestimmter betont Tauler, dafs die Speise durch die Adern in den Körper übergeht, nachdem dieselbe zuvor verdaut worden ist. „Die natur“, so sagt er, „wyrckt und verdewet (verdaut) ûn zeücht durch die adern die krafft der speîz, ûn wirt ein leben, und ein wesen mitt dem menschen.“⁴ Auch Geiler spricht von der Umwandlung der Nahrungsstoffe im Magen, wodurch erst die Ernährung des Leibes möglich werde. „Spîz die ein mensch entpfocht“ (empfängt), so äußert er sich, „die selb so lang fye in irer art blibt, so fuort (speist) od’ naert fye ein menschen nitt. Sol fye fuoren (nähren), so muoffz fye zuo nüt (zunichte) werden, verandert und zertroewet (aufgelöst), zergon ûn vergon. Denn so lang die spîz im magen ligt unuerdowt, und also in irer art und wesen blibt unverändert, so lang mag fye ein menschen nitt fuoren (nähren). Sunder

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 432.

² Ebendas.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 432—433.

⁴ Joannis Taulery *Predig Uff unsers herren fronlichnamstag*. S. LXII.

wen fye verandert und verdowet wordē ist, dan̄ so fuort (nährt) fye den menschē.“¹ Weiter aber unterscheidet er zwischen einem unverdaulichen und einem verdaulichen Teile des Genossenens, über deren weitere Schicksale er folgendes angibt: „Was unflaetigs do blybt, das godt sein stroffz, aber das aller subtilichst vō der spiz das zücht die leber an sich, das selb würt dornoch zuo bluot, unnd teylt sich doraffter (hierauf) in die glider. Denn yegklichs glid zücht an sich so vil jm zuoftodt, als denn die aertzt dovon schribē.“²

Soll aber eine naturgemäße Verdauung vor sich gehen, so dürfen die genossenenen Nahrungsmittel weder verfälscht noch verdorben sein. „Daz ist grôziu nôtdurft“, so ermahnt Berthold einen jeden von denen, „die dâ ezzen unde trinken veil habent“³, „daz dû dâ mite getriuwe unde gewaere (zuverlässig) sist, wan (denn) ander trügenheit diu gêt doch niuwan (nur) über daz guot: sô gêt disiu trügenheit über den lip, den etelicher (mancher) umbe (um) dise werlt (Welt) niht gaebe.“⁴ Dann aber fährt er, das Gesagte an einem Beispiele ausführend, fort: „Dû mit dîner trügenheit mit müeterinem (vom Mutterschweine herrührend) fleische oder an fûlem fleische, daz dû ze lange in dînem gewalte beheltest unz (bis) ez erfûlet, sô wirst du etewenne (manchmal) an einem menschen schuldic oder an zehenen; oder daz ez niht gesunt enist (ist), sô dû ez abnimest, oder unzitic ist an dem alter.“⁵ Denselben Gedanken wiederholt er an einer andren Stelle, wo er drohend ausruft: „Dû rehter trügener ungetriuwer! dû beheltest eht (eben) dîn fleisch unz (bis) ez erfûlet under dem velle, sô blybet ez gar wîz (weiß); die wile daz vel drobe ist, sô waenet ein biderman ez sî gar guot unde frisch: sô ist ez fûl; er mac den tût dran gezen (essen) oder grôzen siechtuom. Dû trügener unde dû ungetriuwer mörder! Dar umbe solten die burger von der stat gebieten, swenne (wenn) man in sumerigen zîten ein kalp oder ein lamp abnaeme, daz man ez sâ (alsbald) zehant (auf

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXVII. Pred. Am Donnerstag noch Oculi.

² Ebendas.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 150.

⁴ Ebendas.

⁵ Ebendas.

der Stelle) ville (enthäute) und im daz vel gar abe ziehe, unde daz zwêne biderbe (biedere) man oder vier daz bewaeren, daz ez zîtîc¹ sî daz sie dâ abe nement, unde daz ez gesunt sî; wan (denn) ez ist etelicher (mancher) als (so) ungetriuwe gein (gegen) gote unde gein sînem ebenkristen (Mithrist) unde gein sîner eigenen sêle, daz er niht enruochet (sich nicht kûmmert), wer dâ von stûrbe oder siech wûrde, daz eht (nur) im ein kleiner gewin werde.“² Während aber hier ein Betrug von fremder Seite stattfindet, betrügen andre sich selbst, indem sie aus Geiz nur faules, verdorbenes Fleisch zu sich nehmen. Von solchen sagt Geiler: „Und also kriechē die unseligen geytigen (geizigen) menschen uff der erden in irdischen dingen und wirt inen dēnocht nichts davō wed’ (als) die nachleibeten (übrig gebliebenen) und das aller nachgültigest (wertloseste). — stinckēt fleisch, brauchēt kein ding es sey dan verdorben.“³ Statt faulen Fleisches geniessen die Geizigen auch wohl solches von „pfiffzigen (mit Diphtheritis behaftet) huenern“⁴, von „boefzen (krank) schwinen“⁵ oder von „einem lāmen ferlin (Stierkalb), das do pfynnig ist, oder das korn (eine Krankheit) hatt.“⁶ Wie hier, so wird auch sonst, insbesondere von Berthold vor Finnen gewarnt, indem derselbe den Fleischverkäufern vorwirft: „Sô gît (gibt) der böckîn (vom Bock herrührend) fleisch für schaeffenz (vom Schafe herrührend), der innoterînez (vom Mutterschweine herrührend) für bergînez (von einem männlichen, verschnittenen Schweine herrührend), der vinnigēz für reinez.“⁷ Auffallend könnte erscheinen, daß man das Fleisch des Mutterschweines für nachteilig ansah, indessen wenn man erwägt, in wie hohem Grade jene Tiere durch das Säugen abmagern, so wird man dieser Auffassung beipflichten müssen. „Pfi, trügener an dînem

¹ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 13.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 86.

³ Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben schwertern, das fünfft schwert.*

⁴ Derselbe, *Poffill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl IV. S. XXX. Pred. An unser lieben Frawen Liechtmessz tag.

⁵ Geiler von Keyferfzberg, *Poffill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Ebendas. teyl IV. S. XXX. Pred. An unser lieben Frawen Liechtmessz tag.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 86.

hantwerē“, so fragt Berthold einmal, „waz sprichestû dar zuo? An dîne (deinem) koufe gibest dû ein (einem) muoterîn (vom Mutter-schweine herrührend) vleisch für bergînez (von einem männlichen, verschnittenen Schweine herrührend): er mac den grimmen tût daran ezzen, daz dû schuldic an im bist“¹, und an einem andren Orte sagt er: „Sô gît der siuwîn (von einer Sau herrührend) für bergîn fleisch: daz mac einez in krankheit ezzen, daz ez den tût da von ninnet.“² Aber nicht nur die Fleischer, sondern auch die Gastwirte schädigten ihre Mitbürger bisweilen an der Gesundheit, indem sie denselben verdorbene Speisen vorsetzten. Lesen wir doch bei Berthold: „Sô sint etelîche wirtē unde gastgeben in den steten, daz sie ein gesoten spîse als (so) lange behaltent, daz ein gast dran izzet daz er iemer destē krenker ist. Daz ist allez untriuwe unde valscheit, unde dar umbe wirstest dû aptrûnnic von der heiligen kristenheit.“³ Dieselbe Anklage wird auch gegen die Fischer erhoben, die, statt die Fische zur rechten Zeit zu verkaufen, dieselben bis zum nächsten Fasttag bewahren, so daß sie alsdann in Fäulnis geraten: „Dû heltest die vische in dem wazzer gevangen unz (bis) daz ein frîtac kumet: sô sint sie fûl und izzet ein mensche den tût dar an oder grôzen siechtuom. Sô bistû schuldic an allen den, die dû dâ mite betriugest, daz sie in siechtuom vallent oder in den tût.“⁴

Wie beim Fleisch, so kamen auch bei den übrigen Nahrungsmitteln allerlei Betrügereien und Fälschungen vor. Schon von dem Landmanne heißt es: „Dû legest ouch schoene korn oben in den sac unde danne unden daz boese, und alsô verliusest (verdirbst) dû alle dîne arbeit mit trügenheit unde mit hazze unde mit nîde.“⁵ Nicht viel anders scheint der Müller verfahren zu sein, denn wir hören von ihm, daß er auch „manigerleie trügene und diepheit“⁶ hat und, was den Bäcker betrifft, „sô becket etelîcher (mancher)

¹ Ebendas. Bd. II. S. 28.

² Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 13.

³ Derselbe. Bd. I. S. 150—151.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 150.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 152.

⁶ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 13.

fûlez korn ze brôte, dâ mac ein mensche vil schiere (in kurzer Zeit) den tût an ezzen; unde versalzen brôt, daz ist gar ungesund. Wir lesen des niht, daz salz in deheine slachte (irgend einerlei) wise si in spîse sô ungesund und als (so) jaemerlich als in brôte, unde ie baz (mehr) gesalzener, ie nâher grôzem siechtuome oder dem tôte.“¹ Auch über den übermäßigen Zusatz von Hefe zum Brote in betrügerischer Absicht wird öfter geklagt: „Der verkouft luft für brôt und machet ez mit gerwen (Hefe), daz ez innen hol wirt: so er waenet, er habe ein broseme (Krumme) drinne, so ist ez hol und ist ein laeriu rinde.“² Während aber die letztere doch noch immer genießbar erscheint, scheut sich der Geizige selbst nicht vor zerfressenem Korn oder schimmeligen Brote: „Do zuo hatt er dry od’ fyer kasten mit korn do ligē, so isset er nûmen (nur) von dem das zerftochē ist, bîz das ander ouch zerftochen wûrt, und nût mer sol (taugt). kein frisch brot isset er nît, es muoffz truckē oder schymelig³ fein, uff das es defter (desto) schütziger (länger vorhaltend) fyg (sei). So doch ein armer man all tag frisch brot koufft, unnd mit so vil hat, das er moeg von einer wochen zuo der andern kouffen.“⁴ Wie das Korn und das Brot, so muß auch das Obst halb verfault sein, ehe es der Geizhals genießt: „Item keinen frischen oepffel getarr (wagt) er essen, weder (außer) was müfzlet (angegangen?) und halber ful⁵ ist, die muoffz die kellerin ufzlesen und als die fulen dannen, bîz die andern ouch foul werdē.“⁶ Freilich wußte auch der Händler schon faules Obst beim Verkauf einzuschmuggeln, indem Berthold als eine Art des Betruges anführt: „Sô leit (legt) einer fûle epfel under guote.“⁷ Dies alles aber war um so bedauerlicher, als es recht wohl bekannt war, daß verdorbene Speisen ungesund sind. Nach einer Predigt bei Wackernagel rufen dieselben Fieber hervor,

¹ Derselbe. Bd. I. S. 151.

² Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 13.

³ Geyler vō Keyferfperg, *Von den syben schwertern, das fünfft schwert.*

⁴ Derselbe, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. An der Elchermitwoch.

⁵ Derselbe, *Von den syben schwertern, das fünfft schwert.*

⁶ Derselbe, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. An der Elchermitwoch.

⁷ Berthold. ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 28.

und es wird empfohlen, dagegen ein Laxans zu nehmen: „Nu ist ze wiffen das der ritte (das Fieber) den mōnſchen gern an gat von dem das er etzwas ungefundes geeffen hat und das in dem magen lit (liegt) und es niut vertoewen (verdauen) mag. Und der diſem mōnſchen helfen wil ſo muoſz man ime (ihm) den magen rumen (räumen) mit guoter artznie.“¹

Bei dem hohen Preise mancher Genußmittel, insbesondere der Gewürze und des Weines, wird es begreiflich, daß man auch hier allerlei Verfälschungen vornahm, um auf diese Weise einen größeren Gewinn zu erzielen. So verklagt Geiler die Krämer: „Sie luogent wie ſie iren nechſten betriegen, beſcheyffen (überevorteilen) mügent, geben im meüſzdrack für pfeffer“², und dieser Unfug muß so häufig gewesen sein, daß derselbe Prediger da her das Bild nehmen konnte: „Uff erdtrich got boeſz und guot under einander, alſz pfeffer und müſztreck, weyffen (Weizen) und ratten (Raden) undereinander iſt.“³

Von einer andren Art Genußmittelverfälschung ist bei Berthold die Rede: „Sô betriegent eteliche die lute mit fûlem wîne unde mit fûlem bière oder mit ungesotem (ungesotten) met, — oder mischet wazzer zuo dem wîne.“⁴ Namentlich der zuletzt genannte Betrug scheint tiefe Wurzeln geschlagen zu haben und kaum noch als ein Unrecht betrachtet zu sein. Denn nicht nur, daß Berthold die Fuhrleute warnt: „Unde die den wîn verre (ferne) holn müezent, daz die iht (nicht) wazzers dar zuo giezen, daz er deſte langer were. Dâ sult ir iuch an hüeten, als (so) liep iu daz himelrîche sî“⁵, er ſagt auch von „den wînmannen, die den wîn veil habent“⁶: „Etelîcher gînzet wazzer in wîn: pfi, trügener aller der werlte (Welt)!“⁷ und in einer andren Predigt wiederholt er: „Sô iſt der ein trügener an ſinem koufe, der gît (gibt) wazzer für wîn.“⁸ Ja ſelbſt die Priester

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 194.

² Geiler vō Keyſerſperg, *Von den ſyben ſchwertern, das fünfft ſchwert*.

³ Derselbe, *Poſtill.* teyl II. S. XXIII. Pred. Am Donnerſtag noch Inuocauit.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 151.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 301.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 216.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 28.

⁸ Berthold bei II. Rinn a. a. O. S. 13.

mufs er erinnern, dafs der Abendmahlswein höchstens „mit einigem (einem einzigen) tropfen wazzers getempert (gemischt) sîn“¹ darf, da diese Menge „den wîn als (ebenso) wol erliutert (klärt), als ein mîchel (grofser) teil“²: „Ir sult ouch des wazzers, ir priester, niht ze vil mischen in den kelch³: einiger tropfe erliutert iz (es) allez samt: dâ ist sîn ouch genuoc mite. Daz wazzer sol ouch sîn sô dû ez aller reinest und aller frischest gehaben maht (magst).“⁴ Aber auch noch eine andre Mahnung wird in bezug auf den Abendmahlswein an die Geistlichen gerichtet: „Ir sult iuch der selben arbeit gerne bewegen (entschliessen zu), daz ir destе offer frischen wîn bringet“⁵, oder, wie es ein andermal heifst: „Ir sult den wîn niht ze lange behalten, hînz (bis) er erfüle.“⁶ Um dies Faulwerden zu verhindern, empfiehlt Berthold vor allem grôfste Reinlichkeit der Fässer: „Ir sult diu vazzelîn, dâ ir den wîn inne behaltet, mit grôzem flîze reine machen unde mit flîze bedecken und in luote haben“⁷, und wiederum: „Ô, ir messenaere, ir sult gar flîzlichen dâ mite (sc. mit dem Abendmahlswein) umbe gân, und reinlichen mit grôzen sorgen und mit vorhte (Furcht), daz ir diu vaz gar schoene machent, diu dar zuo gehoerent, daz sie niht schimelic sîn.“⁸ Nur wo frischer Wein nicht wohl beschafft werden könne, möge man Nachsicht walten lassen, wenn der Nachtmahlswein einmal trübe oder krank werden sollte, doch dürfe er auch alsdann noch nicht sauer sein: „Obe der wîn trüebe wirt oder kranc, daz eht (nur) er niht ezzich (Essig) wirt, dâ mac ich niht umbe gereden an der stat, dâ man sîn niht rât gehaben mac; wan (denn) ez ist manie lant, — dâ man frischen wîn niht wol gehaben mac, als man solte.“⁹ Anders verhält es sich dagegen, wenn der Reiche nur aus Geiz den allerschälsten und verdorbensten Wein zu sich nimmt: „Uñ aber ye

¹ Derselbe. Bd. II. S. 87.

² Ebendas.

³ Ebendas.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 301.

⁵ Ebendas.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 87.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 301.

⁸ Ebendas. Bd. II. S. 87.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 301.

me (mehr) er schaetz zuosamen samlet, ye minder jun do von würt. Er trinckt den aller unglückhafftigesten feygersten (umgeschlagen) wein¹ der yenen im keyler (Keller) ist, darff kein guotten wein nit anstechen, wenn er schon ein keyler vol wein hatt. und die weil würt der guot wein ouch feyger.“²

Wie aber verdorbene und verfälschte Nahrungs- und Genußmittel, so sind auch Leckerei und daraus hervorgehende Völlerei der Gesundheit nachteilig. Daher werden wiederholt diejenigen getadelt, die „gern leckeryen nochgon“³, „die do anhangen den lüftē un dem schleck“⁴ (Leckerei) und „allez üffe iren bûch kêren, daz si wol gezzen und getrinken.“⁵ Über solche „schlecker, schleckerhafftigē und geneschigē“⁶ ruft Berthold aus: „Pfi, ir nescher unde ir nescherinne!“⁷, und an einer andren Stelle ermahnt er dieselben: „Ir nescher und ir nescherin, vil wunderlichen (überaus) balde in die rehten (recht) herten (hart) buoze!“⁸ Geiler aber bezeichnet die „lecker hynden un vornan unnd an allen fyerer also vil als ir ist“⁹ als „buoben“¹⁰ und sagt verächtlich von denselben: „Sie luogē was mā effen wil an dē un an ihenē. Das aller erst neüwes ufzgeet, dz vor (früher) nyemā gefehē hat, dz muosz zuom erstē dar gefetzt werdē. Es sol ordēlich gelebt sein, sprechē sie. Woellen dē rachen un dē bauch genuog sein, wartē ir felbs wie eins federpils.“¹¹ Zugleich weist er den Einwand derselben zurück, als ob man nicht mit Lust essen dürfe: „Sprichest du, so muest ich nit mit lust

¹ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das fünfft schwert.*

² Derselbe, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. An der Eßchermitwoch.

³ Ebendas. teyl III. S. LX. Pred. An dem Achtenden sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Ebendas. teyl I. S. VI. Pred. Am dritten Sonnentag des Advents.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 241.

⁶ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sechst schwert.*

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 226.

⁸ Ebendas. Bd. I. S. 71.

⁹ Geyler von Keyfersperg, *Postill.* teyl III. S. CII. Pred. Am Zwey- undzwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

¹⁰ Ebendas.

¹¹ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sechst schwert.*

effenn? Ich sprich nit das du solt on luft essen. Ein mensch muoz luft habē so er issēt, aber du solt nit ufz luft essen, funder allein zuo deiner notturfft¹, und in Übereinstimmung hiermit erklärt er ein andermal: „Es ist ein grosser unndercheid mit luft essen, un ufz luft essen“². oder, was dasselbe sagt, „zwyfchē essen un schleckē.“³ „Essen ist da man nach vernūft zuo bloffer not issēt, so vil im dienet un er bedarff. Aber schleckē ist, da d' gluft (Gelüste) einē menschē treybt zuo eim ding dz im nit not ist, fund' allein dz es im anmuotig ist, un luft daran hat un zicket (reizt) in darüb issēt er, moecht des wol enbroftē (entledigt) seī dz ist geschleckt.“⁴

Wenn es nun aber auch „gar wee der natur thuot zuo ersterben allen ungeordnetē lūften an speiż“⁵, so werden doch die Hörer immer wieder ermahnt, nicht „von einer leckery zuo der anderen zuo louffen“⁶ und „die natürlichen guetter, ir jugent ir stercke zuo leckery und bofzheit zuo mißbruchen.“⁷ Namentlich die Kinder soll man nicht „zart in allen leckeryen und bueberyen erziehen“⁸, da sie damit nur schlimme Gewohnheit an sich nehmen: „Ein kindlin dz noch nit kan krieche, heiffet im ein schlecklin gebē dz selb schleckē wachset deñ für und für mit inē uff die selb zart erziehug bringt in (ihnen) boese gewonheit, weñ sie soellē zuo rechtē dapfferē leütē werdē, ist nyemāt daheim, un wenent dañ sie muessent also schleck und weicheit haben.“⁹ Mit besonderer Strenge ist in dieser Beziehung die Jugend im Kloster zu behandeln, obgleich es auch hier nicht an billiger Rücksicht fehlen darf: „Nun merck auch die

¹ Ebendas.

² Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwer*

³ Ebendas.

⁴ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sechschwert.*

⁵ Joannis Taulery *Predig An der Kirchweyhe.* S. CXXXII.

⁶ Geyler von Keyferszberg, *Postill.* teyl III. S. XXXV. Pred. An dem heyligen Pfingstag.

⁷ Ebendas. teyl III. S. LXVI. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁸ Ebendas. teyl III. S. LXVIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechstschwert.*

die her uffen in d' welt zartlich feind erzogen, un̄ auch mit grober speyßz gewonet hond, un̄ sie nit geleydē mügē, den selb̄n mag man wol ein beßfers gebē. Aber die solches nit bedürffen un̄ grober speyßz gewonet hond un̄ sy geleydē mügē, die selbē soellē got lobē, das sie sollichs nit nottürfftig feind.“¹ Dieselbe Milde, die man den Kindern gegenüber walten liefs, kam auch den Erwachsenen unter Umständen zu gute. So sagt Geiler: „Aber weñ ein mensch kostlicher speyßen hat gewonet un̄ ist also genatürt, un̄ hat ein solche zarte cōplexion die nit anderst mag uffenthaltē (erhalten) werden dan durch solche speyßung, den treybt die sünd fraßzeit nit, aber sein notturfft“², oder mit etwas andrer Wendung: „Muofz den̄ einer ettweñ von seiner kranckheit, oder zarten cōplexion wegen, zertere speißz nützen, den̄ einem andren menschē not ist der tueg es.“³

So gemäfsigt aber auch die Vorschriften gegen die Leckerei waren, so kam dieselbe doch ziemlich häufig vor. Schon die gewöhnlichen Bürger waren derselben ergeben und mußten von sich bekennen: „So wir zu kirmesse warn. so vare wir mer dar duoruch wol ezzen und trincken.“⁴ Namentlich aber in den höheren Kreisen pflegte es nicht an solchen zu fehlen, die „alle schleck wolten habē“⁵; denn „an d' fürsten hoeff, das ist bey dē Bobst (Pabst), keyser, künig, bischoffen un̄ weltlichē regentē, in den stetten do findet man die selbē hofflecker un̄ gelen (gelb) suppen esser.“⁶ Selbst von den Geistlichen gesteht Geiler mit seltenem Freimut: „Wir Pfarrer sagen von grofser Abstinenz, und ist niemand voller als wir; uns darf keine Leckerei entgehen, wir müssen sie haben“⁷, und nicht günstiger lautet sein Urteil über die Mönche: „Nim dē and'n stat (Stand) für dich die Ordēszleut, so sibestu wye gätz d' zerriffen ist. Sie seind groeßzer buobē und als (ebenso) grofz als in weltlichē stat und im

¹ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die neünd eygēschaft des haefzlin̄s*.

² Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

³ Derselbe, *Der seelen Paradis̄z*, cap. VI. Von warer keüftheit. S. XXXIX.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 119.

⁵ Geyler voun Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer, die neünd eygēschaft des haefzlin̄s*.

⁶ Derselbe, *Poftill*. teyl I. S. VI. Pred. Am dritten Sonnentag des Advents.

⁷ Derselbe, *Bröfamlin̄*. Tl. II. S. 29 bei R. Cruel a. a. O. S. 553.

geistliche stat, sie seind in aller leckerei fornendrā, darūb ist daz verflin war. Was die welt thuot, so wil d' münch d' and' daran sein.“¹

Wie leckerhaftes Wesen, so wird auch Füllen und Prassen, das eng damit zusammenhängt, energisch bekämpft. Als das Vorbild dieser Prasser erscheint „her Êsau der frâz.“² Daher die Anrede bei Berthold: „Her Esau, unde der andern ein michel (groß) teil, dû sitzest unde frizzest — einen kropf über den andern, daz sich dîn mage kliubet (spaltet) in vieriu (vier Teile)!“³ Dasselbe übermäßige Essen der „fülleriche“⁴ wird auch sonst oft erwähnt, wie denn derselbe Berthold erklärt: „Sô füllent dise fraeze in sich ir einer etewenne (bisweilen) eins tages, daz sich drîe oder sehse schöne dā von betrüegen. Swā (wo irgend) der (derer) zehen bî einander sint, die vertuont in einem tage, dā vierzie menschen von berāten waeren schöne unde wol.“⁵ Nach Geiler aber rühmen die „frezzer“⁶ sich, wenn sie von einem Gastmal heimkehren: „wir hand wol zehen effen gehebt, oder trachten“⁷ (Gerichte), und im Sinne derselben spricht er: „Wir waenen, alles dz gott beschaffen hatt, es fey nyenen (nirgends) zuo guot wann (als) zuo dem froz. Was im lufft ist, alle foegel, alle fisch im wasser. es muoffz uns dienen zuo unfzerer füllery. Wir muessens alls freffen —. Ich meyn du fraeffest die sternen auch, wann duz vermoechtest.“⁸ Höchst drastisch schildert er zugleich die Gier eines solchen „mensche, den fraszheit zuo vil ynbrünftiglich effen macht“⁹: „Die augen glarēt (stieren) uff die speyß, die hend weffent (werfen) die speyß in den mund, dz ein mundt vol dē andern kaum entweychē mag. Er schlapert (schlürft) die speyß in sich dz

¹ Derselbe, *Die Elmeis*. S. XXI.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 8.

³ Ebendas. Bd. I. S. 103.

⁴ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sechst schwert*.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 431.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 190.

⁷ Geiler von Keyfersperg, *Postill*. teyl III. S. XXXIII. Pred. An dem heyligen Pfingsttag.

⁸ Ebendas. teyl III. S. LXVI. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

im d' geyfer ufz dē mul falt, weñ er über tiſch wil ſitzē, ſtreiffet er die ernel hinder ſich als woel er ein kuow (Kuh) metzgē¹ (ſchlachten).

Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, daſs „frazz ein gar vichſch ding“² genannt und für eine „untugende“³, ein „laſter“⁴ und „der tôtsünde einiu“⁵ erklärt wird. „Unmâze des mnnedes an ezzen“, ſagt Berthold, „daz heizet frâzheit in der ſchrift und iſt der ſiben tôtsünde einiu. Unde ſwer (wer) ſich über die mâze ezzens — noetet unde ſich ſetiget ze gîteclîche (gierig), der hât eine houbetsünde getân“⁶. und Geiler beſtätigt: „Dz praſſen, unnd füllen — nitt fünd ſey, und derglichen. Das ſeind alleſammen yrrungen.“⁷ Zugleich ruft Berthold über die Schlemmer die Drohworte aus: „Pff, ir fraeze, ir luoderer“⁸ (Weichlinge)! und Geiler erklärt: „Dorumb die, die allein do gond — füllen und freſſen —, die ſeind kein nutz einer gemeynd.“⁹ Aber noch in anderer Weiſe wird den Prassern ihr Urteil geſprochen: „Die ſehſten, ir tiuvelen (Teufel), ſo leſen wir bei Berthold, „die hoerent iuch (euch) ouch ane. Daz ſint alle die mit frâzheit umbegênt, die ſich überezzent — und alle zît ûf ginent (das Maul aufſperren) nâch der frezzerie“¹⁰, und nicht minder ſtreng wird denſelben von dem gleichen Autor das Gericht angedroht: „Alle die ſich überezzent —, die müezent ouch an dem jungſten tage gerichtet unde geurteilt werden von diſem himeliſchen here unde von dem almehtigen gote ſelber.“¹¹

¹ Ebendas.

² Ebendas.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 525.

⁴ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LI. Pred. Am Sambſtag noch Reminſcere.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 430.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 430 und Bd. II. S. 205.

⁷ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. XXXIII. Pred. An dem heyligen Pfingſtag.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 525.

⁹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. III. Pred. über das Evangelium an der Eſſchermitwoch.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 468.

¹¹ Ebendas. Bd. I. S. 190.

Natürlich kam solche Völlerei der dürftigen Verhältnisse wegen bei den Armen nicht vor. Daher bemerkt Berthold in einer Predigt: „Ir armen liute, ir habet mit dér sünde (sc. der frázheit) niht ze schaffen, wan (denn) ir habet selten die nôtdurft; wan daz ir ze rehter nôt haben soltet, daz bringent dise fraeze für (durch) mit übermáze“¹, und noch bestimmter sagt Geiler von den Dürftigen: „Wen̄ sye ein stuck brots habent, unnd ein schüffel vol muofzs, so lond sye sich benuogen“² (begnügen). Anders verhielt es sich dagegen mit den Reichen, die schon ihre Kinder nicht selten überfütterten. Versichert doch Berthold wiederholt: „Man kan eime herren niemer sô vil gegeben ze sügen (saugen) noch ze ezzen oder sust (sonst) eines rîchen mannes kinde, man waene dannoch ez sülle mêr gezzen. Wan (denn) iezuo (bald) nimt ez sîn muome oder sîn base her und strîchet (streicht) im in. Sô nimt ez danne sîn swester oder sîn niftel (nahe Verwandte) und strîchet im ouch in, nû daz iezuo (jetzt), nû daz denne, und alsô strîchet im ieglichez in. Sô kumt danne aller êrste sîn amme und sprichet: „Vi (pfui), ez enbeiz (genofs) hiute niht“ und strîchet im danne von êrsten in. Sô ist im sîn hevelîn (Häflein) kleine und sîn megelîn kleine und ist schiere (bald) vol worden.“³ Was aber von den Kindern galt, das galt erst recht von den Erwachsenen. Wie schon die alten Germanen gerne schmausten⁴ und beispielsweise bei ihrer Gastlichkeit⁵ den Empfang des Wanderers zu einer Reihe von Gastmahlen durch die ganze Nachbarschaft gestalteten⁶, so meint auch Berthold von seinen

¹ Ebendas. Bd. I. S. 430. Bd. II. S. 181—182.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 205 u. Bd. I. S. 433—434.

⁴ Convictibus et hospitibus non alia gens effusius indulget, Tacitus, *de Germ.*, cap. XXI.

⁵ Hospites violare, fas non putant; qui quaque de caussa ad eos venerint, ab injuria prohibent sanctoque habent; iis omnium domus patent, victusque communicatur, Caesar, *de bell. gall.*, lib. VI, cap. 23.

⁶ Quemcumque mortalium arcere tecto, nefas habetur: pro fortuna quisque adparatis epulis excipit. Cum defecere, qui modo hospes fuerat, monstrator hospitii et comes, proximam domum non invitati adeunt; nec interest: pari humanitate accipiuntur, Tacitus, *de Germ.* cap. XXI.

Zeitgenossen noch: „Diu selbe sünde (sc. der frâzheit) der ist niendert (nirgends) alsô vil, sô (als) hie ze tiutschen landen und aller meiste herren ûf bûrgen (Burgen) und burger in steten“¹, ja nach ihm „sint wip unde man, frâz und fraezinne, jung und alt eht (eben) ze fraezen worden.“²

Und doch führt die Völlerei, wie oft hervorgehoben wird, viele Nachteile mit sich und bringt grossen Schaden an der Gesundheit des Leibes. Schon den „liuten, die trûwent (glauben), daz diu kint niemer gnuoc gewinnen, unde füllent im allen tac in“³, hält Berthold vor: „Globe mir, im waere vil baz (besser) an der rehten (recht) mâze, an gesuntheit des lîbes und an lancelbene“⁴, und näher erklärt er: „Unde merket mir einz! Daz der rîchen liute kinde vil minre (weniger) wirt ze alten liuten unde ze gewachsenen (erwachsen) liuten danne (als) der armen liute kint, daz ist von der überfülle, daz man der rîchen liute kint tuot mit fülle.“⁵ Aber auch auf die Erwachsenen bezieht sich, was „der wise Salomôn spricht: propter crapulam multi perierunt: von frâzheit ververt (verderben) vil liute.“⁶ Zunächst „komt darvon d' unrât immūdicia. Unreinigkeit, unflaetigkeit des leybs undē un obē, mit speyen un wuestereyen, und anderen schamlichē dingē die sich nit zymen zuo reden.“⁷ Ferner wird auf Schlemmerei auch übermässige Fettbildung zurückgeführt, „so dir der speck obnē über das wāmeft (Wamms) uffer (heraus) godt, un der buch dir groffz würt, und das fleisch ufz dem buofzen stigt, als du wol fychft in (an) unfzeren frowen un toechteren, die ire brüft uff das schaefflin setzen (zur Schau stellen?). Wereft du maeffig, dir stertzte (steif emporragen) das fleisch nit also.“⁸ Berthold aber weifs eine ganze Reihe von Krankheiten anzugeben, die alle durch

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 205.

² Ebendas. Bd. I. S. 469.

³ Ebendas. Bd. I. S. 35.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 35, Bd. II. S. 204.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 433, Bd. II. S. 205.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 430, S. 103; vgl. Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁷ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sechst schwert*. Derselbe, *Her d' kûng ich diene gern*. S. LXXI. Pred. An fant Matheus tag.

⁸ Derselbe, *Postill*, teyl II. S. LXXIX. Pred. Am Sonnentag noch Letare.

mmälsiges Essen entstehen: „Und ist daz der mage übergêt, sô geraetet der überfluz etewenne (zuweilen) gein (gegen) dem houbete, daz dem menschen etewenne diu ôren vervallent, daz er ungehoernde (taub) wirt, oder für die gesiht, daz er erbliudet oder sus (sonst) boesiu ougen gewinnet, sîrûnge (triefäugig) oder glaseönge (eiterängig) oder starblint. Geraetet ez zwischen hût unde fleisch, sô wirst du wazzersühtic oder ûzsetzic oder gelsühtic (gelbsüchtig) oder sus als (so) unflaetic daz du dir lange widerzaeme (widerlich) bist und andern linten. Geraetet ez danne in daz geader, sô werdent dir die hende zittern. Geraet ez dir danne in diu glider, sô wirst du lam oder betterisic (bettlägerig) — und also maniger hande (Art) siechtuom kûmet von der frâzheit, oder der gaehe tût oder der lancseime (langsam) tût.“¹ Was den letzten Punkt anbetrifft, so macht Berthold noch besonders aufmerksam: „Wan (denn) ir seht wol daz wênic herren ist die gar alt werdent, und habent schoene und guote spise und gesunt, swaz (was) sie ezzen und trinkent daz ist gesunt, und wirt ir doch wênic alt, allez von überfülle.“²

Aber nicht nur dem Leibe, sondern auch dem Geiste ist alles „überezzen“³ in hohem Grade nachteilig. Daher sagt Geiler: „Gedêck zuom fechtstē was schadēs dir mer kôpt von frafzheit. Sie machet die vernûfft stumpff, dz ein mensch nitt weißt was er sol angreyffen, ist im latein Hebetudo mētis.“⁴ Wie es aber möglich ist, daß solche Geistesschwäche durch Völlerei erzeugt wird, erläutert er mit den Worten: „Wan (denn) von der füllerey des frafz überflüffigklich der tampff (Dampf) von der speylz de menschen uffreicht (dunstend emporsteigt) vom magen in das haupt, das sie stumpff verftentnûß haben, und nit scharpff hinyu sehen moegē.“⁵

Um nun diesen Gefahren zu entgehen, rät Berthold: „Unde wellet ir dirre (dieser) untugende abe komen, diu dâ heizet frâzheit, sô habet eine juncfrouwen liep, diu dâ heizet mâze. Diu ist ouch

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 433. Bd. II. S. 204—205.

² Ebendas. Bd. II. S. 205.

³ Ebendas. Bd. I. S. 190.

⁴ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das fecht schwert*.

⁵ Derselbe, *Von den syben schwertern, das fecht schwert*.

gar grözer tugende vol: daz ir maezic sît an ezzenne.“¹ Denn es ist durchaus irrthümlich, zu meinen, daß vieles Essen der Gesundheit besonders förderlich sei. Mit dramatischer Anschaulichkeit gibt Berthold seine Meinung hierüber ab: „Wie, bruoder Berhtolt! nû wolte ich waenen, sô man ie baz (mehr) gaeze —, sô man ie sterker unde gesünder waere an dem libe unde daz man ie lenger lebte? Des ist niht!“² Vielmehr soll man, „fo vil und fo mancherley auch des wunders an den speisen ist“, nach Tauler nicht mehr genießen, „dañ dz leib uñ feel bey eynder bleibē moechtē“³, oder, wie Geiler denselben Gedanken ausdrückt: „Wenn (denn) dorumb sol man effen. das man leben moeg. dann aeffz ein mensch nitt, so mneft er sterbenn. Dozuo dorumb, das er moege gefuntheit haben, unnd auch die stercke seines libs dobey behalten, das er moege die arbeit volbringen dozuo er dañ verwidmet (angewiesen), verpflicht uñ verbunden ist.“⁴ Damit hängt denn das Zugeständnis zusammen, das derselbe Geiler gewissen Handwerkern macht: „Und einer der da arbeitet, dē gehoert me (mehr) leiplicher fürung (Nahrung) zuo, den̄ einem der nit so vil oder schwer arbeit tuot.“⁵ „Den̄ ein schmydt mnoffz me geffen haben, weder ein schuomacher. Dornoch ein schuomacher me, weder ein gerwer. Und ein gerwer me weder ein schnyder.“⁶ Die gleiche Rücksicht ist auch auf die verschiedenen Naturen der Individuen zu nehmen. „Ein mensch“, so heist es in dem Seelenparadies, „der von art me narung bedarff, denn ein anderer der selb brauch me, das ist nitt unrecht“⁷, und näher hören wir hierüber: „Ein hitziger darff (bedarf) mer weder (als) einer d' kalter natur ist, wañ (denn) er verdoewet (verdaut) anch bazz (besser) dañ difer.“⁸ Ebenso können besondere Körperzustände eine reichere

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 525 u. S. 103.

² Ebendas. Bd. I. S. 431—432.

³ Joannis Taulery *Predig Am XX. Sontag nach Trinitatis*. S. CXXIII.

⁴ Geyler von Keyferlzberg, *Poftill*. teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁵ Derselbe, *Der seelen Paradiß*, cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX.

⁶ Derselbe, *Poftill*. teyl III. S. XXXXVIII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁷ Derselbe, *Der seelen Paradiß*, cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX.

⁸ Derselbe, *Von den syben schwertern, das sechft schwert*.

Aufnahme von Nahrungsmitteln rechtfertigen, wie denn Geiler für einen solchen Fall die Ermahnung ausspricht: „Ein fraw die kinder tragē oder ernerē muofz, sol sich mit effen — da noch haltē, das dē kind — durch — abbruch kein abgang (Mangel) befeh.“¹

Im übrigen aber gilt, was eine Predigt der Geilerschen Postille einschärft: „Dein zung, soltu nitt dargeben stedts zuo freffen — ad omnes horas“,² oder, was in einer andren Predigt von dem Menschen gesagt wird: „Und sol defzglichen zuo denen zyten effen do er denn effen sol weder zuo frueg, noch zuo spot.“³ Was das zu frühe Speisen betrifft, so werden wir weiter darüber belehrt: „Die fraszheit bringt einen menschē darzuo dz er zuo frue isset. Da eins muofz wandlē über feld od' fiech ist, od' gewachet uñ gearbeit hat uñ ufz der urfach frue isset, dz ist nitt unrecht noch fraszheit, da treybt in not.“⁴ Über das zu späte Essen aber sagt Geiler: „Wenn (denn) noch dem nachteffen, wartet kein vernünfftiger mensch me effens. Aber ein voller kruog, — wenn er von der stuben (Wirtsstube) heym kumpt, so muoffz jm die fraw erst ein zybel (Zwiebel) oder speck supp kochen. Sollich buoben solt man schwemmen“⁵ (ins Wasser stecken). Um sich mäfsig zu halten, darf man ferner nicht der Aufforderung derjenigen folgen, welche den Rat erteilen: „wol dan zuo dem muoshūse!“⁶ (Speisehaus), und ebenso wenig ist es erlaubt, durch allzu häufige Geselligkeit seine „kranke girheit“⁷ zu befriedigen. Schon Tauler ermahnt in dieser Beziehung: „Man sol auch fliehē alle manigfaltikeit (Häufigkeit), das ist dannoch dessenungeachtet) guot erfam gefelschafft, dz ist so die mēschē zuo (inander kommē, durch ein ergetzen“⁸, und auch Geiler fordert auf,

¹ Derselbe, *Der seelen Paradis*, cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX.

² Derselbe, *Postill.* teyl III. S. C. Pred. Am Einundzwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

³ Ebendas. teyl III. S. XXXXVIII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁵ Derselbe, *Postill.* teyl III. S. XXXXV. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 213

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 8.

⁸ Joannis Taulery *Predig Am XX. Sontag nach Trinitatis.* S. CXXIII

„sich dem noch zuo haltē, als d' Catho spricht. *Raro conviva*. Du solt selten würtschafft (Bewirtung), od' gefellschaft haben.“¹

Als ein ganz besonderes Beförderungsmittel der Mäßigkeit aber wird das Fasten empfohlen. Daher sagt Geiler: „Bist du ein füller, uñ hast dich gewenet zuo vil effē —, so gelob got am morgē den selbē tag zuo fastē“², und auch bei andern Gelegenheiten ermahnt er: „Ir sollent eüch eins lochs enger gürten“,³ oder: „Du solt dir umb gotts willen ab brechen, unnd das fuoter entzyehē.“⁴ Ebenso erteilen die übrigen Prediger ihren Hörern für gewisse Fälle den Rat, „sy solten des morgens ir notturfft essen, uñ des abents gar wenig“⁵, oder nach dem Vorbilde der Heiligen⁶ „vasten eine mittewochen oder einen fritag unde etewenne (zuweilen) wazzer unde brôt ezzen.“⁷ Allerdings sei das Fasten nur ein „ûzer (äusserlich) dinc“,⁸ „ein scheynende guote uebung“⁹ und ohne die rechte Gesinnung nichts¹⁰; ja es kämen Fälle vor, wo es nur darum geübt werde, „das man defter mynder doerff ufzgeben“¹¹, oder „das man dornoch defter luftiger sey zuo essen.“¹² Trotz allem dem aber müsse es als „ein tugentliche uebung“¹³, „eine geistliche gewere“¹⁴ (Waffe), „eine

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

² Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehē eygēschafft des haeszins*.

³ Derselbe, *Postill*. teyl II. S. XI. Pred. Am Freytag vor Inuocavit.

⁴ Ebendas. teyl II. S. III. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

⁵ Joannis Taulery *Predig Uff unsers herren fronleichnamstag*. S. LXIII.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 15. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 123.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 356.

⁸ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 560.

⁹ Joannis Taulery *Predig Am II. sonntag in der Fasten*. S. XXV.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 3. u. S. 384. Joannis Taulery *Predig Uff eyns heyligen bischoffstag*. S. CCXXX. Derselbe, *Predig Von den heyligen beichtigern*. S. CCXXXI.

¹¹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. II. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

¹² Ebendas. teyl II. S. II—III. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

¹³ Joannis Taulery *Predig Am sonntag nach der dry künig tag*. S. XVII.

¹⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 62.

guottat“¹ und „ein gut werc“² angesehen werden, und in einer Predigt bei Hoffmann heisst es ausdrücklich: „ieiunare aut remedium est aut salutare.“³

Als eigentliche Fastenzeit galt die sogenannte „kerrine“⁴, „die heiligen vierzic tage vor ôstern.“⁵ Hermann von Fritslar sagt darüber: „Di heilige kristenheit hât virzic tage gesatzit, di loufen in den hornung (Februar) und in den merzen, und dise muz man vasten von nôt und von gebote des bâbistes“⁶ (Pabstes). Galt schon von dieser Zeit, als „der vasten“⁷ κατ' ἐξοχήν: „isto tempore non ieiunare peccatum est“⁸, so war es doppelt unrecht, an „den dri tagen vor unsers herren ûffarttage“⁹, namentlich „an dem karfritage“¹⁰, sich „einen strik mit der frâzheit darlegen“¹¹ zu lassen und „den gebannen oder gebottenen fastag zuo brechen.“¹² Aufser den vierzig Tagen vor Ostern sind es die Quatember- oder „goltvasten“¹³, deren Beobachtung allen, die dazu im stande sind, warm ans Herz gelegt wird. Über die Zeit derselben bemerkt Berthold: „Diu selbe vaste was vor (früher) ze zwelf zîten geteilt, daz man in iedem mânôde (Monat) einen tac vastet. Sô haben wir sie nû gelegt ze vier zîten in daz jâr, ie dri tage, und daz ist ân sache (ohne Ursache) niht

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 27.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 42. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 62 u. S. 107; vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 3, S. 13 u. S. 195. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 123 u. 128.

³ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 89.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 148.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 21.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 90.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 101. Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXIX. Pred. An dem Achtzehenden sonnntag noch Trinitatis.

⁸ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 89.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 17.

¹⁰ Ebendas. Bd. I. S. 84.

¹¹ Ebendas. Bd. I. S. 409.

¹² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. XXXV. Pred. An dem Anderen sonnntag noch Trinitatis.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 14.

geschehen.“¹ Aber auch die „heiligen fritage, als unser lieber herre die jâmerliche marter und den bittern tût von unser wegen geliten hat“², werden den Gläubigen als Fasttage dringend empfohlen³, und hierzu kamen noch die verschiedenen selbsterwählten Tage, an denen manche einem „gelübt“⁴ zufolge sich der Speise enthielten. Hören wir doch bei Berthold: „Darzuo nement in (sich) die menschen manigerleie vasten von in selben. Eteliche êrent sand Niclausen an der mitwochen⁵ oder ander heiligen“⁶, etliche „unser liebe frouwen — an dem samztage“⁷, etliche „die zwelfboten (Apostel) und heiligen marterer⁸, als sand Laurenzen.“⁹ Wieder andere genießten nichts an „Sente Barberen âbent“¹⁰ oder „den âbent unserre vrowen alsô (als) si enphangen wart“¹¹, oder sie „vasten sand Markestac —, daz got die frucht (Frucht) mêre und beschirme, und den ertwuoher (Feldfrucht) behüete, er si im kasten oder ûf dem velde.“¹² Selbst als Strafe¹³ wurde das Fasten bisweilen auferlegt, wie dem Berthold den Landsknechten einmal vorhält: „Ir schiltknechte, als (wenn) ir ein hûs verbrennet und sô ir ez einem vergolten (erstattet) habet, dannoch (dennoch) gît man iu ze vasten driu jâr drî tage in der wochen, den mântac, den mitwochen, und den fritac. Und brennet ir ein kirchen abe, man gît iu funfzehn jâr, daz ist geschribenez reht. Alsô hûetet inuch umbe heilige stete.“¹⁴

Folgt schon hieraus, daß das Fasten für etwas Hartes gehalten wurde, so wird es auch sonst als ein „twingen“¹⁵ (zwingen) „ge-

¹ Ebendas.

² H. Rinn a. a. O. S. 31.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 356.

⁴ Joannis Taulery *Predig Am sonntag nach der dry künig tag.* S. XVII.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 356.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 17.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 16, vgl. Bd. II. S. 249.

⁸ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 141.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 16.

¹⁰ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 12.

¹¹ Ebendas. Bd. I. S. 19—20.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 17.

¹³ Ebendas. Bd. I. S. 421. H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur.* Th. I. S. 117.

¹⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II S. 253.

¹⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 123.

zamen“¹ (zähmen) und „peinigē des leibes“², als ein „pēnitencien-leben“³ und eine bittere „myrra“⁴ bezeichnet. Damit aber hängt zusammen, daß man dasselbe, weit entfernt, es für eine absolute Pflicht zu erklären, nur von denjenigen forderte, welche es zu leisten im stande waren. „Wissent“, so lesen wir bei Tauler, „das fasten — eyn grofz starck hylff ist zuo eynem geystlichen leben, so es der mēsch vermag. Aber so ein kräck mensch ist eines krancken haupts, und befindet der mensch das es seyn natur krencket, und verderben wil, so streich es ab, un̄ ob auch wer ein tag den man fasten solt, so nym urlaub von deynem beichtiger (Beichtvater). Unnd ob das urlaub dir nit mag werdenn, so magstu von gott urlaub nemen, unnd yfz etwas, biß morgen, untz (bis) du zuo dem beichtiger kōest und sprich, Ich was kranck unnd afz, und nym darnach urlaub. Die heylig kirch gemeynt noch gedacht das nye, das sich yemāt solt verderbē.“⁵ Diesen humanen Worten entspricht, was er an einer andren Stelle, wo er zur Treue gegen die Ordensgesetze auffordert, sogleich hinzufügt: „nicht das eyn alter bruoder oder Schwester soellen fasten — oder auferlich werck thuon über die macht.“⁶ Denselben liberalen Grundsätzen aber begegnen wir auch bei Geiler. „Hye solt ich eüch sagē“, spricht er, „wer schuldig, od’ nit schuldig waer zuo fastē, ich kans aber nitt alles sāmē eins mols sagē. Aber so vil wissen do von. Wer das nitt thuon mag, der ist es nitt verbundē. als do seind iunge kind, die selben moegent nitt fasten on schadē, biß das sye alt werden XXI jor. — Aber wenn sye kūmen über XXI jor, so seind sye schuldig zuo fasten.“⁷ Item kranck lüt, und frawen die do mit kinden gond, und kind soeigē, un̄ alt lüt, die do nit moegend schlossen, vō wegē das

¹ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Tl. I. S. 70.

² Joannis Taulery *Predig Von den heyligen beichtigern*. S. CCXXXI.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 29 u. S. 560. Joannis Taulery *Predig Uff sonntag nach der heilge dry künig tag*. S. XIII.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 58.

⁵ Joannis Taulerij *Predig Am IIII. Sonntage nach Trinitatis*. S. LXXXI.

⁶ Derselbe, *Predig Am XI. Sonntage nach Trinitatis*. S. XCIX.

⁷ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 70.

fye bloed schwindlend hoeubter habend, od' überkūmen (elend werden) moechten von fasten. Ouch die menschē die do muessend arbeiten, unnd moegend solliche arbeit, dor zū fye verwidmet (verpflichtet) seind, nitt volbringen so fye fastent. Die all, und der gleichen, seind nitt schuldig zuo fastē.“¹ Am entschiedensten aber urteilt Berthold, welcher erklärt, es sei der Teufel, der „guoten menschen solichen rât gît, daz sie den lîp ze sêre an grîfen mit vasten, wazzer und brôt und mit andern dingen, die über des menschen kraft sint. Sô verre (weit) sol sich nieman an grîfen.“²

Mit derselben Bestimmtheit wie gegen übermäßiges Essen ziehen die Prediger auch gegen „unmāze des mundes — an trinken“³ zu Felde, und „die „slûcher (Schläuche) und swelher (Trunkenbolde), die tranklaere“ (Säufer)⁴ und „alle die sich — übertrinken“⁵ werden vielfach von ihnen getadelt. Von einem solchen „übertrinker“⁶ heisst es in einer Predigt bei Leyser: „Der trenkere ist als ein witbuosch (Weidenbusch). der stet immermer (immerfort) in der nezzen (Nässe). und trinchet nacht und tach. und en gibet doch kein fruocht. also tuot der trenkere. er guozzet (giefst) nacht und tach in sich und en tuot doch kein guote werk.“⁷ Geiler aber klagt über die „menschē, welche unmeffiglichn vil — trincken“,⁸ in seiner drastischen Weise: „Was sol ich erft do sagen vō dē wüsten vollen krügen, die nacht und tag uff den stuben (Trinkstuben) ligen, und heym kummen und voll truofzen (trotzen) seind, das einer ein thür mit jnē ufflieff, und kum an das bett koennen kummen, und zuo der Neszen (Agnes, Name der Frau) sprechen, oder wie fye den heisset, wolan wolumb haer. wissent nit wie fye sich stellen sollend. und wenn fye das wyb wellend küffen, so stinckt ju das mul übler wede (als)

¹ Geyler von Keyserlzberg, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 17.

³ Ebendas. Bd. I. S. 430.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 204.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 190.

⁶ Ebendas.

⁷ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 42.

⁸ Geiler vō Keyfzerlsperg, *Der seelen Paradis*, cap. VI. Von warer keüftheit. S. XXXXI.

ein sproch hufz (Abtritt). kotzend das bett vol, und unden und oben
feind sye wueft. Was lufts ein fraw do habē mag, dz kanft du wol
mercken. Sye ist villichter (vielleicht) laer, und ist mit iren kinden
ougessen un ongetruncken schloffen gangen. so ist er voll, das er
von voelle nit reden kan.“¹ Ja, nach Berthold vergreift sich der
Trunkene wohl gar an seiner schwangeren Frau, „daz einer an sînem
eigen wîbe schuldic werde oder einer sîne hûsfrouwen sus (so sehr)
slahe (schlage), daz er an sînem ungeborenen kinde schuldic werde.“²

Aber nicht nur andern, sonderu auch sich selbst bringt der
Trinker vielfachen Schaden. „Des er doch wol geriete“ (entriete),
sagt derselbe Berthold von ihm, „daz giuzet (giefst) er alle tage
in sich, und im halt grôz schade ist an dem lîbe und an dem guote
und au der sêle und au den êren.“³ Denn „die tranklaere“ (Säufer)
sind es, „die alle die êre und allez daz guot des er und sîniu kint
und sîn frouwe leben solten und dannoch (sodann noch) sîneu gesunt
(Gesundheit) und sîn langleben verderbet.“⁴ Was die Schädigung
der Gesundheit durch die Trunksucht anbetrifft, so äußert sich
Gottschalk Hollen näher hierüber. Nach ihm wird Diplopie durch
dieselbe erzeugt, wie das Beispiel eines betrunkenen Bauern beweise,
der bei seiner Rückkunft nach Hause alles doppelt sah und seine
Frau deswegen des Ehebruchs anschuldigte. Weiter aber versichert
er: „Die jenem verfluchten Götzen „Trunkenbold“ dienen, die werden
als Ablass erhalten die zitternde Lähmung für sieben Jahr, und Triefen
der Augen für sieben Jahr, und zuletzt werden sie zu dem ewigen
Leben geführt, wo Judas und Pilatus ausruhn.“⁵

In Einklang hiermit wird das „suffen“ auch sonst oft für ein
„laster“⁶ und ein großes Unrecht erklärt, wie denn Berthold be-
teuert: „Unde swer (wer irgend) sich über die mâze — triukens

¹ Derselbe, *Poßill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen fomen-
tag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 409.

³ Ebendas. Bd. I. S. 191.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 204.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 510.

⁶ Geyler von Keyferlzberg, *Poßill.* teyl III. S. XXXIII. Pred An
dem heyligen Pfingstag.

noetet —, der hât eine houbetsünde getân.“¹ „Übertrunk hinderet dich noch an dime luofen (sc. zuo gote)“², fügt eine Predigt bei Leyser begründend hinzu, und zugleich hören wir, daß die Teufel den Menschen zur Trunksucht verführen. „Sie legent ir stricke“, sagt Berthold, „für lithiuser (Schenken) durch überigez (übermäßig) trinken“³, und ein Prediger des vierzehnten Jahrhunderts wiederholt: „Der tuwel truoget den menschen wuonderliche — und gibet ime — ein cleine lou. daz ist ein cuorze geluoft — trinchenes. und daz ist sin spot. Mach er dich aber zihen an den ubertrank. so bistu sin affe. und dines selbes schande.“⁴ Von solchen Leuten, die „de si solten opheron (opfern) ze dem altêr (Altar) — in de winhûs opheront“⁵, ist denn auch nicht zu verwundern, daß sich Gott nicht um sie kümmert. „Un den ergaz (die vergaß) got“, heist es in einer Predigt bei Grieshaber, „de si ie wurden geborn.“⁶

So sehr nun auch die Prediger einem jeden, namentlich „einem armen dürftigen — einen zaher (Tropfen) wines daz ez sin siechez herze gelabe“⁷ gönnen, so raten sie doch zur Vorsicht beim Trinken, da „der win mannes herze aller schierste (schnellstens) überwindet.“⁸ Geiler gibt die Zeichen an, woran man erkenne, daß man nicht mehr trinken dürfe: „Und ein zeichē dz einer genuog getruncken hott ist, weñ jm der wein gerottet bitter werden. Itē weñ einer den otem (Atem) am glaßz nym̄ (nicht mehr) fohen (anhalten) mag, ist ouch eins. Deszglichen weñ einer trinckt, das jm die ougen gerottent überlouffen so er das glaßz noch am mul hott, ist das dritt. Und dz vierd ist, was einer trinckt bitz nüt me (nichts mehr) im glaßz blibt.“⁹ Besonders soll man sich auch hüten, noch spät

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 430.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 42.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 409.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. 42.

⁵ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. I. S. 73.

⁶ Ebendas.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 431.

⁸ Ebendas. Bd. I. S. 245.

⁹ Geyler von Keyserberg, *Postill*. teyl I. S. XXVI. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig.

am Abend zu trinken, was „kein vernünfftiger mensch“ thue. „Aber ein voller kruog, der selb wartet noch dem nachteffen eines schlofftruncks, so es um die nün ur anhyn würt, un dornoch eines nochschlofftruncks, so es eyleff, oder zwoelff schlecht.“¹ Ebenso wenig darf man sich durch andere verführen lassen, welche „die sünde raeten (raten): wol dan — zuo dem trinken!“², da es viel besser sei, „seinem leichnam entziehen alles das im wol thuot — an trincken.“³ Wiederholt wird in dieser Beziehung auf das Vorbild der Mutter Maria und ihres Sohnes hingewiesen. Als sie diesen gebären sollte, „hatt sye kein statt in dē würtzhufz“⁴, sondern nahm lieber ihre Zuflucht zu einem Stalle, und von dem zwölfjährigen Jesus hören wir: „Nit kert er in das würtzhufz —, do man leckery in tribt unnd trinkt, aber in das hufz feins vatters, das ist, in den tēpel.“⁵

Trotz allem dem aber wurden die „trinkestuben“⁶, denen ein „privmaister“ oder „cauponarius“⁷ vorstand, vielfach besucht, zumal derselbe alles that, sein Haus weithin kenntlich zu machen. „Wen (denn) so mā ein reyff für ein hufz ufzsteckt, so ist es ein zeichē das mā wyn do schenck —. Man steckt ein strowswüsch für ein hufz, und das betütet, das man byer do schenckt im keyler“⁸ (Keller). Berthold klagt denn auch, daß diese Zeichen nicht unbeachtet blieben, sondern viele verlockten. „Dā soltent ir gar gerne ze pre-

¹ Ebendas. teyl III. S. XXXXV. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 213.

³ Joannis Taulery *Predig Uff sant Barblentag*. S. CXXXVI.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl I. S. X. Pred. An dem heyligen wynachttag.

⁵ Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare.

⁶ Fritsche Closener's Straßburgische Chronik, ed. Strobel in d. *Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart*, 1843. Bd. I. S. 102, vgl. Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. CI. Pred. Am Zweyundzwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

⁷ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 361. b.

⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXVII. Pred. Am Frytag noch Imocaut. Ebendas. teyl II. S. LXVIII. Pred. Am Donderstag noch Oculi.

digen gân und ze messe und dâ man gote dienet. — Sô gât ir gerner — zem wîne“¹, wirft er seinen Zuhörern vor.² Namentlich die kirchlichen Feste wurden vielfach zum Trinken gemißbraucht. „So wir zu kirmeffe warn. so vare wir mer dar duorch wol — trinken. — Des ful wir uns abe tun“³, lesen wir in einer Predigt bei Leyser, und eine elsässische Predigt enthält die Ermahnung: „Ihr sullent sant Martin loben nit mit den starken trûnken in dem winhuse: alse eteliche lûte wänent man sülle sant Martin loben mit vaste trûnkende.“⁴ Selbst die Frauen und Kinder waren bisweilen dem Trunke ergeben. „Daz was etewenne (früher) grôziu zuht an frouwen“, versichert Berthold, „daz sie maezic — an trinken wâren. Daz ist nû gar unde gar (ganz und gar) ein gewonheit worden: biz der man daz swert vertrinket, sô hât sie den snüerrinc (Schnürring für das Kopfband) unde daz houbettuoeh (Kopftuch) ver-trunken“⁵. und an einer andren Stelle sagt er höhrend: „Einz daz einen becher kûme ze rehte (recht) erheben mac, daz wil nû ze dem wîne sitzen unde wil dâ schallen (lärmen) unde sneren (schwatzen) unde trunken werden.“⁶ Freilich darf man sich über diese Unsitte nicht wundern, wenn man des Spruches gedenkt: „Sollich hyrten, follich genz“⁷, „mali religiosi, mali laici.“⁸ Gingen doch die Geistlichen ihren Gemeinden mit dem schlechtesten Beispiel voran. „Die dorffpaffen die thuonds, das es bald ufz fey. das man zuom wein kom“⁹, äußert Geiler einmal, und in einer andren Predigt

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 203.

² Auch Luther hat das Laster der Trunkenheit bei seinen „vollen, tollen“ Deutschen noch oftmals auf das schärfste gestraft, vgl. seine *Tischreden* IV. § 127. Ebenso schrieb 1551 Matthäus Friderich, Pfarrer zu Görentz, „*Widder den Sauffteuffel*. Item, *Ein Sendbrief des Hellischen Sathans, an die Zutrincker*.“

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts*. S. 119.

⁴ H. Rinn a. a. O. S. 18.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 431.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 469.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill*. teyl I. S. XXXI. Pred. Am Son-nentag Septuagelima. Ebendas. teyl III. S. LIIII. Pred. An dem Fyerdten son-nentag noch Trinitatis.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 394.

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill*. teyl II. S. CXVII. Pred. Am Son-nentag Palmarum.

erklärt er: „Da steet einer am morgē uff die Cantzel und verkündet die tag, dar nach bringet er ein langen zedel un verkündet die todten, unnd weret weiß wie lang, da verkündet man die banbrieff, den blunder, und also geet die stund hin weg, so leüt (läutet) man, da ist es ufz. Nach imbifz da kart (Karten spielen) man da geet mā zuom wein, also geet es.“¹ Selbst die höhere Geistlichkeit bildete keine Ausnahme von dieser Regel. Denn so nachdrücklich auch „sanctus Panlus“ von dem „bischofe“ fordert: „Her (er) ensal (soll) aber nicht — trunken werden von wine“², so muß doch Geiler von den Kirchenfürsten zugestehen: „Es ligt doch an dem tag — als ein baur an der sonnen, was die regenten für ein weißzen (Weise) füren. die Proebst, Pfarrer, Bischoff — nyman (niemand) kan uns erfüllen so vil lauffens — unnd man sicht das nüt guts in inen ist.“³

¹ Derselbe, *Die geistlich spinnerin*. Die Ander Predig.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 226.

³ Geiler vō Keiferlperg, *Die Emeis*. S. XX.

II. Kapitel.

Die Kleidung.

Die bisher besprochene Ernährung hat bekanntlich nicht nur für die Erhaltung des Körpers, sondern auch für die Erzeugung der demselben nötigen Wärme zu sorgen. Von der letzteren gehen indessen, zumal in unserem Klima, beträchtliche Mengen verloren, und diesem Verlust suchen wir durch die Kleidung mehr oder weniger entgegen zu wirken. Die unmittelbarste Bekleidung aber bilden die allgemeinen Bedeckungen des Körpers, und so sei hier zunächst von der Pflege der Haut während des Mittelalters die Rede. Als wichtigster Faktor galten in dieser Beziehung die Bäder. Schon die alten Germanen tauchten ihre Kinder in friskkaltes Wasser¹, und auch der Hausherr selbst nahm nach dem Aufstehen ein Bad, meistens warm, wie die Völker des Nordens es lieben.² Fast noch größerer Beliebtheit aber erfreuten sich die Bäder im Mittelalter. Zunächst badete schon eine jede Mutter ihr Kind. Als Geiler einmal die Beschäftigungen der Frauen aufzählt, nennt er darunter auch „kind baden, fengen un feuernachē.“³ Nicht minder pflegten die Er-

¹ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 25.

² Statim e somno, quem plerumque in diem extrahunt, lavantur, saepius calida, ut apud quos plurimum hiems occupat. Tacitus, *de Germ.* cap. XXII.

³ Geiler von Keyfersperg, *Her d' künig ich diene gern*. S. LXXVIII. Pred. An dem XVII. Sontag nach der Dreifaltigkeit.

wachsenen um der Reinlichkeit willen häufige Bäder zu nehmen. Geiler erwähnt die Fußbäder, indem er gelegentlich sagt: „Wenn einer ein Fußwasser hat, das ein wenig heiß ist, und er will einen Fuß vorsichtig hineinsetzen, so brennt es ihn, und er wähnt, er könne es nicht ertragen. Wenn er aber tapferlich beide Füße darein setzt, so empfindet er es kaum.“¹ Aber auch der ganze Körper wurde fleißig dem Wasser ausgesetzt. Von einem Könige, der einen Gefangenen vor sich bringen ließ, hören wir: „Der chunig gebot — man brahte ime den man guot, — daz man in padote (badete) und scare“ (schöre).² Ebenso vergleicht Geiler in einer Predigt das häufige Waschen der Juden mit dem Baden seiner Zeit, das man selbst vor dem Genuß des Abendmahls ausführe: „Als wir den in gewonheit haben, das wir vor (zuvor) in das bad gon, so wir morndes (morgen) wellen das heilig sacrament entpfohen (empfangen). und meynen, wen mir nit buodent, so wer es allesammen nüt als man dan der dorechten (thöricht) leut vil uff erdtrich findet. Jo sprechend fye. Mein muemlin, oder bezlin hott es ouch gethon, und hott mich das geheiffen und gelert.“³ Dafs das Baden zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gehörte, geht auch aus einer Predigt des Peregrinus über die Hochzeit zu Kana hervor. Derselbe erklärt hier, die Männer müßten ihre Weiber in dem Mafse lieben, dafs sie ihnen alles Nötige so gut wie sich selber gewährten. „Allein ich fürchte“, fährt er fort, „dafs es manche gibt, die ihren Weibern gar keine Freiheit lassen, sondern alles vor ihnen verschließen, so dafs sie — oft nicht so viel haben, um nur ein Bad zu bezahlen.“⁴ Nicht baden dürfen, war daher auch eine der kirchlichen Strafen für gröbere Vergehen. Pabst Klemens I. hatte für einen jeden, der eine Todsünde begangen, „nach Strenge des Rechten“ als Buße festgesetzt: „Zu dem sibenden, so dorfft er in difer zyt in kein bad

¹ Geiler bei R. Cruel a. a. O. S. 551.

² H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. II. S. 59.

³ Geyley von Keyferfzberg, *Postill*. teyl I. S. XXV. Pred. Am II. Sö-nentag noch dem Achten der drey künig.

⁴ Bruder Peregrinus bei R. Cruel a. a. O. S. 338.

gon.“¹ Da die Armen nicht immer die Mittel besaßen, ein Bad zu nehmen, so pflegte der Reiche zum Heil seiner Seele wohl ein „sêlbat“² zu stiften. Ein solches Seelenbad war entweder ein einzelnes am Todestage des Stifters zu gewährendes, oder eine fortgesetzt bestehende Anstalt.³ Doch gab es auch außerdem „battftubē“⁴ genug, zu deren Besuch der Badelustige durch Trompetenstofs eingeladen ward. Bei der Auslegung der Bergpredigt kommt Geiler nämlich auf das Almosengeben der Pharisäer zu sprechen und sagt: „Sye lieffent vor anhyt trūmetē (trompeten) und bufunē (posaunen), als mā hye zuor battftubē blofet.“⁵

In dem Bade selbst wurde man, soweit dies ein öffentliches war, von dem „bader“⁶ mit seinem „badevolke“⁷ bedient, wogegen auf Ritterburgen Jungfrauen dem Badenden Handreichung thaten.⁸ Ehe derselbe in das Bad stieg, entkleidete er sich soweit, daß er nur einen „questen“,⁹ d. h. eine Art von Schürze, um die Hüfte behielt. Daher äußert Geiler: „Zuo Baden — leret man dē menschen erkoennen, was hind' jm stecket.“¹⁰ Im allgemeinen galt es nicht für zuträglich, lange im Wasser zu verweilen, wie denn

¹ Geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschafft zuom ewigē vatterlād*. S. CII. Die Nund Eygenschaft Von den Hendfchuen des Ablos.

² J. A. Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*. Stuttgart u. Tübingen 1827 bis 1837. Bd. III, 226.

³ W. Müller u. F. Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Bd. I. S. 77—78.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XII. Pred. Am Freytag vor Inuocaut.

⁵ Ebendas.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXVI. Pred. Am Zynftag noch Reminiscere. — *Frauendienst u. Frauenbuch* v. Ulrich v. Lichtenstein, mit Anmerkungen von Th. v. Karajan, ed. Lachmann. Berlin 1841. 227, 6.

⁷ Seifried Helbling, ed. Th. v. Karajan in *Haupts Zeitschr.* B. 4. 3, 26.

⁸ Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 167, 26.

⁹ Ebendas. 116, 4. Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXVII. Pred. Am Zynftag noch Reminiscere.

¹⁰ Ebendas. teyl III. S. LXXXVIII. Pred. Am Sibentzehenden sonnentag noch Trinitatis.

gleichfalls Geiler den Rat gibt: „man sol meidē dick vil oder lang ze baden.“¹ Sobald man aber herausgestiegen war, wurde ein „badelachen“² (Badelaken) zum Trocknen dargereicht. Mancher legte sich dann zu Bette,³ „unze (bis) daz er wol erswitze“,⁴ die meisten aber liefsen sich gehörig „twahen und strichen“, d. i. mit Besen schlagen, recken, drücken und reiben. Freilich muß Geiler Klage führen, daß viele Bader dies Massieren zu oberflächlich besorgten: „Es ist — wie um die in einē bad, da farē sie mit d' hād ueber eins un waffer daruff un darvō, nit mer dan mā bald vil ufzreib.“⁵ Da die Bäder zugleich Versammlungsorte waren, so ist es erklärlich, daß sich viele dazu besonders zierten und schmückten, wie denn ein Prediger klagt: „Wenn aber wir sollend zuom baden faren, so ist angst unnd not, eb wir uns gerüftent.“⁶

Zu solchem Schmucke gehörte unter anderem das Schminken des Gesichtes, das, so nachteilig es auch auf die Haut wirken mochte, doch eine außerordentlich weite Verbreitung besaß.⁷ Vor allem wurden die gern am Stadtgraben spazierenden Buhldirnen daran erkannt. Berthold äußert einmal, daß es zweierlei Jäger des Teufels in der Christenheit gebe: „Der (derer) heizent ein die gemälten unde die geverweten (gefärbten). Daz sint alle die boesen hiute, die uf dem graben gēnt, die dem tiuvel alle tage manic tūsent sēle antwurent (überantworten), ie diu (jede) sēle umb einen helbelinc (halber Pfennig) oder einen pfenninc.“⁸ Dem entsprechend wird in

¹ Johānes Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradis*, cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXX.

² Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 167, 21.

³ Ebendas. 168, 1.

⁴ *Arzneib.* J. Diemer. 143.

⁵ Geiler vō Keiferfperg, *Die Emeis*. S. XXVIII.

⁶ Derselbe, *Postill.* teyl I. S. XXVIII. Pred. Am III. Sönentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag; vgl. ebendas. teyl III. S. C. Pred. Am Einundzwentzigsten sonnntag noch Trinitatis.

⁷ Deutschland hatte den Gebrauch der Schminke mit den romanischen Ländern gemein, vgl. Raumer, *Geschichte der Hohenstaufen*. VI, 569, Jac. Burckhardt, *Kultur der Renaissance*. S. 368 ff.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 207.

einem Passionsspiele auch die Sünderin Maria Magdalena als geschminkt dargestellt.¹ Aber nicht nur öffentliche Mädchen, sondern auch Frauen von Stand und Ehre waren dem Schminken aus Eitelkeit und Hochmut ergeben. Von einem solchen „armen höhvertelin“ lesen wir bei Berthold: „Sô verwet (färbt) daz sich“², und eine Predigthandschrift der Züricher Stadtbibliothek enthält die Bemerkung: „Hübische frowen spulgent (pflegen) sich zeverwene (zu färben). mit wizer varwe unde mit rotir varwe.“³ Den vornehmen Frauen thaten es wieder die Bäuerinnen nach,⁴ so daß auch bei diesen „gevelschet vrouwen varwe“⁵ oder „geribene schoene“⁶ vorkam. Überhaupt galt es für eine weibliche Person als so selbstverständlich, sich zu schminken, daß öfter die Dichter, wo sie die Schönheit einer solchen rühmen wollen, ausdrücklich betonen, das Weiß und Rot der Wangen sei nicht künstlich, sondern natürlich,⁷ das Weib sei „selpvar“⁸ (ungeschminkt). Sogar unter den Männern wurden hier und da „malnarre“⁹ gefunden, wie dies Geiler in einer Predigt über den betreffenden Abschnitt aus Brant's Narrenschiff anführt. Nach ihm ließen dieselben sich nicht nur das Kinn ganz sauber rasieren, sondern es heißt auch weiter von ihnen: „Item — sie lassen sich — bizweilen malen — nemmen koestlichen geruch (Parfum) zu jhn, bestreichen sich mit roszwaffer (Rosenwasser), salben sich mit koestlichem unnd wolchmeckendem (wohlriechend) Balfam.“¹⁰

¹ *Passionsspiel der Carm. Burana*. S. 96 ff.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 83.

³ C 76/290 (14. Jhdt.), Bl. 8b. bei W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 161.

⁴ Heinrich v. d. Gemeinen Leben. 328.

⁵ *Nibelungenlied*. 1594.

⁶ Winsbeke, ed. M. Haupt. Leipzig 1845. 26, 3.

⁷ *Die Eneide* v. Heinrich v. Veldeke, ed. Myller. 146, 26 ff.

⁸ *Gedichte* Walthers v. d. Vogelweide, ed. Lachmann. 96, 15. Seifried Helbling, ed. Th. v. Karajan in *Haupts Zeitschr.* B. 4. I, 1145.

⁹ Keiserfpergs *narcnschiff*. Straßburg 1520. S. XXVII.

¹⁰ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff, darîn aller Staendt schandt und laster, uppiges leben, grobe Narrechte sitten, und der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel gesehen und gestrafft werden: alles auff Sebastian Brands Reimen gerichtet — auß dem Latein inn das recht hoch Teutsch gebracht Durch Nicolaum Hoeniger von Tauber Koenigshoffen*. Basel 1574. S. 13.

Selbstverständlich treten unsere Prediger einem solchen Unwesen einmütig entgegen. Berthold deutet den Aussatz einmal bildlich und sagt dabei: „Sô sint eteliche ûzsetzic an dem velle (Haut). Daz sint, die niht genüezet an der varwe und an dem antlütze, daz in (ihnen) der almechtige got hât verilien: sie wellen sich selben baz (besser) machen und schoener, danne (als) sie got gemachet hât, und nement her und verwent sich und velschent die varwe und daz antlütze daz got selbe machete. Pfi, unflât!“¹ Zugleich hält er den sich Schminkenden die Drohung entgegen: „Ir verwerinne, pfi! schemest dû dich des antlützes, daz dir der almechtige got gegeben hât, des schoenen antlützes, sô schamet er sich dîn ouch iemer und iemer in sinem rîche êweclîche unde wirfet dich an den grunt der hellen, dâ dîn eht (doch) niemer mêr rât wirt, zuo froun Iesabêln unde zuo hern Lucifer,² der sich ouch hoeher wolte hân gemachet dan (als) in got geschuof.“³ Wie hier, so wird auch sonst oft auf das abschreckende Vorbild der Königin Isebel hingewiesen, die „die liut mit gemachter schoeni an sich zoh“⁴: „Dir geschiht als Iesabêln: des tages dô sie sich geverwet hete, dô nam sie ein lesterlîchez ende und einen schemelîchen (schmählich) tût unde fuor des selben tages in die stinkenden helle, dâ ir (ihrer) niemer mêr rât wirt, unde die hunde laften (leckten) ir bluot des selben tages.“⁵ An die jungen Priester aber richtet Berthold die Aufforderung: „Ir jungen priester, die geverweten unde die gemâlden⁶, die sult ir alle von den liuten tuon.“⁷ Während indessen der Franziskaner von Regensburg das Schminken mit den ewigen Strafen bedroht, geißelt der mehr praktisch gerichtete Geiler die Thorheit, die Haut durch äußere Mittel verbessern zu wollen. Als Beleg hierfür erzählt er: „Welcher gestalt vor zeiten ein weibs perfon zu Straßburg gewesen

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 119, vgl. Bd. I. S. 115 u. S. 367. Suchenwirth XL, 45 ff.

² 2 Cor. 11, 14: *αὐτὸς γὰρ ὁ σατανᾶς μετασχηματίζεται εἰς ἄγγελον φωτός.*

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 115.

⁴ Predigt aus der Sammlung Albrechts des Kolben (geschrieben 1387) vormalis im Besitze Grieshabers. Bl. 88a.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 367, vgl. Bd. I. S. 115.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 115.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 119.

ist, die hat von wegen alters, viel runtzeln im angeficht, dieselbig liefz von jhrem runtzelechten angeficht, die haut daruon schinden und hinweg etzen, damit sie der runtzeln ab kaeme, uund sie jungfarb und schoen erscheinete, aber was geschahe je mehr sie sich liefz artzneu (Arzneien geben) und aufzbutzen, je heftlicher sie von tag zu tag ward.“¹

Aber nicht nur was die Haut-, sondern auch was die Haarpflege anbetrifft, dringen unsere Prediger durchaus auf Natürlichkeit, insofern damit auch dem Leibe am besten gedient sei. Bereits Berthold beklagt sich über „die frouwen, die ez dâ sô noetlichen (dringend) machent mit dem hâre“² und „dâ die zît mit ûztragen“³ (hinbringen) und „daz jâr wol halbez dâr an legen“⁴, zumal sie wichtigeres darüber versäumen. Denn, so hält er ihnen vor: „Swenne (wenn) ir etewaz anderz soltet tuon in iuerm hûse, daz iuerm wirt (Ehemann) nôt waere oder iu selben oder iuvern kinden oder iuerm gaste, sô gêt ir mit iuerm hâr umbe — unde dâ mite traget ir die wîle (Zeit) uz unde den tac unde die wochen unde daz lange jâr.“⁵ Über die Art und Weise, wie dieselben das Haar verkünstelten, hören wir gleichfalls bei Berthold: „Diu ander ûzsetzikeit diu ist an der leien hâre, die ir hâr windent unde snüerent oder die ez anders machent oder verwent danne ez in (ihnen) der almechtige got gegeben hât.“⁶ Ähnlich äußert sich auch Geiler über die Verunstaltung des Haares: „Die dritte Schell ist das Haar zieren, gael (gelb), kraufzlecht (gelockt) und lang machen, auch froembdes haar der abgestorbnen unter jhres vermischen, und daffelbig zum schawspiegel auffnutzen. Es ziehen die weiber jetzund daher —, unnd hencken das Haar dahinden hinab bisz auff die hnefft —. Pfu der schand und unzucht“,⁷ und gleich darauf wiederholt er: „Was soll ich von dem geferbten, geschmierten, gebleichten und kraufzlechten Haar sagen, das kraufzlecht Haar und

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 13.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 114.

³ Ebendas. Bd. I. S. 253.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 114.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 415.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 114.

⁷ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 13.

ein gebrochen (hochmütig?) sinn, feind gewisse zeichen der leichtfertigkeit: Das gael gefערbt Haar aber bedeutet nichts anders, daß die zukuenfftige hellische flämen.“¹ Namentlich weist er darauf hin, wie widernatürlich es sei, falsches Haar zu tragen: „O weib horche, erschrecket dich solches nicht, das du froemdbt Haar eines gestorbnen weibs ubernacht auff dem kopff behaltest? — Dañ welches weib ist also kuen, das sie einer abgestorbnen frawen leib oder etliche glieder bey jhr am beth hette, fuerwar es wuerde nicht bald eine gefunden werden.“² Zu besonderer Warnung spricht er dann weiter den Wunsch aus: „Ich wolt das allen weibern ergienge, die sich mit froemdbdem Haar schmuckten, wie vor zeiten einer zu Parifz begegnet ist, die hat sich auch auff dz schoenste geschmuckt mit froemdbdem Haar, als sie aber ohn alle gefahr bey einem Affen fueruber gieng, erwuefcht sie der Aff, und rissz jhr den schleier ab dem kopff unnd nachmals auch das auffgebuefft (aufgekräuselt) Haar, unnd ward sie also vor jederman zu schanden, ward jhres entlehneten Haars beraubt, welches ohn zweiffel aufz sonderlicher anschickung Gottes geschehen ist.“³ Ein geistlicher Redner bei Leyser aber erinnert die Frauen an die Mahnung der Apostel: „So merke waz sent Paulus spricht den wibes namen. Non in veste preciosa aut intorto crine⁴. et petrus. Mulierum non fit extrinsecus capillatura.“⁵

Wie bei den Weibern, so gab es auch unter den Männern solche, die durch eine auffallende und unnatürliche Haartracht ihre Eitelkeit zu befriedigen suchten. Schon bei den alten Deutschen hatte etwas Ähnliches stattgefunden. Denn da bei diesen dem Edlen die blonde, dem Freien die rötliche, dem Unfreien die schwarze Haarfarbe zuzukommen schien, so mußte, was etwa die Natur versagt hatte, die Kunst ersetzen, und es waren besonders bereitete Seifen in Gebrauch

¹ Ebendas. S. 13—14.

² Ebendas. S. 13.

³ Ebendas.

⁴ 1 Tim. 2, 9: *ὡσαύτως καὶ γυναῖκας ἐν καταστολῇ κοσμίῳ μετὰ αἰδοῦς καὶ σωφροσύνης κοσμεῖν ἐανιὰς, μὴ ἐν πλέγμασιν καὶ χρυσῷ ἢ μαργαρίταις ἢ ἱματισμῷ πολυτελεῖ.*

⁵ 1 Petr. 3, 3: *ὧν (sc. τῶν γυναικῶν) ἔστω οὐχ ὁ ἔξωθεν ἐμπλοκῆς τριχῶν καὶ περιθέσεως χρυσίων ἢ ἐνδύσεως ἱματίων κόσμος.*

um dem Haar die erwünschte Farbe zu geben.¹ Aber auch noch zu Bertholds Zeiten „gilweten“ (gelb färben) Männer ihr Haar, und außerdem trugen manche dasselbe lang, wie es Frauensitte ist. Berthold findet dies weibisch und redet daher einen solchen Mann mit „Adelheid“ an. „Sô tragent sumeliche (einige) man“, das sind seine Worte, „hâr sam (wie) die frouwen lanc. Ir herren, merket mir daz gar eben: alle die als (ebenso) langez hâr tragent als diu wîp, daz sie rehte wibes herzen tragent als diu wîp und an deheiner (kein) stat einen man verstên (vertreten) mûgent. Pfi dich, Adelheit, mit dînem langen hâre, daz dû niht enweist (weist) wie übel ez dir stêt unde wie lesterlichen!“² Nicht minder hat auch Geiler in betreff der Haartracht über die „Mutz-, Zier- unnd Gemalt Narren“³ unter dem starken Geschlechte zu klagen. In einem einleitenden Gedichte, das er anführt, hören wir von diesen:

„Mit schwebel (Schwefel), Hartz, bueffen (kräuseln) das har,
 Darinn schleget man Eyerklar (Eiweiß)
 Das es im Schueffelkorb werd kraufz,
 Der hengt den kopff zum Fenster aufz.
 Der bleicht es an der Sonn und Feuw —
 Pfuch schand der Teutschen Nation,
 Das die Natur verdeckt wil hon“⁴ (haben).

Noch mehr Sorgfalt aber als auf das Haupthaar verwandten manche Männer auf die Pflege des Bartes. „Dise“, so charakterisiert Geiler dieselben, „dieweil sonst weder weißheit noch einige tugend in jhnen ist, suchen sie ein besondere ehre unnd hoffart durch die fuertreffenlicheit des Barts.“⁵ Daher mußten denn die „bartfcherer“⁶ oder „Balbierer“⁷ die mannigfachsten Künste ersinnen, um den Bart

¹ Plinius, *hist. natur.* lib. XXVIII. cap. 51 (191): Prodest et sapo, Galorum hoc inventum rutilandis capillis. fit ex sebo et cinere, optimum fagino et carpineo, duobus modis, spissus ac liquidus, uterque apud Germanos majore in usu viris quam feminis; Amm. Marc. XXVII, 2; Martial XIV, 25.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 114.

³ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 12.

⁴ Ebendas. S. 11.

⁵ Ebendas. S. 12.

⁶ Geiler von Keyserberg, *Postill.* teyl II. S. CV. Pred. Am Zynftag noch Judica.

⁷ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 117.

zum Teil in der seltsamsten Weise zu formen. Schon ihn ganz zu rasieren, findet Geiler unnatürlich. Als er „die ander Schell der Spiegel Narren“ bespricht, sagt er: „Es werden etliche gefunden, die lassen gar kein haar wachsen, sonder lassen das angeficht unnd das kienn gantz sanber schaeren damit man kein har fihet“¹, und an einer andren Stelle tadelt er: „Etlich ziehen gar keine Baert, als die Carteuser und Cistertier Moenchē thum: Auch die Bilger so in ferre Landt ziehen.“² Nicht viel anders verhalten sich nach ihm die, die nur zwei Spitzen oder ein kleines Löckchen von ihrem Bart stehen lassen: „Letstlich sein noch mehr Bart Narren, die ziehen ihre Baert auff Tuerckische manier, schier gantz abgeschorē, allein zwo spitzen neben heraufz gehen, oder sonst nur ein klein loecklin haar.“³ Als Grund hiervon gibt er Eitelkeit an, da die betreffenden keinen kräftigen Bartwuchs besitzen und diesen Mangel zu verheimlichen suchen: „Wo her meynst du das all neüw fittē entspringē, glaub mir allein ufz üppigkeit, als mit den halbē baertē, so einer nichts kan herfür bringē scheinlichs, dz man uff in sehe, thuond sie eins un̄ machen halbe baertlin, loeck. Etwan (früher) truog mā gantz baert, aber yetzundt tragen sie nur halb baert, un̄ ettwā nebēs nur ein cleins loecklin, das ist ein gewiſz zeichen das sie narren seind.“⁴ Andere wieder, so berichtet gleichfalls Geiler, „zogen gestumpfete und feltzame Baert, auff gut Spanisch oder Italiaenisch“⁵, oder sie trugen gar nur auf einer Seite Bart, während sie auf der andren sich scheren lieſen.⁶ Aber auch in das entgegengesetzte Extrem verfiel man, indem man das Barthaar unbeschränkt wachsen lieſ: „Hergegen aber werden gefunden die ziehen gantz lange unnd zopffechte Baert, welches sie allein darnū thun, damit man sie desto ehe fuer alte maenner und stattliche personen anſehen ſolle.“⁷ Aus dem allen scheint hervorzugehen, daſs Geiler einen nicht allzu langen Vollbart für das angemessenste hielt.

¹ Ebendas. S. 13.

² Ebendas. S. 12.

³ Ebendas. S. 12—13.

⁴ Geyler vō Keyferſperg, *Von den ſyben ſchwertern, das erſt ſchwert*.

⁵ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 12.

⁶ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 16. Anm. 2.

⁷ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 12.

Während nun aber die Prediger alles Unnatürliche und Gekünstelte in der Haartracht bei den Laien verwerfen, gestehen sie den Geistlichen ohne weiteres „die aller groeßesten platten“¹ und kurz geschorenes Haar zu. Geiler beschreibt die Haartracht der Pfarrer und Klosterbrüder mit den Worten: „Wenn (denn) dorumb seind wir pfaffen und münch beschoren, un hond blattē, das ist rasura, die selb ist bloß ob (über) sich gegen dem himel. Deszglichen so ist uns das hor unden abgeschnitten, und ist kurtz gegen der erden, das ist tonsura, unnd das, das do zwüschen ist zerring umb (ringsum) har (her) das ist der krantz. corona sacerdotalis, corona rasilis.“² Die Eigentümlichkeit dieser Einrichtung wird auf göttlichen Befehl zurückgeführt, welchen einst ein Engel St. Petro überbrachte. „Do erschein der heilige engel“, so berichtet eine Predigt bei Leyser, „fente Petro in einis phaffen bilde mit umme (ringsum) geschorneme hare mit einer platten. und sprach zu ime. also du mich nu sihest geschorn also soltuo dich scheren. und nach dir so suln sich alle die schern. die zu gotis dineste gewihet suoln werden. Sente peter tet do als ime got gebotin hatte. und schar sich al uomme (ringsum) und schar eine platte. — Also ist iz (es) her kuomen daz sich phaffen und muoniche (Mönche) und alle die zu gotis dineste getermenet (bestimmt) sint mit der schere zeichen muozen von den leien. wane (weil) sie vor gotis ougen uz gescheiden sint und michil (viel) herer sint danne (als) iene die gotis wort nine (nicht) kuonnen³ (kennen). Eben aber weil die Tonsur Gottes Gebot ist, tadelt Berthold es bitter, daß einzelne Geistliche eine Abneigung dagegen besitzen. „Dû schamest dich der blatten und des kurzen hâres“, fragt er einen solchen, „und schamest dich der kirchen niht daz diu giltet?“⁴ (Einkünfte bringt). Freilich sagt Tauler einmal richtig: „Mein cappe noch mein blatte —, dz alles macht mich nit heilig“,⁵ dennoch aber

¹ Derselbe, *Postill.* teyl III. S. LXVI. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

² Ebendas.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts.* S. 85—86.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 119.

⁵ Joannis Taulery *Predig Uff unser lieben frauen geburt.* S. CXLVI.

galt es als unrecht, wenn zumal junge Geistliche die kirchliche Sitte verletzten. Daher denn die Aufforderung, die uns bei Berthold begegnet: „Ir sult sehen an der pfaffen hâr oder der schuoler (Studierter), die dâ wihe hânt enpfangen. Die lâzent ir hâr wahsen (wachsen) wider reht (Recht) durch hôhvar̃t unde durch lôsheit“¹ (Leichtfertigkeit).

Wie bei der Haartracht, so pflegte sich auch bei der Kleidung die Eitelkeit zum Nachteil der Gesundheit vielfach geltend zu machen. Was zunächst die Kopfbedeckung anlangt, so bestand dieselbe bei den Männern meistens aus einer „kappe“² (Mütze) oder einem „huote.“³ Erstere war bisweilen aus Zobel⁴ oder Fuchspelz⁵ gefertigt, letzterer aus „filtz“,⁶ aus „sîde“⁷ oder „ufz ftro gemacht.“⁸ Erschien der Filz besonders „zottecht“,⁹ so liebten alte Leute, „das sie wifz lynē hüblin uff hant (haben) under den hueten, — das inen die hüt nit wee tûgē, so sie ruch (rauh) und hoert (hart) sin.“¹⁰ Aber nicht nur dem Stoff, sondern auch der Form nach waren die Hüte verschieden, denn neben dem „kuglechten oder finwelen (rund) uñ schiblechten (kreisförmig) huot“¹¹ wird „daz spitze hûetelîn“,¹² sowie der mit breiter¹³ Krempe versehene „schateluot“¹⁴ (Schattenhut)

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 114.

² Geyler von Keyserfzberg, *Poſtill.* teyl II. S. XXXVII. Pred. Am Zinfstag noch Reminiscere. Ebendas. teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Erften sonnentag noch Trinitatis.

³ Derselbe, *Chriſtenlich bilgerschafft zuom ewigē vatterlād. fruchtbarlich anzeigt in glychnuſz uñ eigēſchafft eines wegfertigē bilgers, der mit flyſz uñ ylt̃ ſuocht ſin zitlich heymuot.* Basel 1512. S. LIX. Derselbe, *Poſtill.* teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Erften sonnentag noch Trinitatis.

⁴ *Der Nibelunge not* nach Lachmanns Ausgabe. 893, 3.

⁵ *Iwein* v. Hartmann v. Aue, ed. Benecke u. Lachmann. 240.

⁶ Johaṅs geiler gnāt von keiſerfzbergk, *Chriſtenlich bilgerschafft.* S. LXII.

⁷ Ebendas. S. LXIII.

⁸ Ebendas. S. LXII.

⁹ Ebendas.

¹⁰ Ebendas. S. LXXI.

¹¹ Ebendas. S. LXI.

¹² Konrad v. Würzburg, *goldene Schmiede*, ed. W. Grimm. Berlin 1840. 1418. Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 14.

¹³ Derselbe, *Chriſtenlich bilgerschafft.* S. LIX.

¹⁴ F. J. Mone, *Anzeiger f. Kunde der teutſchen Vorzeit.* VII, 593. IV, 96.

erwähnt. Berthold klagt, daß die „huotmacher“¹ oft durch unbrauchbare Arbeit ihre Kunden betrügen. „Sô enmac (mag nicht), also redet er einen solchen an, „ein man einen guoten huot vinden vor dînem valsche (Betrügerei), im gê (gehe) der regen ze tal in den buosem.“² Ausser den Mützen und Hüten waren auch „kuogelen“³ in Gebrauch, d. h. Kapuzen, die sich am Rock oder Mantel befanden und über den Kopf gezogen werden konnten. Der Ritter aber trug, sobald er in den Kampf zog, zu seinem Schutze „einen helm“⁴ oder „îsenhuot.“⁵ Erwähnt doch Berthold, „einen helm, den man einem ritter ûf bindet, sô er an den strît sol; dâ von wirt er vil deste küener unde deste manhafter.“⁶ Übrigens pflegte man „den huot — oder daz keppelîn oder swaz man ûf dem houbte hâte“⁷, als Zeichen der Ehrfurcht vor „einem kuonik (König) oder einem andern herren“⁸ „abzuozihen“,⁹ und das gleiche geschah „vor dem altere — chrifti. und vor im selben“,¹⁰ wenn ihn der Priester in der Hostie vorübertrug.¹¹

Mannigfacher als die Kopfbekleidung der Männer war diejenige der Frauen. Schon kleine Mädchen, welche kaum vier Jahre alt waren, aber auch erwachsene Jungfrauen hatten einen aus künstlichen Blumen hergestellten Kopfputz, das sogenannte „schapel“¹² oder „scheppel“¹³ im Haar. Statt direkt auf letzteres konnten die Blumen auch auf ein Haarband oder auf einen mit Edelsteinen ver-

¹ Johaṁs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschaftt*. S. LXII.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 146.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts*. S. 45.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 300.

⁵ *Erec* v. Hartmann v. Aue, ed. M. Haupt. Leipzig 1839. 3230.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 300.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 457.

⁸ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts*. S. 45.

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXVII. Pred. Am Zinttag noch Reminiscere.

¹⁰ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts*. S. 45.

¹¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 457 u. Bd. II. S. 257.

¹² Peter Suchenwirts *Werke*, ed. Al. Primisser. Wien 1827. IV, 118.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416.

zierten Goldreif gesetzt sein.¹ Die „schapel“ hatten eine so groſſe Verbreitung, daſs ſich eigene Handwerker, die „ſchappeler“, mit der Anfertigung derſelben abgaben.² Berthold hat nicht viel mit dieſen im Sinne, ſondern ſagt von ihnen: „Sô ſint eteliche hantwerkliute die mit ir hantwerke niemer mügent behalten werden: die ſint aller der werlte (Welt) unnütze, unde dâ von wirt ir ouch niemer rât mit ir arbeit mitalle. Als — die dâ — din ſchapel machent — unde swaz sô getâner hantwerke ſint, diu der werlte mêr ſchade ſint danne (als) gnot.“³ Während indessen die Jungfrauen ſich mit einem „krenzlein oder hârpant“⁴ (Haarband) von Blumen ſchmückten, ſetzten verheiratete Frauen „geftrickte haar hauben oder frawen hauben“⁵ auf, an denen ſich allerlei „gebende“⁶, meiſt von gelber⁷ oder roter⁸ Farbe, befand. In der Regel waren dieſe Hanben aus Seide gefertigt.⁹ Im Freien aber trugen die Frauen „pâretlin¹⁰ (kleine Barette) un̄ huetlin“¹¹, „deren etlich gantz buerftig und haar-echt¹², etlich hoch unnd ſpitzig¹³, etlich kurtz unnd neben auffgeſtuetzt“¹⁴ waren. Als beſonders „waeher (kunſtreich) hïete“¹⁵ wird auch der „pfâwenhüete“,¹⁶ die aus Pfauenfedern gemacht waren,

¹ *Der aventiure krone* v. Heinrich v. Türlin nach der *Wiener Handschrift*. 101, b. *Liederbuch* der Clara Hätzlerin, ed. C. Haltaus. Quedlinburg u. Leipzig 1840. II, 25, 27.

² Berthold, ed. Kling. S. 311.

³ Derselbe, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 562.

⁴ *Vocabularius* 1482. Bl. 201, b.

⁵ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14, vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 397 u. S. 415.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 319 u. S. 415; Bd. II. S. 119. S. 158 u. S. 252.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 69.

⁹ J. Diemer, *Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts*. Wien 1849. 161, 15: „Si want in eine ſidîne hüben daz hâr.“

¹⁰ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

¹¹ Ebendas. S. 13.

¹² Ebendas. S. 15.

¹³ Ebendas.

¹⁴ Ebendas. S. 14. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 83.

¹⁵ Ebendas. Bd. I. S. 396.

¹⁶ Ebendas. Bd. II. S. 119. *Liedersaal*, ed. Lassberg. St. Gallen u. Konstanz 1846. I, 410. *Wigalois* v. Wirnt v. Gravenberg, ed. G. Fr. Benecke. Berlin 1819. 2418. 8910.

gedacht. Überhaupt gab es der Frauenhüte so viele, „das“ nach Geiler „nicht mueglich ist, sie all zu erzehlen.“¹ Von dem Hute hing endlich noch ein längerer oder kürzerer² „sleiger“³ herab, der meist gelb gefärbt⁴ und durchsichtig⁵ war, indem er aus einem feinen Gewebe bestand.⁶ Die Schleier waren ziemlich häufig, da die Sitte verbot, anders als „geschleyert da her zuo geen.“⁷

Wie die Kopfbedeckung bei beiden Geschlechtern eine verschiedene war, so auch die Kleidung des Rumpfes und der Extremitäten. Nur die auf „blözem lip“⁸ getragenen und deshalb auch „lichemede“⁹ (Leibhemden) genannten „hemede“¹⁰ (Hemden) bildeten eine Ausnahme hiervon. Sie bestanden meist aus Leinen¹¹, dessen Gewinnung und Bereitung schon im deutschen Altertum bekannt war. Pfl egte man doch damals Flachs in solchem Umfang zu bauen, daß, als einst die Heruler vor den Longobarden flohen, erstere ein blühendes Flachsfeld für Wasser ansahen und durch dasselbe hindurchschwimmen wollten.¹² Der Flachs wurde von den altdutschen Frauen

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

² Ebendas.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 414 u. Bd. II. S. 132. Geiler vö Keyfersperg, *Von den syben sehwertern, das erst schwert*. Derselbe, *Postill*. teyl I. S. XXVIII. Pred. Am IIII. Sönentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 114—115 u. S. 397. Bd. II. S. 119.

⁵ *Frauentdienst u. Frauenbuch* v. Ulrich v. Lichtenstein mit Anmerkungen v. Th. v. Karajan, ed. Lachmann. 258, 14: „Min slôgir (Schleier) dact min antlütz gar, dar durch ich doch vil wol gesach.“

⁶ W. Müller u. F. Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Bd. II. Abt. 2. S. 415.

⁷ Geiler vö Keyfersperg, *Von den syben sehwertern, das erst schwert*.

⁸ Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 101, 10.

⁹ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 343.

¹⁰ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 29. Joannis Taulery *Predig Uff sonntag nach der heilgē dry künig tag*. S. XIII.

¹¹ Doch werden auch seidene Hemden erwähnt: „Er fuort von guoten siden an ein hemde wiz alsam ein snē“, *Frauentdienst u. Frauenbuch* v. Ulrich v. Lichtenstein, ed. Lachmann. 181, 3; „Man leget ir ein hemdel an von siden blanc“, *Lohengrîn*, ed. J. Görres. Heidelberg 1813. 60.

¹² Haupt's *Zeitschr.* 6, 257 f.

gesponnen¹ und gewebt², und ähnlich verhielt es sich auch noch während des Mittelalters. Denn wir hören nicht nur bei Geiler, daß die Frauen „vor d' kückel (Rocken) fitzen —, die spindel umb draen“³ und „flachs und woll spinnen“⁴, sondern dies erscheint auch so sehr als natürlich und charakteristisch für sie, daß Berthold kurzweg sagt: „Man (Männer) suln striten unde frouwen suln spinnen.“⁵ In gleicher Weise „haspelten“⁶ und „webten“⁷ dieselben, obgleich neben ihnen auch besondere „weber“⁸ vorkommen. Als vorzüglich feines Gewebe wird „niederlendisch und probendisch (aus Brabant) gespinst“⁹ angeführt und ebenso „fyner wyffer (weifs) zarter scherter“¹⁰ (Glanzleinewand), den der Reiche gern trug, „uff dz es jm weych anlaeg, un̄ jm nit schnattē (Striemen) in die hut (Haut) truck.“¹¹ Für ein „pênitencienleben“¹² dagegen galt es, „hêrine (aus Haaren gemacht) hemedē tragen“,¹³ wie denn von den Niniviten erzählt wird: „fye peytent (legten) zwilchne (aus Zwilch gemacht) seck od' schaentze an, un̄ thettēt also groffe penitentz.“¹⁴ An den Hemden befanden sich übrigens „ermel“¹⁵, und oben wurden dieselben durch eine „hembdt fehnur“¹⁶ zusammengehalten.

¹ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 21 f.

² Ebendas. S. 21 f. u. S. 41.

³ Johannes Geiler von Keyferfperg, *Die geistlich spinnerin, die fybendt Predig.*

⁴ Ebendas., Titel.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 325, vgl. Bd. I. S. 356.

⁶ Johannes Geiler von Keyferfperg, *Die geistlich spinnerin, die fybendt Predig.*

⁷ Ebendas.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 404 u. Bd. II. S. 27.

⁹ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 14.

¹⁰ Derselbe, *Poßill.* teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

¹¹ Ebendas.

¹² F. Pfeiffer, *Deutsche¹ Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 29. Joannis Taulery *Predig Uff fontag nach der heilgē dry künig tag*. S. XIII.

¹³ Ebendas.

¹⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl II. S. XX. Pred. Am Mitwoch noch Inuocauit.

¹⁵ *Frauendienst u. Frauenbuch* v. Ulrich v. Lichtenstein, ed. Lachmann. 160, 28: „Drizic vrowen ermel guot an kleiniu hemd.“

¹⁶ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 31.

Die über der Leibwäsche getragenen „kleider“¹ des Mannes wurden von dem „snider“² (Schneider) angefertigt, der freilich seines Amtes nicht immer in Treue waltete. Denn Berthold muß einem solchen vorhalten: „Soltû (sollst du) einem sinen rok machen, dû machest in im ungetriuweliche unde verstilst dâ von, daz er im desten unnützer wirt an der wite und an der lenge.“³ Arme Männer pflegten ihre Kleider auch wohl alt bei dem „manteler“ (Trödler) oder „hederer“ (der mit alten Kleidern handelt) zu kaufen, der sich gleichfalls hin und wieder Betrugereien erlaubte.⁴ „We dir manteler!“, ruft deshalb Berthold in einer Predigt aus, „Du machest einen alten hadern (Lumpen), der ful⁵ ist und ungenaeme (unbrauchbar), unde da mite man billicher eine want (Wand) verstiesze (verstopfte), wan es zu anders iht (nicht) nütze si; daz vernadelt (vernäht) er und machet es dicke mit sterke und git (gibt) ez einem armen knechte ze koufe. Der hat vil lihte (vielleicht) ein halbez jar dar umbe gedienet und als erz angeleit (angelegt), so wert ez niht vier wochen, e (ehe) daz er aber (abermals) ein anderz muoz koufen“.⁶ Von der so erworbenen Männerkleidung sind zunächst die „röcke“⁷ zu nennen, welche schon die alten Deutschen, öfter buntgestreift und mit farbigem Saum geschmückt⁸, trugen. Der gewöhnliche Rock, der „wandel rock“⁹, war mit „ermeln“¹⁰ versehen, reichte bis auf die Kniee¹¹ oder Füße¹² und wurde

¹ Derselbe, *Poßill.* teyl II. S. IIII. Pred. An der Eßchermitwoch.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 27. Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl II. S. IX. Pred. Am Donderstag vor Inuocaut.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 479. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 86.

⁵ Joannis Taulery Predig Uff eins heiligen Marters tag. S. CCXXVII.

⁶ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 12—13, vgl. R. Cruel a. a. O. S. 496.

⁷ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 239.

⁸ Tacitus, *Histor. lib. V. cap. 23*, wo von Batavern die Rede ist, heisst es: Et simul aptae lintres sagulis versicoloribus haud indecore pro velis iuvabantur. Später kommt auch bei Burgunden oder Westgoten vestis versicolor vor, Sid. Apoll. ep. IV, 20.

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl I. S. XXVIII. Pred. Am IIII. Sönentag noch dem Achtenden der heiligen dry künig tag.

¹⁰ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 239.

¹¹ Ebendas.

¹² H. Hoffmann a. a. O. Tl. II. S. 53: „einen roc er ime scuof, der gieng ime an den fuoz, mit phellole bestalt.“

z. B. bei der Fahrt zum Bade getragen.¹ Wer „die gezierde an dem gewande“² liebte, legte dagegen „den guoten rock“³ an, welcher tausend Nähte und Ausschnitte⁴ hatte, und selbst von Kindern hören wir, daß man ihnen solche „schoeniu roechliu. un ander gezierde diu die welte anhoeret gab.“⁵ Als besonders üppige Kleider werden auch „zerfchnitten und zerftochen wammister“⁶ angeführt, an denen Geiler tadelt: „sie feind da vornen also weit offen, das man (den) mannen — in bufen sehen kan.“⁷

Was den Stoff, aus dem die Röcke gefertigt waren, betrifft, so unterscheidet Berthold „sîdin gewant oder wullînz oder linînz oder belzîn gewant.“⁸ Am meisten wurde „wolle“⁹ getragen, die, nachdem sie gesponnen¹⁰ und gefärbt¹¹ war, zu „tuocho“¹² verwebt ward, wobei es abermals an allerlei Fälschung nicht fehlte. Ermahnt doch Berthold die Gewandwiker: „Dâ mite (sc. mit den Kleiderstoffen) sult ir in (sc. den Leuten) dienen, daz irz in getriuweliche machet, niht halbez ver stelt (steht) noch ander untriuwe dar zuo tuot, hâr under wollen mischen noch zerdenen ûzer einander. Sô einer wil waenen, er habe ein guot tuocho, sô hâst dû ez zerzogen, daz ez desten langer sî, unde machest ein guot tuocho ze einem îtelu (eitel) haderu“¹³ (Lumpen). Da Wolle und Tuch leicht von Motten zerfressen werden, so hören wir sagen: „Wen (denn) die kleider wend (wellend, wollen) wir im Mertzen ufzhencken, (aus-

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXVIII. Pred. Am III. Sönentag noch dem Achtenden der heiligen dry künig tag.

² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 69.

³ Ebendas.

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 496.

⁵ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 70—71.

⁶ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 14.

⁷ Ebendas., vgl. Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 17. Derselbe, *Die geistlich spinnerin, Die Sybend Predig.*

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 146 u. S. 118.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 87. Bd. II. S. 272.

¹⁰ Ebendas. Bd. I. S. 87.

¹¹ Ebendas. Bd. II. S. 272.

¹² Ebendas. Bd. I. S. 146. Bd. II. S. 119. Joannis Taulery Predig Uff eins. heiligen Marters tag. S. CCXXVII.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 146.

hängen), und erschüttelten, uñ den lufft wol hyndurch loffen gon wider die schaben.“¹ Diese Vorsicht war bei den Röcken aus Seide, deren sich die Männer gleichfalls bedienten, nicht nötig. Als ein besonders kostbarer Seidenstoff galt „baldekîn“², der aus „Baldac“ (Bagdad) herstammte, moiréartig gewebt und mit Goldfäden verziert war. Nicht geringeres Ansehen aber genossen Röcke, die aus Purpur³, Seidensammet oder Dammast hergestellt waren. Geiler beschreibt den Reichen im Evangelium⁴ folgendermaßen: „Es ist gewezzen ein rycher mensch, und d’ was bekleidet mit purpur, samet oder damast, uñ mit wiffem scherter (Glanzeinewand). Das ist, ufzwëdig hat er an ein purpur kleid dz do allein dē künigen zuostot (zusteht). Loffz es ein sametē rock sein, so verstoß du es defterbas (desto besser). Der selb sammeten rock was innwëdig gefüttert mit fynem wyßen zarten scherter.“⁵ Endlich wurden auch Pelze von den Männern als Röcke getragen, wie dies schon bei den alten Germanen der Fall war. Denn diese benutzten nicht nur die Haut des Renntieres oder des Pferdes⁶ zum Wams, sondern kleideten sich auch in Pelze⁷, wie denn Pelzröcke beispielsweise die gotische Kriegertracht bildeten.⁸ Aber auch noch im Mittelalter waren Pelzröcke häufiger, als jetzt. Berthold redet von „trügenheit an belzen und an kürsen (Kürschnerwaren). Sô setzet der einen alten balc (Balg) für einen niuwen, unde maniger hande (Art) trügenheit, die nieman als (so) wol weiz als dû (sc. Kürschner!) unde dîn herre der tiuvel.“⁹ An einer

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünffzehenden sonnentag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 457.

³ Ebendas. — ⁴ Luc. 16, 19 ff.

⁵ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Paul. Diac. I, 5. Das Renntier lebte damals noch in Deutschland, Caes., *de bell. gall.* VI, 26; Plinius, *hist. natur.* VIII, 15.

⁷ Gerunt (Germani) et ferarum pelles, proximi ripae negligenter, ultiores exquisitius, ut quibus nullus per commercia cultus. Eligunt feras et detracta velamina spargunt maculis pellibusque belluarum, quas exterior Oceanus atque ignotum mare gignit, Tacitus, *de Germ.* 17.

⁸ Pellita Getarum curia, Claudianus *de bello Getico* 481. Pellitorum turba satellitum, Sidon. *Apoll. ep.* I, 2.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 147.

anderen Stelle fordert er auf, vor der Hostie niederzuknieen, selbst wenn man in Pelz oder anderes köstliches Gewand gekleidet sei: „Wunderlichen (überaus) balde in daz hor (kotiger Boden), ob ez dir joch (auch) über den fuoz gêt, ob dû belz oder baldeken oder purpur oder bunt (Bundwerk) an trüegest.“¹ Auch sonst erwähnt er öfter „belzînes gewant“², und bei Geiler lesen wir, daß die Kranken sich in eine Art von Schlafrock aus Pelz einhüllten. Er tadelt nämlich, daß dieselben dem Arzt nicht gehorchen: „So er sie heiffet schwitzē, sitzen sie in dē bett auff oder ziehē sonst herum in dem nacht beltz.“³

Über dem Rock aus Tuch, aus Seide oder Pelz, von dessen Seite „ein wotfack (Tasche), oder wetfcher (Hängetasche), unnd ein feürgezeügk dorin“⁴ herabhing, wurde das „oberste kleit“⁵, die „suggenige“⁶, getragen, und über diese warf man zum Schutz gegen Wind und Wetter den „mantel.“⁷ Letzterer war so weit, daß er zwei Personen zur Bedeckung dienen konnte⁸ und durfte bei der Zurüstung zum Bade nicht fehlen.⁹ Auch Kinder waren oft schon mit „schoenen suggenigen“¹⁰ und „schoenen menteln“¹¹ versehen, welche ihnen die Eltern zum Geschenk gemacht hatten.

Während aber Rock, „suggenîe“¹² und Mantel vor allem den Rumpf bedeckten, waren die Beine der Männer schon von alten Zeiten her mit Hosen bekleidet. Bereits Tacitus schreibt sie, wenn auch nicht völlig bestimmt, unsern Ahnvätern zu¹³, durchaus deutlich

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 457. — ² Ebendas. Bd. I. S. 118.

³ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 139.

⁴ Derselbe, *Poßill*. teyl I. S. XXVIII. Pred. Am III. Sönentag noch dem Achtenden der heiligen dry künig tag.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 239.

⁶ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 70.

⁷ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 240. Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

⁸ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 239.

⁹ Geiler von Keyferfzberg, *Poßill*. teyl I. S. XXVIII. Pred. Am III. Sönentag noch dem Achtenden der heiligen dry künig tag.

¹⁰ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. I. S. 70—71. — ¹¹ Ebendas.

¹² „Roc unde suggenîe truoc Pâris der künichlichen wât“ (Kleidung), *Der trojanische Krieg* v. Konrad v. Würzburg. S. 21. b.

¹³ Locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante, sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente, Tacitus, *de Germ.* cap. XVII.

aber sind sie in den Abbildungen auf den Ehrensäulen und Triumphbogen Roms zu erkennen¹. Aber auch Berthold erwähnt dieselben, als er sich einmal über die Juden spottend ergeht: „Frâget mir einen jûden, wâ (wo) got sî unde waz er tuo, sô spricht er: ‚er sitzet ûf dem himel unde gênt (gehen) im diu bein her abe ûf die erden‘. Owê, lieber got, sô müestest dû zwô lange hosen hân (haben) nâch dêr rede.“² Ebenso spricht Geiler von solchen, die mit ihren „hofen gefehē sein wellend“³ (wollen) und dieselben deshalb „zerhauwen und zerftuecket“⁴ machen lassen. Diese Gecken geraten wohl bisweilen mit den Schustern in Streit, „welche so sie einem ein new par Schuh anlegen, achten sie gar nicht ob er koestliche oder haefzliche hofen an hab, sonder sudlen mit jren beschmuetzten und bechechtigen (pechig) henden darueber, un̄ sehen allein dahin, dz die Schuh glat anligen.“⁵

Außer dieser den Männern gemeinsamen Kleidung gab es für einzelne Stände noch eine besondere Tracht. So trugen die Ritter schwarze Hemden und darüber ihren „harnaichse“⁶ (Harnisch), welcher freilich nicht als hoffähig galt. Denn „in harnasche“ darf man nicht „ze hove“⁷ kommen, heißt es einmal, und ebenso wenig war es in den Städten erlaubt, „daz harnasch anlegen“ und „in wâpenkleit komen.“⁸ Über den Harnisch wurde ein großer Rock angezogen, der denselben bedeckte. Während aber dies die ältere Rittertracht war, begann dieselbe sich zu Geilers Zeit zu verfeinern. Letzterer tritt gegen diese Neuerung auf, und zwar so anschaulich, daß wir ihn selbst reden lassen: „In eim kryeg“, sagt er, „do soll man kempffen und fechten. und noch dem syg, do soll man erst die eer (Ehre) junemen. und nit soll man die eer jnnemen on den syg. dan̄ es wer hochfart (Hoffart). Das ist wider die lumpen reüter, die yetzt in kryeg ryten in zerhowenen (mit Ausschnitten versehen)

¹ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 41. Anm. 2.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 401—402.

³ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das erst schwert*.

⁴ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15. — ⁵ Ebendas. S. 204.

⁶ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 100.

⁷ *Willehalm* v. Wolfr. v. Eschenbach nach K. Lachmann. 127, 17. 23.

⁸ Ebendas. 168, 15. 19.

roecken un wamesten, dorumb dz man den harnesch und die wyffen hembder do durch sehen moeg. Das ist ein affenpil, und ist narren werck, gredenwerch (Prahwerk). do mitt fechten wir yetzendan (jetzt). Das ist ettweñ (früher) nit gesin. Denu bey meinen zeyten, denckt (erinnerlich sein) mir wol, das die reüter schwartze hembder antruogent, und grossze roeck, die den harnesch mochtē bedecken, und dürffen die sach dēnocht dapffer angriffen. Die schwartzen rostigen reüter seind die bessten. die moegen ettwas schaffen. uff die halt ich ettwas, aber uff die anderen gar nüt¹ (nicht).

Wie die Ritter, so waren auch die Priester und Mönche durch eine eigentümliche Tracht ausgezeichnet. „Ich hab entpfangen“, erklärt Tauler, „von gottes gnaden meinen orden, und von der heiligen christenheit mein kappen, und dise kleider unnd mein priesterschafft, zuo sein ein lerer und beicht zuo hoeren.“² Die Kleider der Geistlichen und Ordensbrüder werden näher als „kutten“³ bezeichnet, und selbst dem Pabst wird eine solche Kutte beigelegt. Sagt doch gleichfalls Tauler von denen, „so grosz von innen selbst haltē in irem synn⁴: Dise seind nach (noch) alle und' des feindes (Teufels) hādē, un hettē sy auch des Babsts kutten an.“⁵ Überhaupt soll man nach unseren Rednern die Ordenstracht nicht als einen Vorzug ansehen, der ohne weiteres zum Himmel verhelte. Schon eine Predigt bei Leyser äussert in dieser Beziehung: „Enwenet (wähnet) niht daz kap oder rok helfe ane (ohne) gute werk“⁶, und Tauler wiederholt: „Nun thuo und hab alle die kutten und kappē an, die du wilt, da thuoft deñ das, das du von recht thuon solt, es hilfft dich nit.“⁷ Eben deshalb aber war es doppelt unrecht, mit der geistlichen Tracht noch Hoffart treiben zu wollen. Und doch muß Geiler gegen die Priester und Prälaten ganzer Länder die Klage erheben: „Es werden auch unter diser Schellen (sc. der Gemalten Narren) begriffen (welches doch zu erbarmen ist,) die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl IV. S. XIII XV. Pred. An des grosszen sanct Jacobs tag.

² Joannis Taulery *Predig Uff sant Matthei Apostel un Euāgelist.* S. CLVI.

³ Derselbe, *Die ander predig Uff den Eschermitwoch.* S. CLXXVII.

⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas.

⁶ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts.* S. 129.

⁷ Joannis Taulery, *Predig Am X. Sontag nach Trinitatis.* S. XCVII.

Priester und Prelaten, fuernemlich aber in Franckreich und Italia, die tragen also lange kutten unnd roeck, das sie eigene knecht darzu haben, die jhn die zipffel hinten nach tragen.¹

Was das „gewant“² der Frauen betrifft, so bestand dasselbe schon zur Zeit des Tacitus aus einem Rocke, welcher dem der Männer im ganzen ähnelte.³ Nur war derselbe öfter statt aus Wolle aus Leinen gefertigt und mit einem purpurfarbigen Saume versehen; auch besaß er keine Ärmel, wie die Röcke der Männer.⁴ So mit Leinwand angethan, werden uns schon die weissagenden Frauen der Cimbern geschildert.⁵ Bei strengerer Kälte trug das weibliche Geschlecht aber auch Röcke von Pelzwerk⁶, wobei geringerer Pelz durch Besatz mit feinerem ausgeschmückt ward. Wenigstens war dies im Binnenlande der Fall, bis wohin kein Putz von römischer Herkunft einzudringen pflegte⁷. In gleicher Weise werden aber auch noch im Mittelalter als die „kleider“⁸ der Frauen „roecke“⁹ oder „röckelîn“¹⁰ angeführt. „Hatt d' man fein frowe

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 118, S. 396—397 u. S. 414.

³ Cadurci, Caleti, Ruteni, Bituriges ultimique hominum existimati Morini, immo vero Galliae universae vela texunt, jam quidem et transrhenani hostes, nec pulchriorem aliam vestem eorum feminae novere, Plinius, *hist. natur.* lib. XVIII. cap. 1. (2).

⁴ Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur, eosque purpura variant, partemque vestitus superioris in manicas non extendunt, nudae brachia ac lacertos, Tacitus, *de Germ.* cap. XVII.

⁵ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 41.

⁶ In der Anm. ⁴ citierten Stelle fährt Tacitus, nachdem er von den Pelzen gesprochen hat, unmittelbar darauf fort: nec alius feminis quam viris habitus.

⁷ Gerunt et ferarum pelles, proximi ripae negligenter, ultiores exquisitius, ut quibus nullus per commercia cultus, Tacitus, *de Germ.* cap. XVII. Wenn es dann weiter (s. Anm. ⁷, S. 81) heisst, dafs sie Pelzwerk „mit Flecken und Häuten von Tieren, die der äufserste Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugt, besetzen“, so mögen dies auch Fischhäute gewesen sein. Letztere kommen als Kleiderfutter, respektive mond- und sternförmig auf Pelz angebrachter Besatz noch im Nibelungenliede 354, sowie bei Wolfram, *Parzival* 570, 2 und Wirnt v. Gravenberg, *Wigalois*, ed. G. Fr. Benecke, S. 441 f. vor.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396. Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. IIII. Pred. über das Euangelium an der Effehermitwoch.

⁹ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die zehet eygenschaft des haefzlins*.

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 118, S. 396—397 u. S. 414.

lieb, so koufft er ir vil roeck“¹, lesen wir in einer Predigt bei Geiler. Dieselben bestanden aus Leinen², aus „tuoch“³, aus Sammet⁴ oder Seide⁵ und wurden in den verschiedensten Farben hergestellt. Berthold erinnert die Frauen einmal: „Ju (euch) hât der almechtige got die wal verlân (überlassen) an den kleidern, wellet ir brûn, wellet ir sie rôt, blâ (blau), wîz, grüene, gel (gelb), swarz.“⁶ Doch waren gelbe Röcke am meisten geschätzt. Denn es läßt nicht nur Berthold über ein hoffärtiges Weib die Äußerung fallen: „Sô gilwet (gelb färben) daz sin gewant“⁷, sondern eine Predigt bei Grieshaber gibt als „dc guote gewant“ der Frauen auch „dc gelwe roeckeli. uñ die gelwon flûchon“⁸ (Faltenkleid) an. Die Frauenröcke waren mit „ermelehen“⁹ (Ärmel) versehen und wurden in den Klöstern oben bald geschlossen, bald offen getragen. Geiler schildert dies in ziemlich ergötzlicher Weise: „Was schüret dir meer die brend?“, so fragt er eine Nonne und antwortet darauf: „floeche, leüfz, meüfz uñ wenteln (kriechendes Getier), uñ ander unfafel (Ungeziefer). Die floech die beyffen dich, befunder in den cloestern, so muoft du in den cleidern ligen so kanft du dich nit gewerē (wehren), d' rock ist oben zuo. Aber wo man disciplinē (Geißelung) gibt, da soellē sie obē offen sein, dz man sich hindē entbloeffen kan.“¹⁰ Vornehme Frauen

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poetill.* teyl II. S. XC. Pred. Am Donnerstag noch Letare.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 146. *Frauendienst und Frauenbuech* v. Ulrich v. Lichtenstein, ed. Lachmann. 343, 22.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 414.

⁴ Johannes Geiler von Keyfersperg, *Die geistlich spinnerin, die sybendt Predig.* „Si truoc von brünem samit an roc und mantel,“ Gottfried v. Straßburg, *Tristan und Isolde*, nach der Ausgabe von Fr. H. v. d. Hagen in Gottfrieds Werken, 10904.

⁵ Ein sehr beliebter Seidenstoff, meistens mit eingewebtem Golde, war „phellel“, vgl. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. u. XIV. Jahrhunderts.* S. 78: „Zu einem male fahen sie ir spilgenozin gen in phellelins cleidern.“ Die Eneide v. Heinrich v. Veldeke, ed. Myller. 787: „Einer richen vrouwen gewant. ez was ein phellil dalmatica.“

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396. — ⁷ Ebendas. Bd. I. S. 83.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 69.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416.

¹⁰ Geyler von Keyfersperg, *Der hafz im pfeffer, die zehet eygēschafft des haefzlin.*

aber trugen „ufzgeschnittē cleider“¹, die aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengesetzt waren² und einen „soun“³ und eine Schleppe besaßen. Wenigstens beklagt sich Geiler über die „langen zottechten kleider, welche die weiber auff der erden hinden hernach schloepfen.“⁴

Die Röcke wurden durch einen vom „Goldtschmidt“⁵ gefertigten und oft sehr kostbaren⁶ „gürtel“⁷ zusammengehalten, der nach Berthold zum weiblichen Gewande gehörte.⁸ Einzelne trugen denselben hoch, wie denn derselbe Berthold berichtet: „Sô rücket daz den gürtel hoeher“⁹; bei einem anderen Autor aber lesen wir, daß manche Taille damit so eng geschnürt war, daß keine Ameise eine schlankere aufweisen konnte.¹⁰

Über den Rock legte man wie bei den Männern die „suckenîe“¹¹ und über diese den „mantel“¹² an. So erklärt sich, daß Berthold einer Frau einmal zuruft: „Dû hâst dich behüllet mit fremeder waete (Kleidung). Wan (denn) sie hât dîn wirt (Ehemann) armen liuten abe gebrochen (geraubt) mit unrehtem (unrecht) gewinne und soltestû ez ze rehte (Recht) gelten (erstatten) und wider geben, dû müezest âne (ohne) mantel vor mir sitzen. Ich spriche mêr. Dû müezest âne suggenîe sitzen.“¹³ Während „die suggenîe mit einem borten (Borte) umbegebin“¹⁴ (umgeben) war, pflegte man den Mantel gern von glänzender Farbe zu wählen. „Und ir frouwen“, fragt Berthold,

¹ Geiler von Keyfersperg, *Die geistlich spinnerin, die sybendt Predig.*

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396 n. S. 118.

Ebendas. Bd. I. S. 414.

⁴ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 15.

⁵ Ebendas. S. 14. — ⁶ Ebendas.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396. — ⁸ Ebendas. Bd. I. S. 146.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 83.

¹⁰ Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 410, 4: „Irn gesâht nie âmeizen diu bezzers gelenkes pflac, dan si was dâ der gürtel lac.“

¹¹ *Martina* v. Hugo v. Langenstein nach der Handschrift der Baseler Bibliothek. 18 c: „Got hâte der wandils (Fehler) frien (frei) eine suggenien ubir den roc gesniten, als man ob rockin tragen sol.“

¹² Ebendas. 20. c: „mantel, suggenîe, roc, hemedede wîz.“

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 132.

¹⁴ *Martina* v. Hugo v. Langenstein. 22. a.

„wederz (welches von beiden) waere iu (euch) lieber: der iu einen guoten niuwen (neu) mantel gaebe, der schoene liehte (licht) varwe haete, oder einen alten hadern (Lumpen), den man mit einer spineln (Spindel) zerschuten (zerfetzen) möhte?“¹ Ebenso gibt eine Predigt bei Grieshaber über den weiblichen Farbengeschmack bei den Mänteln an: „Da tragent si dannoch vil (sehr) gerne dc guote gewant. — diu frowe — den rôten mantel. uñ dc rôte gebende“² (Band). Besonders schön war der „brutmantel“³ (Brautmantel), zumal bei den Reichen. Diese hatten überhaupt so viele Mäntel, daß Geiler eins der „richen wyber“ den Ausspruch thun läßt: „Unnd so hab ich fouil — mentel — einer ist mechelsch (aus Mecheln), der ander von d' rosen (rosenfarbig?), der dritt lampertisch (lombardisch), der fyerd fyn (fein) rouchfar (rauchfarbig) brucksch (aus Brügge), d' fünfft weißz ich wohaer.“⁴ Da öfter von „belzinem gewande“⁵ bei Frauen die Rede ist, so haben wir auch hier wohl vor allem an einen mit Pelz „verbraemeten“⁶ oder gefutterten Mantel zu denken. Selbst ins Kloster brachte man den jungen Mädchen gern „ein zarts weichs beltzlin“⁷ dieser Art, auch wenn „ein grobes“⁸ genügte.

Statt der Mäntel dienten aber auch Tücher zum Schutz gegen die Kälte. Denn Berthold klagt nicht nur, daß die Frauen, statt besseres zu thun, „mit tüchelehen (kleines Tuch) umbe gënt“⁹, sondern es werden auch größere „tuochlachen“¹⁰, welche weibliche Personen trugen, erwähnt. Mochten aber die Tücher einen Umfang haben, welchen sie wollten, auf jeden Fall gab man den gelben den Vorzug. Sagt doch Berthold in Bezug auf die „tüchelîne“¹¹

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 383.

² F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 69.

³ W. Wackernagel, *Altdutsche Predigten und Gebete*. S. 101.

⁴ Geiler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 118.

⁶ Geiler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mittwoch noch Reminiscere. — ⁷ Derselbe, *Der haffz im pfeffer, die neünd eygenschaft des haefzlinz*. — ⁸ Ebendas.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 397. Derselbe bei H. Rinn' a. a. O. S. 16. — ¹⁰ Derselbe. Bd. II. S. 181. — ¹¹ Derselbe. Bd. I. S. 253.

den Frauen: „Daz gilwet (gelb färben) ir hin, daz gilwet ir her“¹, und an einer anderen Stelle kommt er in Übereinstimmung hiermit auf die „frouwen mit ir (ihren) gelwen (gelb) tuochlachen“² zu sprechen.

„Zuo dem gewande gehoerten“³ ferner Handschuhe, welche beide Geschlechter trugen. Dieselben wurden aus Überbleibseln von Tuch oder Leder durch den Schneider verfertigt, wie dies aus einer Stelle bei Geiler hervorgeht. „Zum erstē“, sagt derselbe, „So macht mā die hēdschuo ufz kleinen stücklin, bletzlin (Flicken), und spetlin (abgerissenes Stück), die do sint über bliben von dē tuoch oder leder. Sie werdē gemacht ufz den spetlin von dem überblibnē tuoch, so man schnyder (Schneider) hett. So überbliben cleine stücklin so spricht eins, das ist ebē recht zuo zweyen hendschuoē. Also thuont gewonlichen die alten erberē (ehrbare) lüt die do nit vil krammantzē (Possen) machen das sy vehen (aus Pelz bestehend) hendschuo haben. Nein, in (ihnen) syn guot duochin (aus Tuch bestehend) schlecht (schlicht) erbere hendschuo gnuog, die inen warm geben.“⁴ Die Handschuhe waren meistens Fingerschuhe, die man nur schwierig und mit gekrümmten Fingern überhaupt nicht anziehen konnte. Auch hierfür dient eine Bemerkung Geilers zum Beleg: „Einer het gar bald dē rock, dē mätel angeleit (angelegt), un dē kugelhuot (Kapuze) angestreüft. Aber die hētschuo anzuziehen gat langsam zuo, ouch wie man sy mit den ryemlinē (kleiner Riemen) herumb gebind, und zuo dem dritten wie man die finger streck und die hend, wen (denn) dye weil (so lange) du die hend zuo heft (hast), und die finger krümft, so kanst du die hentshuo nit dar an bringen.“⁵ Die hier erwähnten Riemen, mit denen man statt mit Knöpfen die Handschuhe schloß, werden auch sonst angeführt. „Zuo dem andern“, lesen wir bei Geiler, „muoftu sy mit ryemlinē her umb die hant binden anders (sonst) sy fielē dir ab.“⁶ Die Handschuhe hatten zunächst den Zweck, „diu hant“ gegen

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 253 u. S. 415. — ² Derselbe. Bd. II. S. 181. — ³ Derselbe. Bd. I. S. 146.

⁴ Johaṁs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschaft*. S. CIII. — ⁵ Ebendas. S. CIX. — ⁶ Ebendas.

Kälte¹ und Nässe² zu „bedeichen“³ (bedecken). Daher heist es von „den zarten bilgern“ und „frouwen“: „wenn die sollen wandlē, so kummē sie nit ufz on hendschuo.“⁴ Die Männer dagegen bedurften solches Schutzes nur wenig und hielten daher nicht viel auf die Handschuhe, ohne sie indessen zu verachten: „Ein dapfferer bilger het nit groffe not geleit (gelegt) an dye hētschuo er achtet ir nit fast (sehr), uñ doch veracht er sy ouch nit, so die hufzfrow spricht nit vergyft der hentschuo, Ee (eher) spricht er ich frag nit vil darnach, doch gib sy her sy sint ouch guot ob es regnē wurd das ich sy an thet, vergyft er sy aber gar oder verlürt sy uff dē weg so lyt (liegt) ym nit als (so) vil darā als het er dē mätel oder dē huot verlorn.“⁵ Ausserdem aber dienten die Handschuhe dazu, die Hand vor allerlei Unbilden und äusseren Verletzungen zu schützen.⁶ Daher sagt Geiler: „Weñ einer ein hürde (Flechtwerk) dorn houwē (hauen) wil, so thuot er hendschuo an die in beschirmē dz in die doern nit also vast (sehr) stechē noch verferē“⁷ (verletzen). Ja von „fulem gefinde“ hören wir: „weñ sy numē (nur) ein für (Feuer) schüren, und einē haffen in offen setzen, so thuont sy hendschuo an die hend, das in (ihnen) die gabel nit bloterē (Blasen) in die hend mach, und wissen kum wie sy es sollen angyffē, das inē nit wee (weh) geschee.“⁸ Diesen gegenüber wird auf diejenigen rühmend hingewiesen, die „sich wyfzlich (weislich) und dapfferlich in die arbeit richten, das inen etwan (bisweilen) die hend von arbeit hertter werden deñ (als) die hendschuo sint.“⁹ Namentlich die Landleute können in dieser Beziehung als Muster dienen: „Das sicht man wol an den buren die do dapfferlich arbeiten, die hont ir hend vol knorren, blotteren (Blasen) und schwielen, das gyt (gibt) in (ihnen) aber nüt zuo schaffen, sie gedencken an kein hēdschuo.“¹⁰

Wie die Hände mit Handschuhen, so wurden die Füße,

¹ Johaṇs geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschafft*. S. CIII. — ² Ebendas. S. CX.

³ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 158.

⁴ Johaṇs geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschafft*. S. CII. — ⁵ Ebendas. S. CX. — ⁶ Ebendas. S. CV. — ⁷ Ebendas. — ⁸ Ebendas.

S. CVI. — ⁹ Ebendas.

¹⁰ Ebendas. S. CVI—CVII.

und zwar der Männer¹ und Frauen² mit „schuhen“³ bekleidet. Doch gab es auch solche, die nicht „geschuohet“, sondern „barfuoz uf die erden träten.“⁴ Wenn man aber Schuhwerk trug, so hatte der „gerwer“⁵ (Gerber) für das Leder und der „schuoster“⁶ für die Bearbeitung desselben zu sorgen. Letzterer hieß auch „schuohwürke“⁷ oder „schuohmacher“⁸, insofern das „schuochwerck würken“⁹ (verfertigen) oder „schuoch machen“¹⁰ seine Aufgabe war; ebenso war der Name „schuochsuter“¹¹ (Schuhnäher) für ihn in Gebrauch. Geiler stellt an Gerber und Schuster folgende Anforderungen: „Item ein antwercks man, ein gerwer, der sol luogen (zusehen) das er das leder wol bereit und recht 'gerw. Und der schuomacher der es koufft (kaufen), sol es dornoch truwlich (treulich) bereiten und verarbeiten, und schuoh dorufz machen, und fein gelt dorumb nemen, was billich ist. unnd sol luogen das er den gerwer nit beschyffz (betrügen) der jm das leder hatt geborget.“¹² Trotz dieser Mahnung aber kam nicht selten vor, was Berthold einem Schuhmacher vorwirft: „Solt dû einem sine schuohle machen, dû machest sie im ungetriuweliche“¹³ (ungetreulich). Worin diese „trügenheit an schuohen“¹⁴ bestand, erfahren wir gleichfalls bei ihm, indem er einmal ausruft: „Du schuohwürke (Schuhmacher), du brennest“¹⁵ die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. IIII. Pred. über das Euangelium an der Eßchermitwoch. — ² Nithart H. S. 211.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 238. Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. IIII. Pred. über das Euangelium an der Eßchermitwoch.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 304.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXXII. Pred. Am Fünfftzehenden sonnntag noch Trinitatis.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 27 u. S. 115.

⁷ Derselbe bei H. Rinn a. a. O. S. 12.

⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. IX. Pred. Am Donnerstag vor Inuocauit.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 28.

¹⁰ Joannis Taulery Predig Am X. Sonntag nach Trinitatis. S. XCV.

¹¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 112 u. S. 404.

¹² Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXXII. Pred. Am Fünfftzehenden sonnntag noch Trinitatis.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 478—479. — ¹⁴ Ebendas. Bd. I. S. 146.

¹⁵ R. Cruel a. a. O. S. 496.

solen und ouch die flecken (Stück Leder), unde sprichest: „seht wie dicke! so sie hart sint; [so er sie danne tragen wirt, so geht er kume eine wochen dar uff (darauf). Du trügener! du triugest menigen (mancher) armen menschen; wan (denn) die richen getarst (getraue mich) du niht effen“¹ (zum Narren halten). Dieselbe Art des Betruges wird auch an einer anderen Stelle erwähnt, die uns zugleich über weitere Fälschungen seitens der Schuster belehrt. Es heisst hier von denselben: „Der ist ungetriuwe an sînem antwerke, der gît (gibt) zwêne (zwei) hundîne (aus Hundsleder gemacht) schuohe für zwêne bökine (aus Bocksleder gemacht); sô gît der boese für guote schuohe, ungerwetez leder fûlez für guotez unde zaehez, dünne soln, gebrennet dāz sie herte sîn für dicke. Dû trügener unde dû velscher maniges (mancher) armen menschen!“²

Die Schuhe waren, um sie befestigen zu können, „gerinckelt“³, d. h. mit Schnallen versehen. Doch hatte man, damit „d' schuoch steiff anbleyb un nit abfall“⁴, auch „riemen“⁵, die zusammengeschnürt wurden. „Weñ einer einen bundtschuoch (Schuh, der zugebunden wird) an hat“, sagt Geiler, „so ist es gnuog, hat er aber einē riemē [darüb so beleybt er im defter baz (besser) an. Aber der riem sol im nichts on den schuoch, der schuoch wer im gnuog on den riemen“⁶. An den Schuhen befanden sich ausserdem Absätze, welche eitle Personen besonders hoch machen liessen, „damit sie desto lenger und stattlicher herein treten, und ein groeffer ansehen moegen haben“⁷. Einfacherer Art waren die „holtzschuh“⁸, obgleich selbst Fürsten damit im Rate und bei Hofe erschienen. Geiler berichtet hierüber: „Das ist gewonheit an der fürsten hoeff, das die selben zuo rot, oder zuo hoff ryten als fye seind, mitt holtzschuohen, pantofflen, oder sameten schuben (langes und weites Überkleid), was fye denn anhabenn unnd wie fye gond, unnd legen sich nitt anders

¹ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 12. — ² Derselbe. Bd. I. S. 86.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

⁴ Derselbe, *Der hazz im pfeffer, die zehet eygēschafft des haefzins*.

⁵ Helmbrecht, ed. M. Haupt in seiner Zeitschrift. Bd. IV. 1081: „Dem knechte gap er schuoh mit riemen.“

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Der hazz im pfeffer, die zehet eygēschafft des haefzins*. — ⁷ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15. — ⁸ Ebendas.

an, sonder als sye seind, also stygent sye uff das roffz, unnd rytten also zuo hoff.“¹ Mit den Holzschuhen auf gleicher Stufe standen die „bottschuoh“², eine Art gröberen Fußzeugs, in das man Stroh einlegte, damit der Fuß um so besser warm bleibe. Daher das Sprichwort, dessen Geiler Erwähnung thut: „Ein spill (Spindel) im sack, und das meytlin (Mägdlein) im hufz, und strow in bottschuohen, moegen sich nit verbergen. Ein spill sticht allwegen durch den sack haerufz un̄ mag nit verborgen bliben. Das strow des glichen. dann es raget oben zuo den schuohenn haerufz. Unnd noch minder mag verborgen bliben das meytlin. wenn (denn) es leyt (legt) sich ee (eher) in das fenster, und sprech guck, ee (ehe) es verborgen wolt sein.“³

Außer den Schuhen waren endlich noch „stiffel“⁴ in Gebrauch, wie denn Geiler von „dieben“ redet, „die an dē stiffel kratzen un̄ ettweñ (manchmal) XXX od' XL guldin lossend hynab fallen.“⁵ Als etwas Neues führt derselbe „Cordowanische (von Leder aus Cordova) stiffel“ an: „Defzgleichen macht man Cordowanische stiffel auff dz aller koestlichest, welche vor diser zeit in Teutschlandt nicht gebreuchlich sein gewesen, aber jetzundt tregt man die selbigen nicht allein gantz hefftig, sonder man legt auch noch pantoffel darueber an, in gestalt eines halben rings.“⁶

Weist schon diese Bemerkung Geilers auf eine gewisse Neigung zur Putzsucht hin, so hören wir auch sonst, daß namentlich die Frauen derselben ergeben waren. Der genannte Prediger weiß dies auch psychologisch erklärlich zu machen. „Sye habent die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXVIII. Pred. Am III. Sōnentag noch dem Achtenden der heiligen dry künig tag. — ² Ebendas. teyl III. S. LXI. Pred. An dem Achtenden sonnentag noch Trinitatis. — ³ Ebendas.

⁴ Ebendas. teyl III. S. LXIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis. Wolfr. v. Eßschenbach, *Parzival* in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 63, 15: „Zwēn stivāl über blōziu bein.“

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 15. *Der trojanische Krieg* v. Konrad v. Würzburg nach Myller. B. 3. S. 1. d: „Ein kurdiwaener wachen schuoch nâch lobelichen sachen mac niemer wol gemachen, hât er niht alen unde borst.“

stercke nitt,“ so sagt er von ihnen, „das fye moegent rennen und den stein stoffen. So ist das geschlecht von natur ouch nitt so wifz (weise), noch gemeynem gefatz, das fye rot (Rot) und gericht moegent besitzen. Dorumb so fuochent fye eer in ir kleydung, unnd seind verbraemet und ufzgestrichen“¹ (aufgeputzt). Auch Berthold läßt über diesen Punkt eine ähnliche Meinung laut werden: „Und ir frouwen, ir gêt mit der aller groesten tôrheit umbe, diu von tôrheit ie wart mit iteler hôhvert. Und ir gêt mit tüechelinen (Tüchlein) umbe (um): daz zwicket (fälteln) ir hin, daz zwicket ir her, daz gilwet (gelb färben) ir hin, daz gilwet ir her, unde leget allen iuwern (euern) flîz dar an und iuwer wîle (Zeit). — Die herren die hôhvertent doch mit etesweme (etwas) nützes, mit schoenen rossen unde mit bûrgen (Burgen) unde mit liuten unde mit bederben (bieder) dingen, und die verliesent (verlieren) ir sêle doch mit nützen dingen.“² Als Zweck, den die Frauen bei ihrer Putzsucht verfolgen, gibt Geiler an: „fye nutzen sich uff (aufputzen) und zieren sich, das fye den mañen wolgefallen.“³ Freilich wird dieser Zweck nach Berthold nicht immer erreicht. „Sô waenet ir allez,“ erklärt er den Frauen, „ir gevallet uns mannen desten baz (besser). Seht, sô haben (halten für) wir iuch (euch) niur (nur) desten tôrheit und haben iuch für toerinne, als ir ouch sînt“⁴ (seid). Selbst wenn der Mann es mit der Treue nicht allzugenu nehmen und gern nach anderen Frauen blicke, werde der schöne Putz der Gattin ihn nicht zur Pflicht zurückführen: „Ist aber er ein nascher (Ehebrecher), sô hilfet ez niht allez dîn krenzelkrispen (Kränzlein kräuseln) und allez dîn krespelkrispen (Locken kräuseln) niht und allez dîn gilwen (gelb färben) niht, daz dû iemer (je) maht (magst) getuon.“⁵

Natürlich ließen eitle Frauen keine Gelegenheit vorübergehen, sich mit ihren kostbaren Kleidern zu zeigen. Als eine solche Gelegenheit bot sich zunächst der Besuch des Gottesdienstes und des

¹ Geiler von Keyserberg, *Postill.* teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mittwoch noch Reminiscere.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 253.

³ Geiler von Keyserberg, *Postill.* teyl III. S. LXVIII f. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 181. — ⁵ Derselbe. Bd. I. S. 414.

Opfers in der Kirche dar. „Ir frouwen“, so sagt Berthold hiervon, „ir machet ez ouch gar ze noetlichen (dringend) mit iuwerm (eurem) gewande, mit gelwen sleigern, mit gebende, sô mit rœckelînen, sô mit dem gange ze der kirchen zuo dem offer etc. Ir habet ouch vil maniger hande (Art) hôhvert, der ir wol gerietet“¹ (entrietet). Auch Geiler bestätigt, daß die Frauen im grôßten Staate in das Gotteshaus kommen, wo sie nur Störung erregen: „So kompt die frow do haer gon, und ist fein uffgemutzt (aufgeputzt) uñ uffgebüpplet (wie eine Zierpuppe gekleidet), uff die loffest du neben haer deine ougen schiessen, und nymst war und luogest wer sye fyge, und das dich nit angot, uñ also würftu zertreglet“² (zerstreut). Namentlich verliebte Jungfrauen stehen in leichter modischer Kleidung in der Kirche, ob sie darüber auch halb zu Tode frieren sollten: „Was unglücks aber die habē die mit d' schamlichē (derer man sich schämen soll) lieb gefangē sind —, wie sie stond in d' kirchē mit ufzgeschnittē cleidern, glattē schuohē, uñ erfrieren sie moechtē maletzig (aussätzig) werdē und zittern in den ufzgeschnitten cleidern als ob sie dz fieber od' d' rit³ (Schüttelfrost) schit (schüttelt). — da hat sie angst und not wie sie sich uffmustere“⁴ (sehen lasse). Wie beim Gottesdienste, so suchten die Frauen auch bei Kindtaufen durch ihren kostbaren Anzug sich bemerkbar zu machen. Geiler teilt hierüber mit: „Wo sye uff ein westerlege (Bekleidung des Täuflings mit dem Taufkleide) kûmen, do — fuochent sye eer in ir kleydung, unnd seind verbraemet und ufzgeftrichen (aufgeputzt), und hoch am tisch, unnd luogent das sye uffs lotterbettly (Sopha) kûment.“⁵ Insbesondere aber waren die Bäder der Ort, an welchem sie neue Moden kennen lernten und den Wunsch in sich aufnahmen, etwas Ähnliches zu besitzen. „Alls üwere frawen ettwañ (manchmal) thuond“, lesen wir bei Geiler

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396—397. Bd. II. S. 252.

² Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. VII. Pred. Am Donnerstag vor Inuocauit.

³ J. Grimm leitet das althochdeutsche rito, Fieber, von ritan, reiten, rütteln, schütteln ab.

⁴ Johannes Geiler von Keyfersperg, *Die geistlich spinnerin, die sybendt Predig.*

⁵ Derselbe, *Postill*. teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mitwoch noch Reminiscere.

hierüber, „die ir zuom baden schicken frum̄, und kummen grofz buebin widerum̄, und hond zuom baden gefehen froembde kleidung, unnd wenn fye heyñ kummen, so bringen fye ettwas nüwes widerumb, un̄ bekleident sich als die Schwaebinen.“¹ Wie die Elsässerinnen die schwäbische Kleidertracht, so mochten andere Frauen andere Trachten nachäffen. Denn auch „die von Oberlant, dort her von Zürich“ bekleideten sich wieder anders, „danne (als) die von Niderlande, von Sahsen (Sachsen) —. Man bekennet (erkennt) sie gar wol vor einander die von Sahsenlande unde die von dem Bodensêwe (Bodensee), von dem obern lande, unde sint ouch an den siten ungelîche und an den kleidern“².

Eine solche Modesucht aber war um so verwerflicher, als die Ehefrau ihren Gatten dadurch oft in übergroße Unkosten stürzte: „Wan (denn) hiute siht sie eteswaz niuwez, daz ein toerinne umbe sich oder an hât; sâ (so) zehant (auf der Stelle) geruowet ir herze niemer, sie müeze ein semelîchez (eben solches) hân. Unde solte ir man iemer (für immer) ein gelter (Schuldner) darumbe sîn, sô wolte sie sîn niht enbern.“³ Daher richtet Berthold an die Frauen die Aufforderung: „Ir sullet ouch den mannen ir guot niht unnützelichen âne (los) werden, niht geben umbe gelwez gebende noch umbe übermaezege sleiger. Ez ist nû dar zuo komen, daz iuwer (euer) etelîchiu, der (deren) man kûme zehen pfunde wert (was zehn Pfund wert ist) hât, diu wil einen sleiger hân, der waere einer graevinne rîlich (reichlich) genuoc, Daz ist ze nihte (zu nichts). Dar umbe gibest dû vil lîhte (vielleicht) dînes wirtes (Ehemannes) guotes, daz er vil lîhte harte (schwer) in einem andern lande hât erloufen“⁴ (durch Laufen erringen). Ja, was noch schlimmer war, die Gattin scheute sich nicht, was sie nicht gutwillig von ihrem Manne erlangen konnte,

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl III. S. C. Pred. Am Einundzwentzigſten ſonnentag noch Trinitatis. Noch im Jahre 1685 fordert ein Straßburger Erlaß alle die, welche in den Stand der Ehe treten wollen, auf, ſich jeglicher Kleidung, Hanben und Kappen, welche nach der ſchwäbiſchen und andern dergleichen Moden gemacht ſind, zu enthalten. Heitz, *Zunftweſen.* S. 95 bei A. Birlinger, *Alemannia.* Bd. I. S. 91.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 250—251.

³ Ebendas. Bd. I. S. 319—320, vgl. Bd. I. S. 346. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 319.

demselben für ihren Putz zu entwenden: „Als (weil) sie der bereiten (zur Hand seiend) pfeuninge niht versteln (stehlen) mac, sô stilt sie daz korn unde daz mel unde daz fleisch. Unde swaz (was) er eht (eben) in das hûs koufet, daz in wol drie schillinge stêt (zu stehen kommt), daz gît (gibt) sie kûme umbe zwêne, unde dannoch vil lîhte (vielleicht) naeher (billiger). Daz tribet sie alsô durch daz jâr, unz (bis) daz er ze einem armen manne wirt.“¹ Freilich machten es oft die Männer nicht besser, als die Frauen, indem sie kostbare Kleider durch Betrug oder Wucher für dieselben erwarben: „Diu dritte ûzsetzikeit (Aussätzigkeit, Sünde) ist diu aller wirste (schlimmste). — Daz ist: ob sie daz gewant mit unrehte (Unrecht) gewonnen haben, mit wuocher oder mit fürkoufe (Vorwegkauf) oder mit dingesgeben (auf Borg geben) oder mit satzunge (Pfand) oder mit trügenheit an koufe, an sînem antwerke oder mit diupheit (Diebstahl) oder mit roube oder mit swelhem (irgend welchem) unrehtem gewinne oder mit unrehtem gerihte“² (Gerichte).

Soviel Unerlaubtes aber auch mit der Putzsucht verbunden war, so hatte dieselbe doch eine grofse Verbreitung und erbte zugleich von Geschlecht zu Geschlecht fort, da die Frauen ihre Töchter und Enkelinnen immer von neuem wieder darin unterwiesen. „Unde alse (wenn) sie als (so) alt werdent“, berichtet Berthold von den Müttern, „daz sie niht mêr gehôhverten (Hoffart treiben) mügent, dannoch (auch da noch) sint sie sô sêre verworren (verwickelt) in den strik der hôhverte (Hoffart), daz sie sich dannoch niht drûz gerihten (zurecht finden) mügent; unde swaz sie mit in selber tâten, daz tuont sie danne ir tôhterlînen und ir diehterîden (Enkelinnen). Die zepfelnt (putzen) sie unde swenzelnt (zieren) sie ûf, sô sie dannoch kûme vier jâr alt sint, unde hebent sie danne mit in an unde tribent daz unz (bis) daz ez sich verstêt übels unde guotes. Und ob ez halt sleht (schlicht) wolte sîn, sô hât ez sîn ane (Grofsmutter) unde sîn muoter bêde (beide) lîhte (leicht) in der hôhvert gewonheit brâht (gebracht) mit swenzeln (putzen), mit ermelehen (Ärmeln) unde mit scheppelehen (Kopfschmuck), daz ez ûz der gewonheit niht enkunt (kommt) unde sîn danne an im

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 319. — ² Ebendas. Bd. I. S. 118.

selber zwirunt (zweimal) alse (so) vil machet, sô mit fürspangen (das Gewand vorn zusammenhaltende Spange), sô mit vingerlinen¹ (Fingerring).

Wie schon hier der Putz der Frauen im einzelnen angeführt wird, so ermüden unsere Prediger auch im übrigen nicht, alle die verschiedenen Thorheiten der weiblichen Mode zu schildern. Bereits Berthold sagt von einem hoffärtigen Weibe: „Unde sô ez niht mê (mehr) mac fürbringen (vollbringen) ze hôhverte (Hoffart), — sô krümbet daz den huot ûf“², und an einer andern Stelle beklagt er sich über die Eitelkeit der Frauen, welche sie „mit waehen (kunstvoll) hüeten“ und „mit hûben“³ (Haube) vollbringen. Ebenso kommt Geiler auf die „spitzigen huet“⁴ derselben zu sprechen, und ein ander Mal meint er: „Welches doch inmassen (über die Mäßen) ein groffe geylheit und unzucht ift, das die weiber ohn alle scham paretlin (kleine Barette) mit ohren tragen.“⁵ Auch mit den gelben Bändern an den Hüten muß viel Staat getrieben worden sein, da bei Berthold öfter Ermahnungen wie diese wiederkehren: „Ir frouwen mit dem gelwen gebende, lât (laßt) iur hôchvart in der kirchen“⁶, oder: „Und ir frouwen mit den gelwen gebenden, — erbarmet iuch über iuwer eigen sêle mit der wâren riuwe“⁷ (Reue). Er erklärt zugleich, daß nur Personen, welche sich keines guten Rufes erfrenen, gelbe Bänder tragen sollen: „Sam (wie) die jüdinne und als (wie) die ûf dem graben gënt (sc. öffentliche Dirnen) und als pfeffinne (Beischläferin eines Pfaffen): anders nieman sol gelwez gebende tragen.“⁸

Nicht minder als die Bänder dienten die Schleier an den Hüten dazu, der „hôhvert und itelen êre“⁹ zu fröhnen. So sagt Berthold den Frauen, die gerne bewundert sein wollen: „Dâ kêret (wendet) ir allen iuwarn (euer) flîz an, — mit iuwarn sleigern“¹⁰, und näher erklärt er, daß es die gelben Schleier waren, mit denen sie be-

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416. — ² Ebendas. Bd. I. S. 83. —

³ Ebendas. Bd. I. S. 396.

⁴ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15. — ⁵ Ebendas. S. 14.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 252.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 158. — ⁸ Ebendas. Bd. I. S. 115, vgl. Bd. I. S. 415.

⁹ Ebendas. Bd. I. S. 414. — ¹⁰ Ebendas.

sonders hoffierten. Denn er redet nicht nur von Frauen, „die ez dâ sô noetlichen (dringend) machent — mit den sleigern, die sie gilwent“¹ (gelb färben), sondern hält denselben auch direkt mit fast dem gleichen Ausdrücke vor: „Ir frouwen, ir machet ez ouch gar ze noetlichen (dringend) — mit gelwen (gelb) sleigern.“² Aber auch Geiler weiß von der Hoffart der Frauen, die sie mit Schleiern treiben, zu berichten: „Erzeygen sich mit werckē mit neüwē findē mit etwas neüws das nyeman in d' statt hat wed' (als) sie, da wil man gefehē fein mit ufferlichen zeichē, schleyer, — dz du also gefchleyert da her geest, dz nyemant mer in d' gantzē statt hat wed' (als) du.“³ Diese Sucht nach Neuem führte zu der wunderlichsten Art, die Schleier zu tragen. „Die weiber ziehen in jhren schleiern daher“, lesen wir gleichfalls bei Geiler, „unnd haben sie auffgesprintzt (aufspreizen) neben mit zwo ecken oder spitzen, gleich einē Ochsenkopff, mit den hornern, un̄ lassen den schleier kaum zwen zwerch finger (Querfinger) vō dem kien hangen, zwitzern (zittern) also daher, gleich als wañ jhn (ihnen) das kien in einem haffenring (Hafenring) hienge. Defzgleichen tragen sie auch gaele (gelb) schleier, so gleich den hellischen flammen fein, die selben streichen unnd stercken sie zum offtermal, damit sie den huren spiegel (Vorbild) desto bazz (besser) moegen zieren und heraufz schmucken.“⁴

Aber auch die Röcke der Frauen waren auf das kostbarste und eitelste hergerichtet. „Und ir frouwen“, ruft Berthold aus, „ir machet ez gar ze noetliche (dringend) mit iuwerm (euer) gewande, mit iuwern röckelinen: diu naewet (nähet) ir sô maniger leie unde sô tôrlîche, daz ir iuch (euch) möltet schamen in iuwerm herzen.“⁵ Eben dieser kunstvollen Arbeit wegen reichte oft die eigene Geschicklichkeit nicht aus, sondern es mußten Schneiderinnen gegen teuren Lohn dabei zu Hilfe genommen werden. Daher sagt Berthold von den „röckelinen“ der Frauen: „Dâ gît (gibt) ir (ihrer) etelîchiu (manche) alse vil umbe (um), als sie daz tuoch kostet, der

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 114—115.

² Ebendas. Bd. I. S. 396—397.

³ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das erst schwert*.

⁴ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 118, vgl. Bd. I. S. 396—397.

nüewerin“¹ (Nähterin), und bei einer anderen Gelegenheit wiederholt er: „Drier leie ûzsetzikeit (Aussätzigkeit, Sünde) ist an dem gewande, an wüllînem gewande, an belzînem gewande und an linînem gewande. — Din ein ist, ob ez hôhverteclîche (hoffärtig) gesniten ist, als — ir frouwen nû (jetzt) pflieget. Ir gebet nû mêr von einem gewande ze lône, danne (als) ir daz gewant koufet.“² Die Kleider wurden nämlich aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengesetzt, die noch dazu bisweilen der Gestalt gewisser Tiere ähnelten: „Man muoz (muß) ez iu (euch) ze flecken (Stück) zersniden, hie daz rôte in daz wîze (weiß), dâ daz gelwe (gelb) in daz grüne; sô daz gewunden, sô daz gestreichet (gestreift); sô daz gickelvêch (bunt-scheckig), sô daz witscheubrûn (stark braun); sô hie den lewen (Löwe), dort den arn“³ (Adler), oder, wie es mit einem Anflug von Spott ein ander Mal heisst: „hie (hier) den lewen, dâ den hirz (Hirsch), dâ den tôren und hie den affen.“⁴ Auch schildartige Aufsätze auf den Schultern wurden gerne getragen und nicht minder Spitzen oder sonstige Verzierungen am Saum: „Sô schilte ûf die ahseln (Achsel), sô geriselt (verziert), sô gerickelt (gehäkelt) al (ganz) umbe den soum.“⁵ Selbst die Mauern des Klosters vermochten eine solche Putzsucht nicht immer fern zu halten, denn Geiler ermahnt die Nonnen, „erber (ehrbare) cleid' zuo tragē, nit gefeltlet (in Falten gelegt), nit wedel (Schleppe) daran, als in den unreformiertē cloestern.“⁶ Die hier erwähnten Schleppen sind demselben auch sonst ein besonderer Dorn im Auge, denn er beklagt sich über „die weiber mit jhrer langen kleidung, so sie im koht und erdtreich hernach schleppen, —: sie empfahen (fangen) die floeche auff mit jhren langen schlumpechten (schlumpig) kleidern, unnd machen andern leuten ein staub, das man nicht daruor (davor) gefehen mag.“⁷ Noch mehr aber ist er über die „wunderbarlichē und Seltzamen kleider“ entrüstet, die „da vornen also weit offen seind, das man — den frawen in bufen sehen kan, den brustkernen, het

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 414, vgl. Bd. I. S. 396.

² Ebendas. Bd. I. S. 118. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 396. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 118. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 414.

⁶ Geiler von Keyfersperg, *Der haß im pfeffer, die zehet eygenschafft des haßzins.* — ⁷ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 15.

fehler (fast) gesagt den bruch hurenspiegel (Hurenvorbild) gesehen mag.“¹

Mit dem Kleide mußte auch der Gürtel im Einklange stehen, und so wurde auch mit diesem ein außerordentlicher Aufwand getrieben. Als Berthold den Frauen einmal zum Vorwurfe macht: „Und alsô ist sîn alsô vil, daz sîn nieman (niemand) ze ende komen mac, daz ir durch hôhvert (Hoffart) erdenket. Hiute erdenket ir einz, morgen erdenket ir ein anderz“², führt er auch die „gürtel“ an, die nicht schön genug für sie hergestellt werden könnten. Noch bestimmter aber erklärt Geiler über den mit denselben getriebenen Luxus: „Hergegen (hingegen) was sol ich sagen von der groffen stinckenden hoffart der weiber, das manche gefunden wirt, die henckt (hängen) mehr an ein einigen (einzig) guertel, weder (als) sie sonst an haab unnd gut vermag (Vermögen haben), und wendt manche ein groeffern kosten mit Samet, seide, goldt, silber und andern dingen mehr, an ein solchē guertel, das der Goldtschmidt nachmals, den Guertel nicht fuer den macherlohn neme.“³ Er fügt hinzu, daß ein solcher Gürtel „etwañ (manchmal) viertzig oder fuenffzig gulden wehrt ist“⁴, und kann sich daher des Ausrufes nicht enthalten: „Pfei der groffen stinckendē Hoffart in dem weiblichen geschlecht, das man an statt der demut hoffart ubet.“⁵

Gleiche Hoffart wurde nach Berthold von den Frauen auch mit den Tüchern vollführt. „Swenne (wenn) ir gote dienen soltet“, hält er ihnen vor, „und iuwer (euer) salter (Psalter) lesen soltet, oder ander iuwer gebet soltet sprechen, so gêt ir mit iuwer tüechelinen umbe (um), wie ir iuwer hôhvert (Hoffart) volbringet.“⁶ Demselben Gedanken gibt er noch einmal in etwas anderer Form Ausdruck: „Ir gêt niwan (nur) mit tüechelehe (kleines Tuch) umbe (um) unde mit löbelehe (kleine Lobeserhebung), daz man iuch (euch) eht (doch) lobe: „jâ herre, wie schoene! wart aber ie (je) sô schoenes iht (etwas)?“⁷ Insbesondere wurden gelbe Tücher zum Putze be-

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 396.

³ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14. — ⁴ Ebendas.

⁵ Ebendas. — ⁶ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 16. — ⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 397.

nutzt, wenn man sich damit nach Berthold auch dem ewigen Verderben preisgab: „Ir tiuvel (Teufel), hôchvart (Hoffart) lâit iuch (ench) alle zuo der helle (Hölle) brâht (gebracht) und alsô bringet sie alle tage ein michel (groß) teil dar, und aller meiste iuwer (euer) frouwen, mit ir (ihren) gelwen (gelb) tuochlachen (Tuch). Dâ gêt ir mite (mit), rehte (recht) sam (als ob) ir mit dem tiuvele gestriten habent (habt). Vî unflât, ir frouwen lâit (lafst) iuwer unflât dâ heime, wir haben an den tiuveln unflât genuoc (genug) hie. Ir verdienet mit iuwer gelwen tuochlach, daz ir vil lîhte (vielleicht) niemer mêr bekêret mugent (mögt) werden. Pfi gelwer tût (Leichnam), wan (denn) rehte alsô gêt ir als ein gelwer tût und als ein gelwer jude.“¹ Neben gelben legten Frauen auch gern gefältelte Tücher um, wie dies gleichfalls aus einer bereits einmal citierten Stelle bei Berthold erhellt: „Und ir frouwen, ir gêt mit der aller groesten tôrheit umbe (um), diu von tôrheit ie (je) wart mit îteler (eitel) hôhvart (Hoffart). Und ir gêt mit tûechelinen (Tüchlein) umbe: daz zwicket (fälteln) ir hin, daz zwicket ir her, daz gilwet (gelb färben) ir hin, daz gilwet ir her, unde leget allen iuwer flîz (Fleifs) dar an und iuwer wîle“² (Zeit).

Endlich wurden auch die Füße von den Frauen vielfach herausgeputzt, wie denn Geiler erklärt: „Die sechft Schell der Seltzam Narren ist die fuefz — ziehren und auffnutzen“³ (aufputzen). Über die Art und Weise, in der dies ausgeführt ward, gibt derselbe Autor unter anderem an: „Darnach geschicht es durch hohe holtzschuh“⁴, während Berthold auf zu enge, die Füße drückende Schuhe hinzuweisen scheint: „Juch (euch) genüeghet der hôhvart (Hoffart) umbe diu houbetlöcher (Öffnung des Kleides für den Kopf) niht, ir müezet ouch die fueze sunderliche (besondere) martel (Pein) dâ ze helle (Hölle) lân (lassen) bekorn“⁵ (kosten). Hielten manche

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 181, vgl. Bd. I. S. 415.

² Derselbe. Bd. I. S. 253.

³ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15.

⁴ Ebendas.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 414, vgl. Sebastian Brandts *Narrenschiff* 78, 19: „Wer lidet das in druck sîn schuoch, der gehoert wol in das narrenbuoch.“

Frauen sorgfältig darauf, „dz die Schuh glat anligen“¹, so liebten andere außer „glattē schuohē“² auch modische Schnabelschuhe³ und ebenso „zerftochen unnd zerfchnitten schuh“⁴, von denen nach Geiler „die Schufter alle tag ein newen (neu) fund unnd list erdencken, damit sie die schuh desto bazz (besser) moegen vertreiben.“⁵

In kaum geringerem Mafse, als die Frauen trieben auch die Männer Hoffart mit den Kleidern. Schon bei festlichen Gelegenheiten pflegten sie sich gerne zu zieren, wie es denn in einer Predigt bei Leyser heifst: „Queme ein kuonik oder ein ander grozer herre zu uns — ein igelich man — tete selbe an sine besten cleidere.“⁶ Aber auch sonst hören wir, dafs, wie die Frauen sich aufputzen und schmücken, „das fye den mañen wolgefallen“, so „die mann hand (haben) grofz forg das fye den metzen wolgefallen.“⁷ Selbst Tauler, der das äufere Leben nur selten in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, kommt mehr als einmal auf die Eitelkeit der Männer zu sprechen. „Und jn (ihnen) ift wol“, sagt er, „mit den creaturen, da haben fy lieb und gnad zuo, — und fnochen daran luft un̄ gnuegd die jn (ihnen) werden mag, und reitzen sich selber darzuo, mit allen weifen, — mit kleidern“⁸, und an einer anderen Stelle wiederholt er: „Da fy also fnochen ir raft und ruow (Ruhe), und ir gnuegde aufwendig gottes, — es sey kleyder, es sey speifz.“⁹ Namentlich jüngere Männer legten grofsen Wert auf die Kleidung, wie dies gleichfalls aus einer Äufserung Taulers erhellt: „Ich fprich von weltlichen hertzen, die iren luft nemmen volkummentlich an zeitlichen dingen, die gott nicht zuogehoeren, es feyen ir kleyder, oder

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 204.

² Derselbe, *Die geistlich spinnerin, die sybendt Predig*.

³ R. Cruel a. a. O. S. 496, vgl. Nithart H. S. 211: „mit ir schuohen spitzenlich.“

⁴ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15. — ⁵ Ebendas

⁶ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*, S. 40.

⁷ Geiler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXVIII—LXIX. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁸ Joannis Taulery *Predig Am III. Sontag nach Trinitatis*. S. LXXVII. — ⁹ Derselbe, *Predig Uff unser lieben frawen himelfart*. S. CXLII, vgl. Derselbe, *Predig An der heiligen dry künig abent*. S. VI. und *Predig Am XV. Sontag nach Trinitatis*. S. CIX.

ir kleinet (Kleinod). Un̄ so jn dīz gefagt wirt, so zürnen sy und findē falsche glosen, und sprechē also, Sy seien iung, sy muessen sich ergetzen, sy thuon es darūm das sy gott defter basz (besser) und leychter gedienen mügen, das ist ein faul lügen.“¹

Im einzelnen wird zunächst über die auffallende Kopftracht des männlichen Geschlechts geklagt. Geiler erklärt es für eine grobe Unsitte und Unzucht, das „die maenner geftrickte haar hauben oder frawen hauben auffsetzen.“² Ebenso tadelt er an ihnen die „loeche-rechten huet, — als die gauckels lüt tragen“³, und auch die Hüte mit der schmalen Krempe, welche gegen das Wetter nicht schützen und nur Aufsehen machen sollen, sind ihm zuwider: „Das sehen wir wol“, sagt er, „an eynem wifen dapfferen bilger, das er het eyne huot, der also breyt ist, das er im die schultern bedeckt aber die narrechten bilger, als die iung herrē und edel lüt die hant (baben) huetlin dye sint kum dryer finger breyt.“⁴ Wie hier die Edelleute, so werden an einer andren Stelle die höheren Geistlichen als solche genannt, welche mit ihren Hüten „kramantzē (Possen) machen.“⁵ Denn sie tragen nicht nur „fyden schnuer“ an denselben, während den Aposteln eine einfache „sackfchnuor“ genügte⁶, sondern wir erfahren auch weiter von ihnen: „Die ept und cardinel machē so vil wonders an die hüt, dye müssen fyden und weich sin, un̄ ist der hoffart yetzunt kein end.“⁷

Selbst die gewöhnlichen Pfarrer und Mönche ließen es an Eitelkeit nicht fehlen, indem sie durch kostbare Röcke und Kutten sich hervorzuthun suchten. So rügt Geiler die Ordensbrüder des heiligen Bernhard: „Nym die Bernarder erfür, die soltē noch ir regel kranck, schlecht kleider tragen, aber nun ist es do zuo kommen, das sie lündisch (aus Lüttich?) un̄ mechelsch (aus Mecheln) tnoch tragen, und wellen nume (nicht mehr) münch, funder thuomherren (Domherren) sin.“⁸ Aber auch die Männer, welche dem Laienstande angehörten, liebten es, „den gantzen leib mit wunderbarlichē und

¹ Joannis Taulery *Predig Am XIX. Sontag nach Trinitatis*. S. CXX.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

³ Derselbe, *Christenlich bilgerschafft*. S. LIX. — ⁴ Ebendas.

⁵ Ebendas. S. LXIV. — ⁶ Ebendas. — ⁷ Ebendas.

⁸ Ebendas. S. XLII.

Seltzamen kleidern anzulegen und zu zieren.“¹ Als solche seltzamen Kleider führt Geiler „gefaltene roeck und Maentel auff taufenderley farben und gleich gestalt (gestaltet) dē Ungerische schauben“² (langes und weites Überkleid) an. „Dañ es doerfft einer“, so fährt er fort, „nicht weit ziehē froembde kleider zu beschawē sonder er funde in einer jeden geringen Statt allerley Nationen kleidunge. Als da sein Ungerische, Boehemische, Saechfische, Fraenckische, Italiaenische, Frantzoefische, Hispanische, etc. Defzgleichen sein auch die so kurtze Kocherspergische Maentelin und wapen roecklin antragen, das sie nicht allein den hindern nicht gedecken, sonder viel minder den nabel.“³

Meinten schon unsere Prediger von derartigen Röcken und Mänteln: „Dise schandkleidung solt man keins wegs leidē noch dulden“⁴, so urteilen sie ähnlich auch über die wunderbare Weise, in der manche Männer ihre Beine und Füße bekleideten. Als Geiler einmal Beispiele von solchen anführt, die mit äußerlichen Dingen gern gesehen sein wollen, erwähnt er auch: „Defzgleichen d' mit sein hofen, d' ander mit andern dingen.“⁵ In dem Weltspiegel oder Narrenschiff aber bemerkt er bestimmter: „Die sechft Schell der Seltzam Narren ist die fueßz und schinbein ziehren und auffnutzen, Als namlich zerhauwen und zerftuecklete hofen tragen, also das die hofen zu machē doppel mehr kostē, dañ der zeug so darzu kompt.“⁶ Auf gleicher Stufe hiermit stehen ihm die „zerftochen unnd zerfchnitten schuh so man an allen orten naehet“⁷, ganz besonders aber bedauert er, daß er sogar von den Kaplänen aussagen muß: „Syē hond schuoh an seind nitt gerinckelt (mit Schnallen versehen). Habent syē schubē (langes und weites Überkleid) an, so seind syē geschürtzet hynden und vornen, das man jn (ihnen) dran (sc. an die Schuhe) fycht, und kūmen glich als die wescherin. das sol nitt sein.“⁸

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14. — ² Ebendas.
— ³ Ebendas. — ⁴ Ebendas.

⁵ Geyler vō Keyserlperg, *Von den syben schwertern, das erst schwert*.

⁶ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 15. — ⁷ Ebendas.

⁸ Geyler von Keyserlberg, *Poßtil*. teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag: Oculi.

Wir hier, so ziehen unsere Prediger auch sonst gegen eine solche Üppigkeit in der Kleidung der beiden Geschlechter nachdrücklich zu Felde. Was zunächst die Frauen anbetrifft, so will Berthold zwar keineswegs, daß sie nur schlechte und verächtliche Kleider anlegen. „Dû solt ouch niht guotiu (gute) kleider tragen“, sagt er einem Ehemann in Bezug auf seine Gattin, „unde sie diu boesen unde diu smaehe“¹ (schmählich). Allein anderseits hören wir tadeln, daß man schon die jungen Mädchen im Kloster durch zarte Pelze verwöhne: „Nun sprich ich, du köpfst (sc. in ein Kloster) un bringst deinē kind ein zarts weichs beltzlin un sprichst, den sol mā meinē kind gebē, so ist sie villeycht ein starcke iunge tochter, un trueg ebē als (so) wol einē grobē beltz als einē zartē, un ist fein nit nottürfftig, den so sol mā it (zurück) in (ihn) nemen, un in einer and'n gebē die fein nottürfftig ist.“² Erst recht aber wird erwachsenen Frauen eine jede Verweichlichung durch prunkende Kleider zum Vorwurf gemacht. „Wê, dû rehte (rechte) toerinne!“³, ruft Berthold über ein der Putzsucht ergebenes Weib aus, und denen, die mit buntfarbigen, insbesondere gelben, Stoffen hofieren, hält er die Drohung entgegen: „Pfi, ir verwerinne (Färberin) und ir gilwerinne (die gelb trägt), wie gerne ir zuo dem himelrîche möhtet komen! Ir sît (seid) aber gar fremede geste dâ ze dem himelrîche, wan (denn) ir habet gotes verloukent (verleugnet), unde dâ von verloukent er iuwer (euer) ouch.“⁴ Während aber Berthold vornehmlich mit strengem Ernste die Frauen ermahnt, nimmt Geiler wiederholt zum Spotte seine Zuflucht, um dieselben von ihrer Putzsucht zurückzubringen. „Es ist ein gemein Sprichwort“, äußert er, „das man uber frisch fleisch kein gaelen (gelb) pfeffer machet, sonder uber das schmeckend (riechend) und stinckend: Also ist es auch mit alten runtzelechten weibern, die da gaele schleier tragen, die sehen heraufz, als ein geraucht (geräuchert) stuck fleisch ausz einer gaelen brueen“⁵ (Brühe). Doch schlägt auch Berthold bis-

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 329.

² Geiler vonn Keyfersperg, *Der hazz im pfeffer, die neünd eygēschafft des haeßzlinz*.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 320. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 228.

⁵ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 14.

weilen einen ähnlichen Ton an, wie er denn von einer Frau, die sich mit gelben Bändern ziert, meint, „daz sie ein taetelin (kleiner Fehler) an dem libe hât, eintweder die gelsucht (Gelbsucht) oder ein anderz daz im glîche ist: dû weist wol waz ich dâ meine. Ez ist ein mâlflecke, den sie mit dem gelwen gebende vertiligen wil: man muoz éinen unflât mit dem andern verdecken.“¹

Lieber jedoch erteilt er den Ehemännern gegen die Putzsucht ihrer Frauen den Rat: „Ir man (Männer) möhtet ez eht (doch) wol understên (unternehmen) unde möhtet ez in (ihnen) wol frûmecliche (gebörig) wern (wehren), des êrsten mit guoter rede.“² Als aber der Mann ihm entgegnet: „Owê, bruoder Berhtolt! — Ich hân (habe) sîn (darum) die mînen (die meine) gar dicke (oft) gebeten gûetliche (gütliche) und übelliche (im Guten und Bösen), sie woltez nie gelâzen (unterlassen). Nû (nun) fürhte ich des (das) unde zerte (zerzte) ich ir einz, daz sie mir hin nâch (hinterher) niwan (nur) deste groezern schaden tuo (thue) und ein zwirunt (zweifach) als (so) guot gebende koufe“³, da erfaßt unseren Prediger heiliger Zorn, und er fordert den Mann auf: „Sich (sieh), dâ solt dû reht (recht) ein herze gevâhen (fassen). Nû bist doch ein man unde treist (trägst) ein swert —. Gevâhe (fasse) einen muot und ein herze unde zerre irz (ihrs) abe (ab von) dem houbte! unde kleben vier hâr oder zeheniu (zehne) dran, sô wirf ez allez in daz fiwer (Feuer). Daz tuost dû niendert (durchaus nicht) drîstunt (dreimal) oder vierstunt (viermal) ê (ehe) danne sie sich sîn (dessen) geloube (entschlage). Der man sol der frouwen (Frau) meister sîn und ir hêrscher.“⁴

Aber nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern gilt in Bezug auf die Kleidung, was Tauler einmal ausspricht, dafs „man den zweiteil (die Hälfte) nit bedoerfft.“⁵ In einer Predigt bei Leyser ist die Bemerkung enthalten, die Kleidung sei dem Menschen nach dem Sündenfall gegeben, schon deshalb dürfe kein Aufwand damit geschehen: „Die cleidere wurden gegeben den erften luoten nach der funde zu einem zeichene. daz si gebrochen haten gotes

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 415. — ² Ebendas. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 415—416. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 416.

⁵ Joannis Taulery *Predig Am XX. Sontag nach Trinitatis*. S. CXXIII.

wort. Daz selbe zeichen der suonde. mensche. wiltu (willst du) nu vernuowen (erneuern) und vorwandelen an ein zeichen der hoverticheit und diner ytelcheit.“¹ In Übereinstimmung hiermit fordert Geiler: „Darumb ein yettlicher frommer man, er sey in der welt, oder in einē orden, der soll sich schnoedes gewandes gebrauchē“², und bei einer andern Gelegenheit sagt er: „Aber wenn der diener gottes, ein warer křiftner (christlicher) mensch, hat — kleid zuo der bedeckūg un̄ das er nit erfrier, daran sol jn billichen wol bennegē.“³ In dieser Beziehung können die Stoiker ein rühmliches Vorbild abgeben, denn „alle Stoici seind dar uff gangē, das sie alle ding bloß was d’ natur not was, uff dz aller genowest gebraucht habē.“⁴ Auch der Einwand, daß gute Kleider länger halten und daher den schlechten vorzuziehen seien, wird von Geiler verworfen: „So sprechē etliche, was schadet es, dz wir guot tuoch zuo unfren kleidrē brauchen, das deñocht nit vast (sehr) kostlich ist, es weret gar vil lenger, wed’ (als) ob es schnoed nū also gar nachgültig (von geringem Werte) wer, mā muofz ouch den nutz etwen (bisweilen) ansehen, an woelchem wir aller nechst (billigst) moegen zuo kōmen. Ich antwurt dir, das ist ein falsche meinung, eūwer kleidung sol also sein das sy diene zuo der reinigkeith des hertzen un̄ uffenthaltūg (Erhaltung) des leibes, aber nit nach anmuot oder boefzer streflicher gewonheit, unnd nütz des seckels gerichtet.“⁵ Nur wenn jemand krank sei oder an irgend einem Gebrechen leide, seien „weiche kleider die im eben anmuotig un̄ nach feinē gefallē gemacht sind“⁶, zu gestatten: „Muofz aber einer solche ding nützē nach heischung seiner kranckheit, oder gebreften (Fehler), das ist nit sünd, so die notdurfft der kranckheit, oder begierd der gesuntheit und nitt die sanfftheit des leibes gesuochet wirt.“⁷ Als die Glieder, denen besonders Abhärtung bei den Männern not thut, hören wir den Kopf und die Füße anführen:

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 41.

² Geiler vō Keyfzerlsp̄rg, *Der seelen Paradisz.* cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX.

³ Ebendas. cap. VII. Von warem abbruch. S. XXXXII.

⁴ Geiler vō Keyfzerlsp̄rg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁵ Derselbe, *Der seelen Paradisz.* cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX.

⁶ Ebendas. cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXX. — ⁷ Ebendas.

„Wer aber die fuefz mit lindē fchuohen un̄ folē zart haltet in d' iugent, un̄ fo hüpfche kappē gewont zuo tragē, folche zartheit feind gaucklereyen, und fie wenē deñ fie moegen ir (ihrer) nit emberen (entbehren). Sie woellē im winter erfrierē, moegē im fummer nit mer on (ohne) folē gon, un̄ machen ein bolwerck um̄ dz haupt als woltē fie in dz eyfzland farē, es ift nichts dapffers da in allē dingē.“¹

Wenn aber die Verweichlichung schon eines jeden Mannes unwürdig sei, so haben sich Priester und Mönche ganz besonders davor zu hüten: „Darumb fprich ich, alle geystliche perfonen, in welchem stat (Stand) oder orden fy find die foellent ir fach der kleidung halben fetzen uff ruhi (rauhe) und blofze notdurfft.“² Geiler gibt zugleich den Grund an, warum die Stifter der Orden für die Mitglieder derselben möglichst einfache Kleidung festgesetzt haben: „Meinend ir das die heiligen vaetter, unnd stifter der oerden vergebens und on fach (Ursache) mitt follichem grofzen fleifz fürsehen habēd das geistliche leüt in den klofteren follen tragen nachgültige (von geringem Werte) schwache grobe und ruhe (rauhe) kleider, unnd der (derer) nitt me (mehr), denn (als) fo vil als not ift zuo der bedeckūg und beschirmung des übrigen frostes. Deñ weiche zarte und hübsche kleider ingeberen üppikeit des gemuetes, un̄ feygkeit des fleisches, vor ab in iungen unerftorbnen (der Welt nicht abgestorben) menschen.“³

Wie die Kleider, so waren auch die Betten nicht selten der Art, daß sie den Leib nur verwöhnten und daher auf die Gesundheit nachteilig wirkten. In der Regel hatte ein „bette berihet (bereitet) alsô wol als ein bette beste sol“⁴, eine Unterlage von weichen Federbetten, welche „phlumît“⁵ oder „matraz“⁶ genannt ward, und über diese wurde ein „kulter“⁷ gebreitet. Ein solcher „kulter“ war eine Art von Steppdecke und, wenn er prachtvoll

¹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechft schwert*. — ² Derselbe, *Der seelen Faradisz*. cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXIX. — ³ Ebendas.

⁴ Iwein v. Hartmann v. Aue, ed. Benecke u. Lachmann. 53.

⁵ Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 552.

⁶ Engelhard v. Konrad v. Würzburg, ed. M. Haupt. Leipzig 1844. 3111.

⁷ Iwein v. Hartmann v. Aue, ed. Benecke u. Lachmann. 59.

sein sollte, auf der unteren Seite mit Seide, auf der oberen mit Atlas, Samt oder einem anderen kostbaren Stoffe überzogen. Über den „kultur“ kam das „lylach“¹ (Leinenlaken) zu liegen, das gewaschen werden konnte², und auf dieses folgte ein „ôrküsse“³ (Kopfkissen) und eine Decke aus Federn oder aus Pelzwerk. Für letzteres wurde gerne Hermelin⁴ oder Zobel⁵ gewählt.

Geiler fordert nun keineswegs, dafs man solche Betten abschaffe und sein Lager etwa auf blofsem Holz oder einem Steine aufschlage. Vielmehr war nach ihm nur für den, der eine Todsünde büfste, als Strafe von seiten der Kirche festgesetzt: „Zu dē fechften, folt er uff keinē federē noch strouw (Stroh) lygen, funder allein uff bloffer erd uff einē bret oder uff einē stein.“⁶ Ebenso wenig erklärt er sich mit den schmutzigen schlechten Betten, wie sie in den Wirtshäusern üblich waren, einverstanden. Denn er beklagt den reisenden Kaufmann, „dz er muoffz menge (manche) boefze ellende herberg haben un̄ vil übel zeyt, un̄ muoffz oft nacht in den herbergē in winckelen od’ lufzigen (lausig) wueften bettē ligen, — und dennoch dz thür (teuer) genuog bezalen.“⁷ Allein anderseits ist er auch mit dem Luxus, den man mit Betten trieb, durchaus nicht einverstanden. Sagt er doch, als er den Überfluß, welchen die Reichen besaßen, bespricht: „So lyt (liegt) das bett do, so lyt das dort, so lygen do zwey, oder dry bett uff einander. So ift das niderlendisch, und difz probendisch (aus Brabant), und ift des teüffels gespenst (Gespinst). — Do ift angst unnd not, wie es alleffammen reynlich geordnet werd, fyn (fein) gezyert, und gebutzt, und vil haspelyen (Haspelei), do mit federwot (Federbettzeug) umbzuogon, die bett ufz zuo schütten, und ein bett in das ander zuomachen, dornoch die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. V. Pred. An dem heyligen Ostertag.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 304.

³ *Die Warnung*, ed. M. Haupt in seiner Zeitschr. Bd. 1. 2957.

⁴ Ebendas. 2953.

⁵ *Der Nibelunge not* nach Lachmanns Ausgabe. 1763.

⁶ Johaṇs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschaft.* S. CII. — ⁷ Derselbe, *Poftill.* teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

zuokleyben (kleben). — Sehend ir, domit vertriben wir die edlen zeyt, in deren wir uns soltend richten zuo gott dem herren.“¹ Vor allen Dingen aber verwirft er eine jede Verweichlichung mit dem nächtlichen Lager, denn, nachdem er das üppige Leben des reichen Mannes im Evangelium² angeführt hat, fährt er fort: „Uñ d' weycheit uñ zartheit gond (gehen) auch wir noch. Dañ weñ die kellerin (Köchin) uns das bett sol machē, so muoffz fye gar eben luogē (zusehen), dz fye das und' (untere) lylach (Leinenlaken) rechts leg, dz die naet (Naht) gegen dē bett fye, uñ das ober lylach laetz (legt sie) mit d' naet gegen der küten, od' fergen (Decke aus Sarsche, einem halb-wollenen Stoff). uff das uns die naet nit schnattē (Striemen) hynin i die hut trucke (drücke). ist alles vō d' goeuch (Narr) wegē. Difzer zartheit, weycheit uñ feigkei, godt (geht) yedermā noch, geistlich uñ weltlich, ich uñ meins glychē fuochent uns felbs, uñ nit gott. den noch dem als wir leüt feind, noch dem thoenen wir.“³

Zu der Bekleidung im weitesten Sinne dürfen wir endlich noch die Wohnung rechnen, und so fassen wir auch diese ins Auge, zumal sich sehr bestimmte hygienische Vorschriften in betreff derselben vorfinden. Die Herrichtung des „hufes“⁴, das der „haufzwirt“⁵ bauen liefs, war in erster Linie den „mureren“⁶ (Maurern) anvertraut. Sie legten zunächst das „pfulment“⁷ (Fundament), und zwar auf „vesten grund“⁸, denn „swer (wer irgend) ein hūs zimbert (zimmert) uf guote gruntvesten, daz stêt eht (eben) veste vor winde und vor regen: swer danne uf sant zimbert, den hât der wint und der regen schiere (bald) undergraben, wan (denn) diu gruntveste ist boese uf dem sande.“⁹ Über dem Fundament wurden sodann die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis. — ² Luc. 16, 19 ff.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Erften sonnentag noch Trinitatis.

⁴ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 23. H. Leyser. *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 90. Joannis Taulery, *Predig Uff den heiligen pfingstag.* S. LIHI.

⁵ Joannis Taulery, *Predig Uff sant marien Magdalenen tag.* S. CCIX.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XLIX. Pred. Am Frytag noch Reminiscere. — ⁷ Ebendas.

⁸ Joannis Taulery *Predig Am III. Sontag nach Trinitatis.* S. LXXII.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 63, vgl. Bd. II. S. 19.

„müren“¹ (Mauern) und „wend“² aufgeführt, die, obwohl die „steinmetzen“³ das „gesteine“⁴ sorgfältig beschlugen und die Maurer einen jeden Stein verwarfen, der sich nicht „recht rymē noch schicken wolt und entweders zuo kurtz, oder zuo lang, oder zuo eckecht was“⁵ (war), doch „erzitterten, weñ ein wagen für das hauß an hin fuor.“⁶ Allerdings suchten die Steinmetzen, die in Accord arbeiteten, mit ihrer Arbeit möglichst schnell zu Ende zu kommen, so daß Berthold dieselben ermahnen muß: „Ist ez fürgrif (Accordarbeit), sô solt dû nîht destē balder dā von îlen, daz dû sîn schiere (bald) abe kumest unde daz ez über ein jār oder über zwei dernider valle.“⁷ In den Wänden waren Thüren⁸ und Fenster⁹ angebracht, welche letzteren mit Glasscheiben¹⁰ versehen waren. Über dem Gemäuer aber erhob sich „das gesperr (Sparrwerk) obnan im tach“¹¹, das von den „zimberliuten“¹² mittelst „axtslac und nebeget“¹³ (Nagelbohrer) „gezimmert“¹⁴ wurde, und, war das Dach gedeckt, so

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 215 u. S. 357. Bd. II. S. 166 u. S. 238.

² Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. XCIX. Pred. Am Ein- und zwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 147.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 35, vgl. *Spec. eccles.* 161: „Die steine muozen gequādert werden, dā nāch an das hūs geleit.“

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl II. S. XLIX. Pred. Am Frytag noch Reminiscere.

⁶ Derselbe, *Der hafz im pfeffer, die zehēt eygēschafft des haefzlin.*

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 147.

⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 35.

⁹ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 136, vgl. *Iwein* v. Hartmann v. Aue, ed. Benecke u. Lachmann. 228: „Durch ein venster sach er.“

¹⁰ W. Wackernagel, *Deutsche Glasmalerei.* S. 13 ff., vgl. Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival*, in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 553, 5: „Vil venster, dā vor glas und glasevenster.“

¹¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. CII. Pred. Am Zwey- und zwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

¹² W. Wackernagel, *Altdutsche Predigten und Gebete.* S. 48. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 147. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 263. Bd. II. S. 27.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 35.

¹⁴ Ebendas. Bd. II. S. 28. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 82.

legte man „rynnen, od' kaeneren“¹ (Gossen) an, um „das waffer, das do herab troff vō den dechren — weñ es regnet zuofāmen zuo fāñlen.“²

Auf diese Weise enthielt ein „witez unde langez hūs“³ nicht nur „keyler“⁴ (Keller), „kuchin“⁵ (Küche), „thale“⁶ (Diele) und „bün“⁷ (Boden), auf welcher letzteren man Früchte lagerte⁸, sondern auch verschiedene „kamern“⁹, die entweder als Schlafraum¹⁰, oder als „gewandkamer“¹¹ dienten, vor allen Dingen aber zahlreiche „stübē“¹², von denen das „guldin stübelin“ zum Essen benutzt ward.¹³ Da es im Winter weder an „reüffen“, noch an „tyeffen kaltē schnee“¹⁴ fehlte, so wollte man natürlich „ein wärm stuben haben“¹⁵, und daher waren „oefen“¹⁶, um sich zu „wermē“¹⁷, in den Zimmern aufgestellt. An den Öfen befanden sich „ofen thürlin“, „wā (denn) so d' flām zuo dē ofen ufzschlecht (ausschlägt) so thuo mā nur dz ofen thürlin zuo so erloeschet dz feür selber, mā darff es nit loeschen.“¹⁸

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XXVI. Pred. Am Frytag noch Inuocavit. — ² Ebendas.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 295.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. über das Euangelium an der Eschermittwoch.

⁵ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die zehēt eygēschafft des haefzlin.*

⁶ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. 40.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXXI. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis. — ⁸ Ebendas.

⁹ Geyler von Keyferfzberg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehēd eygēschafft des haefzlin.*

¹⁰ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 121. Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. LXXVIII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

¹¹ Derselbe, *Der hasz im pfeffer, die neünd eygēschafft des haefzlin.*

¹² Derselbe, *Postill.* teyl I. S. X. Pred. An dem heyligen wynachttag.

¹³ Ebendas. teyl III. S. LXXXVIII. Pred. Am Sibentzehenden sonnentag noch Trinitatis.

¹⁴ Joannis Taulery *Predig An V. sonntag nach der dry künig aehet.* S. XIX.

¹⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. IIII. Pred. über das Euangelium an der Eschermittwoch. — ¹⁶ Ebendas. teyl II. S. CV. Pred. Am Zynftag noch Judica. teyl III. S. LXIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

¹⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehēd eygēschafft des haefzlin.* — ¹⁸ Ebendas., *die zehēt eygēschafft des haefzlin.*

Aber nicht nur für die Behaglichkeit, sondern auch für den Schmuck des Hauses pflegte man Sorge zu tragen. Wie schon die alten Deutschen die Wände mit einer Art von Malerei und farbigen Zeichnung verzierten¹, so war das gleiche auch noch im Mittelalter Gebrauch. Berthold deutet dies an, wenn er auf die Schrecken des Fegefeuers mit den Worten hinweist: „Unser fiur daz ist gegen dem vegefiure als dâ ein fiur an einer want gemâlet stêt.“² Ebenso sagt Tauler, indem er den Luxus seiner Zeitgenossen hervorhebt: „Und bawen groffe heüfer, und malē die mit affenheit (Thorheit), und daryn ziehen sy wunder und irer finnen luft.“³ Außerdem, daß man die Wände bemalte, liebte man auch, Papierbilder an dieselben oder an die Thüren zu kleben. Von einem solchen Papierbilde ist bei Geiler die Rede: „Kanstu weder schreiben noch lesen, so nim ein gemolten brief für dich, doran Maria die muter gots und Elisabeth gemolt seind. Du kaufest einen umb ein pfenning.“⁴ Wie schon aus dieser Stelle erhellt, war der Gegenstand der Malerei meist der biblischen oder Kirchengeschichte entnommen. Namentlich die Heiligen wurden gern, und zwar ein jeder mit einem charakteristischen Kennzeichen abgebildet: so der heilige Michael mit einer Wage in der Hand, St. Jakob mit den „muschelen“, „sanct Johans under dem krütz“, Johannes der Täufer „mit eim kemeltier (Kamel) kleid und mit eim lemlin.“⁵ Derartige Darstellungen waren so häufig, daß sie als Belehrungsmittel für die gelten konnten, welche nicht zu lesen verstanden. Schon in Wackernagels altdeutschen Predigten heißt es einmal: Die Schrift, welche den mit dem Lesen Unbekannten gegeben ist, „daz ist die gemelze (Gemälde) —, daz man da malet von den heiligen“⁶, und Geiler wiederholt: „Wer aber nitt lesen kan, derfelb — gang doraffter (da nach) umb, unnd sehe, wo es an den wenden gemolet ift. wann (denn) die gemaeld, die selben seind dein buecher, die du lesen unnd verfton kanft.“⁷

¹ Quaedam loca diligentius inlinunt terra, ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur, Tacitus, *de Germ.* cap. XVI.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 11, vgl. Bd. I. S. 127 u. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 16.

³ Joannis Taulery *Predig Uff unsers herren fronlichnamstag.* S. LXIX.

⁴ H. Rinn a. a. O. S. 13. — ⁵ Ebendas. — ⁶ Ebendas. — ⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Pöftill.* teyl III. S. XXX. Pred. An dem heyiligen Pängftag.

Ein Zeichen ganz besonderen Glanzes aber war es, wenn man die Wände mit „rückelachen“¹, d. i. Teppichen zwischen dem Rücken und der Wand bekleidete. Es scheint, sie wurden an Speeren befestigt und mit diesen ringsherum im Zimmer aufgestellt.² Von solchen Teppichen heisst es in einer Predigt bei Leyser: „Die ummehenge (Umhänge) ziren daz huos“³ (Haus), und kurz vorher lesen wir bei dem nämlichen Autor, daß, wenn ein König erschiene, „ein igelich (jeglicher) mensche — bedeckete daz ertriche (Erdreich) mit rosen und mit bluomen duorch den guoten ruoch (Geruch). er behinge die wende mit ruckelachen.“⁴

Weist schon dies auf einen gewissen Luxus in den Wohnungen hin, so scheinen sich namentlich die „bürge“⁵ (Burgen) der Ritter dadurch ausgezeichnet zu haben. Bei dem Bau derselben mußten arme Leute Hand- und Spanndienste leisten, so daß Berthold erklärt: „Alsô sint ouch (auch) zweier hande (Arten) ûzsetzikeit an den hiusern, an der gewaltesaere (Gewalthaber) hiusern, ûf den bürgen: — Din êrste ist, daz sie arme liute twingent (zwingen), die müezent steine fîeren, die holz, die ir êhalten (Dienstboten) dar lihen, die selbe dâ wûrkent mit ir eigener zerunge, und muoz allez daz dâ heime lân (lassen) stân (stehen), des im not waere.“⁶ Ja, diese Bedrückung muß sehr häufig gewesen sein, da derselbe Autor mehr als einmal darauf zurückkommt. „Ir herren“, so sagt er in einer anderen Predigt, „daz gêt iuch (euch) aber an, ir ritter, daz ir als (so) gerne hiuser bûwet (baut) mit armer liute schaden. Der muoz iu (euch) eine woche helfen, der einen tac, ie dar nâch und iuch (euch) guot dunket; der mit sîme (seinem) vihe und mit im selben, unde der mit sîme knechte (Knechte), und erwûrget etewenne

¹ F. J. Mone, *Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit*, VII, 590.

² Vgl. Wolfr. v. Eschenbach, *Parzival* in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 60, 7: „Die wende gar behangen mit spern al umbevangen“ (umfassen).

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 41.

⁴ Ebendas. S. 40.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 4. Bd. I. S. 215. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 82.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 120.

(bisweilen) sin vihe an iuvern (euren) hiusern, daz der acker allez daz jâr deste (desto) wirser (übler) wirt gebûwen“¹ (gebaut).

Gewöhnlich waren die Burgen auf hohen Bergen gelegen, und es führten zwei Wege, ein Fußweg und ein Fahrweg, zu denselben hinauf. Berthold bemerkt hierüber: „Jr scht wol daz, ûf die grôzen bürge (Burgen) ûf den hôhen bergen dâ gênt (gehen) ûf eteliche ouch (auch) zwêne (zwei) wege ûf: der (derer) gât (geht) einer für sich die rihte (Richte) und ist aber etewâ smal und enge. Sô ist der ander breit und wît (weit) und gêt aber verre (fern) hin umb (um) an dem berge und er get doch hinz (bis) ûf die burc: der heizet der wagenwec, wan (denn) in gênt (gehen) die wegene (Wagen). — Und swer (wer) den pfat wil gân (gehen), der ist vil sneller ûf die burc danne (als) der den wagenwec gêt. Er ist aber herter ze gân, wan (denn) dâ ist der berc hôher. Sô ist der wagenwec gemechlicher und aber lancsam.“²

„Strenge buorge“³ hatten ein „burgetor“⁴, das ein „torwarte oder portenaere“⁵ (Pfortner) bewachte, und, waren dieselben mit verschiedenen Thürmen, Mauern und Gräben versehen, so redete man von einem Kastell. „Jz (es) wizzet wol mine herren“, so heißt es in einer Predigt bei Wackernagel, „da man ain chafstel erziugen (schaffen) sol. da muret man umbe (um) ain uil ueste mure. unt tribet da innerhalbe uf ainen uil uesten tuorn (Thurm). die mure besetzt man mit den wahtaeren (Wächtern). den tuorn behaehet (behängt) man mit den schilten. unt mit geschuotze. unt mit ander flaht (Schlacht) gewaefen (Waffen). unt daz diu mure unt der tuorn defte baz (mehr) bewart si. so grebet man darumbe (darum) einen uil tiefen graben“.⁶ Ähnlich äußert sich Geiler in seiner Postille: „Das castell hatt ein mur mit einem hohen thurn. Wen (denn) nüt anders ist ein castell, weder (als) ein mur mit eim (einem) thurn. oder ein thurn der umbgeben ist mit einer muren.“⁷

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 122. — ² Ebendas. Bd. II. S. 154—155.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 68.

⁴ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 26.

⁵ *Iwein* v. Hartmann v. Aue, ed. Benecke u. Lachmann. 227. 240.

⁶ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 41.

⁷ Geiler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl IV. S. XVII. Pred. An unser lieben Frawen. Himelfart tag.

Unten im Thurm befand sich das Gefängnis, in das man die Gefangenen „warf und in stöcke legen hiez.“¹ Es scheint, als ob man ziemlich schnell solche Freiheits- oder ähnliche Strafen verhängte, denn Geiler beklagt sich: „So bald einer eim (einem) rars (Rats) herren, eim Ammeister², drytzeheuer (Mitglied des Kollegiums von dreizehn), oder fünfftzeheuer (Mitglied des Kollegiums von fünfzehn) übel redt, stracks würfft man jn in ein turn, uñ (und) fellet das urteil wider jn, das mā (man) jn under die schindbruckē (Schindbrücke) sol werffen, er muoffz wasser trincken. Und beschicht (geschicht) jm gnod (Gnade), so verbütet mā jm das lād“³ (Land). Zugleich gibt derselbe Prediger den Unterschied zwischen den deutschen und lombardischen Gefängnissen an. „Es woren nitt gefencknifz“, so sagt er von den Gefangenhäusern zur Zeit Johannis des Täufers, „als wir in tütchē lāden gefencknifz haben, do man einē in ein tuorn würfft, uñ darnach niemās zuo jm kūmen mag, funder worent (waren) vergetterte kercker, das man eins mocht dodurch sehen, uñ mit jm reden, uñ zuo uñ von gon weñ man wolt. Als noch hüt bytag man solliche kercker hatt in Lombardy, und man ouch des mols (damals) zuo Rom gehebt hett, do dañ vil heiliger marterer gefangen gelegen seind, die gemartert seind wordē.“⁴

Wurden die Häuser von den Bürgern und die Burgen von den Rittern bewohnt, so pflegten die Könige in einer „phalinze“⁵ (Palast) zu residieren. Namentlich letztere mögen so „luftige wonügen“⁶ gewesen sein, daß Tauler davon sagt: „So vil und so mancherley ist des wonders — an gezimmer uñ gebeüwe, und vil mancherley, d' man den zweiteil (die Hälfte) nit bedoerfft.“⁷ Solch „ein schloffz“⁸,

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 91. — ² Die höchste Würde in Straßburg; vgl. Fritsche Closeners *Strassburgische Chronik*, ed. Strobel, in d. *Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart*. 1843. Bd. I. S. 101: „Si (sc. die Straßburger) sazten ouch IIII meister nach der alten gewonheit, und einen ammanmeister, der ein houbet (Haupt) solte sîn der antwerke.“

³ Geiler von Keyserfzberg, *Poßill*. teyl II. S. XV. Pred. Am Sonnentag noch Inuocauit.

⁴ Ebendas. teyl I. S. IIII—V. Pred. Am dritten Sonnentag des Aduents.

⁵ W. Wackernagel, *Altdutsche Predigten und Gebete*. S. 6.

⁶ Joannis Taulery *Predig Uff eins heiligen Marters tag*. S. CCXXVI.

⁷ Derselbe, *Predig Am XX. Sontag nach Trinitatis*. S. CXXIII.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 4.

das auch castrum genannt ward — „nam improprie, heisset castrū, ein schloßz“¹ — war nämlich nicht nur mit zahlreichen Waffen geschmückt, sondern es waren auch große Wasserbassins und Springbrunnen darin angebracht. Lesen wir doch bei Geiler: „Defzgleichen machen sie schier ein halb Zeughaufz daraufz (sc. aus den „Luft-haewfern“), haben hin unnd wider an den Wenden viel langer Spießz, Hacken, Buechsen und schwerter hangen, alles allein zum bracht (Pracht) unnd hoffart. Darnach haben sie auch eygen Badtstuben, Weyher, See, Fischtroeg unnd springendt Brunnen in der Kuchen (Küche) oder im Saal, unnd in summa was sie nur erdencken moegen, so zu wolluft dienet, das bringen sie ohn alles dauren (Bedauern) zu wegen, unnd hencken alles darann so jhn (ihnen) jummer mueglich ist.“² Während aber der Palast die Winterwohnung der Könige war, bezogen dieselben im Sommer gern leichte Zelte oder Pavillons auf dem Lande. Von Bedeutung hierfür ist folgende Stelle aus einer Predigt bei Leyser: „Die kuonige haben den sitten daz si gerne gen uoz irm (ihrem) palase und sint in den paluonen (pavilio, Pavillon). als daz graz schone ist und di bluomen und aller hande cruot und wuorze (Wurzeln) richhende (riechend) sin in dem velde und in dem walde.“³

Bildeten Häuser, Burgen und Paläste die Wohnung der Laien, so gab es für die Mönche und Nonnen „klôster“⁴, wie denn Berthold „frouwen clôster und mannes clôster“⁵ erwähnt. Sie waren „in einem islîchen (jeglichen) bistuome, in ieglicher gegende“⁶ zu finden und so reichlich dotiert, daß Geiler ermahnt, über den Mönchen die Armen nicht zu vergessen: „Nitt heissz ich dich das stoffen (stopfen) in uns pfaffen un̄ münch, od' kloester, od' kirchē buwen (bauen), un̄ die armē menschē lon (lassen) verderbē, die do feind lebēdige stein, die man uffbuwē (aufbauen) solt, als uns gott gebottē hat.“⁷ Gewöhnlich befand sich bei dem Kloster ein „klôster-

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXIII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. — ² Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 53. — ³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 36.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 239. — ⁵ Derselbe, ed. Kling. S. 229. — ⁶ Derselbe, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 239.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. über das Euangelium an der Effchermitwoch.

hof“¹, um den ein „krûzeganc“² (Kreuzgang) herum lief, und im Inneren waren „zellen“³ für die Bewohner eingerichtet. In diesen Zellen stellten die Nonnen soviel Hausrat auf, daß Geiler verlangt: „Sie sollē haben ein gemeyn (gemeinsam) gewandkamer, nit dz ein yegliche ir zel (Zelle) vol hufzrats hab un̄ dariñ sitz als ein lufz im grind.“⁴ Ähnlich wie die Zellen der Mönche waren auch die Hütten, in denen die Einsiedler ihr Leben verbrachten, eingerichtet. So erzählt Hermann von Fritslar von St. Antonius, der nach St. Paulus der erste Einsiedler war: „Dô machte her (er) ein hûsichîn (Häuschen) verre (fern) von den lûten (Leuten), und grup ein grap in sîner zellen, alse (als) der klûsenêr (Klausner) gewonheit ist, daz si gedenken sullen alle tage daz si sterben sullen.“⁵

Von allen diesen Wohnungen wird nun in hygienischer Beziehung gefordert, daß sie in ihren sämtlichen Teilen gut und gehörig gebaut seien. „Ein guot hufz“, sagt Geiler, „dz do ein guot hufz heiffzet, do sol nitt allein die stub guot sein, funder ouch der off (Ofen), die fenster, und dz tach, der keyller (Keller), un̄ das pfûlmēt (Fundament) und alles das zuo einem guoten hufz gehoert. Denn weñ ein hufz guot ist, un̄ aber ein boesen keyller od’ offen hatt, so spricht man. Es wer ein guot hufz, wenn der keyller und der off guot wer. Zuom aller mynsten (mindesten) ist genuog zuo eim boesen hufz, dz nûmen (nur) ein stuck boefz sey.“⁶ Weiterhin soll Reinlichkeit in demselben herrschen. Deshalb sind „winkel und vinstere löcher“⁷ zu tadeln, und es soll nicht erst bei festlichen Gelegenheiten geschehen, was eine Predigt bei Leyser angibt: „Queme (käme) ein kuonik (König) oder ein ander grozer herre zu uns — ein igelich (jeglicher) mensche machete fin huos (Haus) schone (schön) und reine und strieche abe daz spynebeth (Spinnewebe) und daz hor (Schmutz)

¹ *Marienlegenden*. Stuttgart 1846. 17, 1.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 239

³ Ebendas. Bd. I. S. 100.

⁴ Geyler von Keyfersperg, *Der hufz im pfeffer, die neünd eygētschaft des haefzkins*.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 60.

⁶ Geyler von Keyfersperg, *Postill*. teyl II. S. XI. Pred. Am Freytag vor Inuocaut.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 77.

von der thale (Diele). area. caf (Kaff, Getreidelhülse). und fteyne und ftoub (Staub) daz tete er hin“¹ (weg). Sehr ausführlich aber äußert sich über die Hygiene der Wohnung Gottschalk Hollen, einer der Hauptvertreter des rationalistischen Nützlichkeitsprinzips unter den Homileten des 15. Jahrhunderts. In einem seiner Sermones super epistolas dominicas sagt er: Ein Haus baut man zu verschiedenen Zwecken, um sich gegen die Witterung zu schützen und um Leben und Gesundheit zu erhalten. Damit dieser Zweck erreicht werde, hat man aber mancherlei zu beobachten. So muß man sein Haus nicht in Thälern, sondern der besseren Luft wegen auf freigelegenen Höhen erbauen, und ebenso darf reines Trinkwasser in der Nähe desselben nicht fehlen. Thüren und Fenster sollen nach Norden gerichtet sein, weil der Nordwind gesunder als der feuchte Südwind ist. Gemüse- und Obstgärten um das Haus sind empfehlenswert, weil sich damit nicht nur Gelegenheit zu Spaziergängen bietet, sondern durch ihren Anblick auch die Seele erheitert wird. Endlich muß man auch auf die Nachbarschaft achten und um des Geräusches willen nicht an die öffentliche Strafse oder neben eine Mühle oder Schmiede bauen. Andererseits ist man aber auch dem Nachbarn gewisse Rücksichten schuldig; denn viele sündigen, indem sie denselben den Platz wegnehmen und ihnen das Licht und die Luft verbauen.²

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 40.

² R. Cruel a. a. O. S. 507.

III. Kapitel.

Die Prostitution und Unsittlichkeit.

Bei unseren bisherigen Erörterungen haben wir bereits mehrfach gezeigt, wie sehr unsere Prediger den Luxus, sei es im Essen und Trinken, sei es in der Kleidung, verwerfen. Ein wichtiger Grund hierfür ist ihnen unter anderem auch die Erfahrung, daß jede Art der Üppigkeit einen starken Anlaß zur Sinnlichkeit gibt und so leicht sexuelle Excesse herbeiführt. In der That ließe die Sittlichkeit des nicht selten üppigen Mittelalters denn auch recht viel zu wünschen übrig, wie dies sofort erhellen wird, wenn wir zunächst auf das Prostitutionswesen näher eingehen. Demselben dienten besondere „huorenn hüfer“¹, auch „offene hüser“², „frawen hüfer“³ oder „offne frawehüfer“⁴ genannt. Es scheint, als ob sie meist in der Nähe des Stadtgrabens lagen, da Berthold die Prostituierten als die „boesen hiute uf dem graben“⁵ oder „die boesen hiute, die

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag. Derselbe, *Der hafz im pfeffer, die neünd eygēschafft des haefzclins.*

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 327. Bd. II. S. 190.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. Ebendas. teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag.

⁴ Derselbe, *Der hafz im pfeffer, die dreyzehē eygēschafft des haefzclins.*

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 110.

ûf dem graben gënt“¹ (gehen), bezeichnet. Doch gab es sicher auch anderswo „Huren winckel“² und „plaetze do man spyl macht von huorenwerck.“³ Auf die verschiedenste Weise suchten „die gemeynē dirnē“⁴ hierhin die Männer zu locken, wie wir denn von einer solchen, Namens Maria, lesen: „Die selbe was ockert (eben) ein gemeine wip allen den die ir bosheit mit ir wolden triben. und die iz (es) ungerne taten die notiegete sie dar zu.“⁵ Dies Nötigen geschah, indem sich die Mädchen nicht nur auf das schönste schminkten⁶ und mit Bändern behingen⁷, sondern auch sonst in einer Weise putzten, daß sie den vornehmen Frauen nicht im geringsten nachstanden. Interessant ist in dieser Beziehung eine Äußerung des Grafen Eberhard von Württemberg, welche Geiler mitteilt: „Zwueschen edlen wybren und huoren, do ist kein underfcheid d' kleyder halb, hort ich eineft von groff Eberhartē von Wuerttemberg. Entweders unfzer frawē (sprach er) habend es gelert von den huoren, od' aber die huorē habē es gelert vō unfzeren frawē. den fye gond (gehen) gleich.“⁸ Aber auch sonst gab es Anziehendes in den öffentlichen Häusern genug, denn es wurde dort geschmaust und gespielt, gesprungen und getanzt. Geiler bezeichnet ein Frauenhaus als ein solches, „do man leckery in tribt unnd spilt“⁹, und ein andermal sagt er, indem er das Verhalten des Volkes bei den Kirchweihen tadelt: „Sollich plitzenn (blitzen, sich schnell bewegen), gumpen (tanzen) unnd füllenn gehoert in die huorenn hüfer.“¹⁰

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß gar viele „den huoren noch lieffen“¹¹ und „Huren winckel fuchten“¹² und daß

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 207, S. 231 u. S. 415.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 44.

³ Derselbe, *Poftill*. teyl I. S. XXII. Pred. Am ersten Sonnentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

⁴ Ebendas. teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag.

⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 102.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 207. — ⁷ Derselbe. Bd. I. S. 415.

⁸ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill*. teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag.

⁹ Ebendas. teyl II. S. LXXX. Pred. Am Montag noch Letare.

¹⁰ Ebendas. teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag. — ¹¹ Ebendas. teyl III. S. LXVIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis. — ¹² Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 44.

Berthold von den puellis publicis sagen konnte: „Ir tiuuele, daz sint ouch eine iuwer (eurer) diener, die liebsten eine, die ir habt, wan (denn) sie gebent iu (euch) eteliches tages fünf sêle oder zehen oder zweinzic.“¹ Ja, er redet von solchen, die „in einem offenen hûse sitzent, dâ hundert zuo in (ihnen) gênt“² (gehen), oder „die dem tinvel alle tage manic tûsent sêle antwurent (überantworten), ie diu (jede) sêle umb einen helbelinc (halber Pfennig) oder einen pfenninc.“³ Zu denjenigen, welche die Bordelle aufsuchten, gehörten sogar nicht selten die Priester und Mönche. Wenigstens bestimmte die Stadt Nördlingen im Jahre 1472, daß die Geistlichen jene Häuser bei Tage betreten und nur nicht die Nacht in denselben zubringen durften.⁴ Eine besondere Versuchung, in die Bordelle zu gehen, mochte auch in dem geringen Lohne liegen, den die öffentlichen Dirnen für ihr Gewerbe empfangen. Als ein derartiger Lohn wurde schon erst „ein helbelinc oder ein pfenninc“ angeführt. Berthold erwähnt die gleiche Summe noch oft⁵, oder er klagt, daß die Prostituierten „ie die (jede) sêle ze hallern (Heller) gebent.“⁶

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß unsere Prediger, wie auch späterhin Luther⁷, diese Verbreitung und öffentliche Duldung der Unzucht mit allen Kräften bekämpfen. Die feilen Dirnen werden als „buebiñen“⁸ von ihnen gebrandmarkt. „Vi, unflât!“⁹, so rufen sie über dieselben aus, oder sie erinnern sie an das Schriftwort: „Maledictus qui accipit munera ut percuciat animam innocentum —, Verfluochet sîn die pfenninge darumbe nement, daz sie einem andern menschen sîn sêle ermordent“.¹⁰ Sie charakterisieren sie ferner als „jegerinne des leidigen tiuvels“¹¹, als „des tiuvels vorboten und

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 148—149.

² Derselbe. Bd. I. S. 327. — ³ Derselbe. Bd. I. S. 207.

⁴ Hüllmann, *Städtewesen des Mittelalters*. Bd. IV. S. 262.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 207. Bd. II. S. 219.

⁶ Derselbe. Bd. II. S. 110.

⁷ Luther zog schon 1520 in seinem *Sermon von guten Werken* und in seiner *Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation* gegen die Prostitution zu Felde.

⁸ Geyler von Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer, die dreyzehed eygeschaft des haeszlinz*. — ⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 219. —

¹⁰ Ebendas. — ¹¹ Ebendas. Bd. I. S. 207. Bd. II. S. 110.

des tiuvels korder“¹ (Lockspeise) und nennen sie „diu gemeinen frönwelîn, sie heizent aber niht fröuwelîn, wan (denn) sie habent frouwennamen verlorn und wir heizen sie die boesen hiute ûf dem graben, wan sie nement ouch gote etelîches tages vil sêle und gebent sie dem tiuvele, daz ir niemer mêr rât wirt.“² Berthold macht namentlich noch darauf aufmerksam, daß sie auch ihren eigenen Leib durch ihr Gewerbe zu Grunde richten. „Wê dînem libe unde dîner sêle!“³, so hält er ihnen vor, und um ihres wüsten Treibens willen meint er von ihnen: „Nû seht ir wol, daz sie niemer guoten tac gelebent, als billich ist.“⁴ So sind sie denn nach fünf oder zehn Jahren kaum noch einem Menschen ähnlich: „Daz tribent sie fünf oder zehen jâr, und alle die wîle und (die ganze Zeit, daß) sie einem menschen gelîch ist.“⁵

Auch von der Prostitution abgesehen, war der aufserheliche Verkehr der beiden Geschlechter sehr häufig. Berthold bezeichnet denselben als „unê (Konkubinat), dâ ein lediger man ein ledigez wîp hât“⁶, oder er sagt davon: „Ez heizet daz unkiusche, daz die nescher unde die nescherin naschent von einem ze dem andern, als daz vihe“⁷, wie dies oft bei Ledigen der Fall sei. War doch die angeborene, von allen Zeugen gerühmte Keuschheit der alten Germanen⁸ längst verloren gegangen und an deren Stelle eine weit verbreitete sittliche Laxheit getreten. Berthold weiß nicht oft genug zu klagen, in wie grofse Kreise die Unzucht eingedrungen sei. „Diu ander sünde ist eht (eben) unkiusche“, äufsert er. „Dâ mit ÿvert vil nâhe (beinahe) alliu diu werlt (Welt) zuo der hellen“⁹

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 110. — ² Ebendas. Bd. II. S. 148. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 207. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 231. — ⁵ Ebendas. Bd. II. S. 149. — ⁶ Ebendas. Bd. II. S. 69. — ⁷ Ebendas. Bd. I. S. 106.

⁸ Qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem: hoc ali staturam, ali hoc vires nervosque confirmari putant. Intra annum vero vicesimum feminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus, Caesar, *de bell. gall.* lib. VI. cap. 21. Quamquam severa illic matrimonia: nec ullam morum partem magis laudaveris, Tacitus, *de Germ.* cap. XVIII. Nemo enim illic vitia ridet: nec, conrumpere et conrumpi, saeculum vocatur, Ibid. cap. XIX. Sera juvenum Venus; eoque inexhausta pubertas. nec virgines festinantur; eadem juvenita, similis proceritas. pares validaeque miscentur, ac robora parentum liberi referunt, Ibid. cap. XX.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 82.

(Hölle); „wan (denn) der (derer) ist sô vil die mit der unê eht unbegênt (umgehen) unde dem fleische sinen willen lânt!“¹ (lassen) „und ist halt als (so) gewonlich diu selbe sünde und als gemeine worden, daz ir (ihrer) nû nieman ahtet (achtet) und niht danne ein gespötte ist.“² „Der selben untugende ist alse (so) vil worden“, wiederholt er, „daz man drûffe niht ahten (achten) wil unde daz der (derer) gar lützel (wenig) ist, die sich ir (ihrer) schamen wellent“³ (wollen), oder er erklärt, „daz man lützel (nicht) iendert (irgend) dehein (ein) hûs vindet, daz vor den selben sünden gar reine sî.“⁴

Wie leicht begreiflich, waren es vor allem die jungen Leute, welche sich der Unzucht ergaben. Berthold bemerkt hierüber: „Unde dâ von habent die tiuvel den jungen liuten den stric geleit (gelegt) der unkiusche, wan (denn) in (ihnen) verlocket daz herze dar nâch und in stêt der muot nâch deheiner (keiner) sünde sô sêre sô (als) nâch der unkiusche“⁵, ja, er redet die Jugend an: „Nû seht, ir jungen liute, dâ ist kein sünde iuwer (eurer) natûre sô gelîch. — Seht alsô sît (seid) ir, jungen liute, heizer natûre, als ouch (auch) diu selbe sünde.“⁶ Sehr anschaulich schildert Geiler, wie viel Mühe es die jungen Männer sich kosten lassen, um zu ihrem Ziele zu gelangen: „Deñ will der unkufsch fleischlich luft überkūmen, er muoffz umblouffen uñ grofz arbeit dorūm haben, ee es jm würt. Er muoffz dē meytlin (Mägdlein) zuom dickren (öfteren) mol mit der luten (Laute) hofferen im winter so es schnyhet uñ vaft (sehr) kalt ist jn moecht frieren das er zankleppert, uñ gerotet jm ebē als schier nit als es jm gerottet, würt jm ettweñ (bisweilen) kūm zuofehen. Ich will geschwigen des unglücks dz fye haben umb das hertz, küffent dē ring zuonacht an d' thuorē, uñ schloffent nüt, uñ moegen nüt effen.“⁷ Hören wir hier von einem solchen, der einem Mädchen nachstellt, so ist an einer anderen Stelle von jungen Gesellen die Rede, welche „gedencken, wie fye die und die fraw überkemen“⁸

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 469. — ² Ebendas. Bd. I. S. 82. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 105. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 469. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 480. — ⁶ Ebendas. Bd. II. S. 139.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXV. Pred. An dem Neünden sonnntag noch Trinitatis. — ⁸ Ebendas. teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnntag noch Trinitatis.

und, sobald sie dieselbe gewonnen haben, enttäuscht von ihr sind: „Ihr fehen wol, menger (mancher) waenet, er wer felig, moecht jm nūmen (nur) die fraw werdē. Er schetzt es grofz, wann fye ist jm nit gegenwürtig. Dorumb so loufft er ir noch und hatt vil unglücks umb das hertz, ee er fye überkumt. Und weñ er ir ein halb jor ettwenn (bisweilen) nochgelouffen ist, und hat den ring an der thueren zuo nacht kuffet, uñ hatt ir hoffiert mit der luten (Laute), und das noch groffer arbeit angst und not, jm hinden noch (hinterher) schon gelingt, das fye jm würt, so spricht er. Ist es nit me (mehr) dan (als) das? Also ist es nitt halber also vil, als es was, ee er fye überkam.“¹

Von den jungen Männern, „die einer megede (Jungfrau) ir magettuom (Jungfernschaft) dā nement“², werden vor allem die Knechte genannt. Berthold sagt von der „mortlichen (mörderischen) axt“ der Unkeuschheit: „Dā wirt gar vil — knechte und junger liute mit ermordet in den ewigen tōt.“³ Nicht besser als um die Knechte war es auch um die jungen, oft nur halb erwachsenen Söhne des Hauses bestellt. „Wan (denn) daz aller êrste ûz der schaln (Schale) shufet (schlüpft), daz bewillet sich (zeigt sich willig) nū mit der selben sūnde: — die knechte unde die sūne — sint alles nescher.“⁴ Insbesondere ermahnt Berthold die Mütter, ihre Töchter vor den jungen Studenten zu hüten: „Wan diu schüelerlīn wartent vil eben wanne ir ûz gêt, daz sie iuwer (euer) kint verräten.“⁵ Überhaupt scheint es wenig Männer gegeben zu haben, die noch unbefleckt in die Ehe eintraten: „Wan ez verdienet maniger in der jugende mit sīnem genesche und sô er zuo der ê (Ehe) kumt, daz in sīn hūs-frouwe niemer else wertlichen (achtungswert) gehandelt hât, als er gerne saehe; wan sie kom im reinechlichen zuo, sô hât er sich dicke (oft) verunreinet, sô hie, sô dâ, und waenet daz er gote und sīner reinen hūsfrouwen als (so) genaeme sī als er sīn niht tuot.“⁶ Ja,

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. XXVI. Pred. An dem heyligen Pfingsttag.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 205.

³ Ebendas. Bd. II. S. 69. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 82.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 470.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 141.

Berthold ist der Ansicht: „Die jungen liute die hebent alle mit der unê (Konkubinat) an zno dem êrsten. Und der (derer) ist vil und vil, wunder und wunder, ir tiuvele, die alle zem êrsten in iuwern (euren) dienest vallent mit der selben sünde und iemer mêr (immerfort) dar innen blibent.“¹ Vielfach wurde auch noch kurz vor der Verheiratung der eheliche Verkehr anticipiert, wovon Geiler sagt: „So man will ein Ee machen, so beruofft man die guotten fründ haerzno, und die nochburen. und der pfaff im dorff muoffz auch dobey sein. — Aber vor der kirchen würt erst bestaetiget die Ee, durch das jnsegnê des priesters. Und aber ee die Ee gemacht würt, so ligent fye ettweñ (bisweilen) zuofamē, das ist vor nnd ee fye zuo kirchen mit einander gangen seind. Unnd das solt nitt sein. wenn (denn) do haer kumpt, das es so selten wolgerotet.“² Zum Teil lag die Ursache hiervon darin, daß es früher der kirchlichen Einsegnung nicht bedurfte, damit eine Ehe gültig sei, sondern daß bestimmte symbolische Handlungen dazu genügten.³

Aber auch „ein alter stecke (Stecken), ein alter schedel“ wurde oft genug noch „mit unkiusche gevâhen“⁴ (gefangen). Berthold sagt von der letzteren: „Nû seht, welch ein schelklich (böartig) strik unde schedelich er in (ench) jungen liuten ist! wan (denn) er ist sunderliche der jungen liute. Ist nû iendert dekein (irgend ein) alter schedel, der sich in den selben strik bestrûchet (verstrauchelt) hât mit altnüeden beinen, der ist sô gar der tiuvel gespöte und wirt sô gar ze laster unde ze schanden, nû des êrsten an der sêle und an dem jungesten suontage (Sühnetag) an lîbe und an sêle.“⁵ Ebenso warnt Geiler die Eltern um ihrer Töchter willen noch mehr, als vor den jungen Knechten vor den alten Reitern und Schälken: „Und wenn üwere (eure) knecht mit uch (euch) an die predigen (Predigt) gond (gehen), so stellent fye vor üwer (euer)

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 151.

² Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XCVI. Pred. Am Zwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

³ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften.* Bd. I. S. 32—33.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 413.

angeficht, das fye nit moegent von uch (euch) wychen, und gefattent jnen nit, das fye widerumb heym gond. denn fye gond leckeryen (Unsittlichkeiten) noch, und gefchenden uch üwere toechter wie iung fye feind, die wil (während) ir predigen hoeren. Befinder (besonders) thuond das ettwenn (bisweilen) die alten rüter un̄ ſchelck, die XL jor alt feind. wann fye feind frevel (frech) und onſchamhafftig, und dovon iſt den ſelben alten ſchelcken minder zuo getruwen (trauen), dann (als) einem iungen der do XVI oder XVIII jor alt iſt. Solliche buoben ſolt man ſchwemmen. Seyen (ſeid) gewarnet. ich kan uch nit me ſagen, daß ich red ufz keim (keinem) bocks horn.“¹ Derſelbe Geiler gibt auch an, wie eine ehrbare Frau ſich verhalten ſoll, wenn ein älterer Mann ihr unſittliche Anträge macht: „Redt ein witziger man mit einer frawē umb dz kappē gelt (Mantelgeld), ſie ſpricht ſtracks zuo im (iſt ſie achter from̄) Alter narr laß mich darvon.“² Inſondere wird über die Unkeuſchheit der Witwer Klage geführt, „die dā naſchent ſam (wie) daz vihe, ſô ſin gemechede (Ehegemahl) ſtirbet. — Wan (denn) ez erbitet (wartet) etelicher (mancher) kûme hinz (bis) ir drîzigſter (dreißigſter Tag nach dem Tode) vergêt oder vil lîhte (vielleicht) ir ſibender: ſô gêt er ie ſâ einer zuo der andern.“³

Schon oft aufgefallen iſt die Unbefangenheit und Schonungsloſigkeit, mit der die Prediger die ſittlichen Mängel des eigenen Standes darlegen. Tauler bemerkt, daß die Klausner und Kloſterleute ihre Gedanken ſo oft in der Welt umherſchweifen laſſen und auf dieſe Weiſe ſich leicht einem unmoralischen Wandel ergeben: „Aber wie wol dz etlich mēſchē ingeſchloffen ſeind in klaufen un̄ in kloeftern, ſo iſt doch ir hertz und ir gemuet ſo weit ufzgeſpreit (zerſtreut), und umbſchweiffend in die welt, und in die manigfeltigkeyt zergengklicher ſachē, und herwiderüb findt mā etlich die an eym (einem) offen iarmareckt geend (da doch allerhand kanffmāſchafft un̄ vil manigfeltigkeit iſt) un̄ dannocht ir hertz un̄ lynn ſo gar in-

¹ Geyler von Keyſerſzberg, *Poſtill.* teyl III. S. XXXI. Pred. An dem heyiligen Pfingſtag.

² Derſelbe, *Von den ſyben ſchwertern, das ſybtent ſchwert.*

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 188.

geschloffen un̄ verhuet seind, dz nit ein kleins ding von allem difem gewerb fy ires inwēdigē frydes entfetzt, noch jn (ihnen) etwas schaden mag, unnd dise heyffent vil billicher kloesterleüt, der (deren) hertz un̄ muot also gar in got vereinigt ist, dan̄ (als) ihene, die mit iren synnē un̄ gedanchē so gar zerftroeüwet seind, das fy nit ein ave maria lang ir hertz bey einand' behabē moegē, wie wol fy die klostermurē um̄schliessent.“¹ Die Folge dieses Wohlgefallens an weltlichen Dingen ist, was Geiler hervorhebt, das eine jede Ehrbarkeit bei den Mönchen verloren gegangen sei: Klosterleute „und Münch, das seind eerliche nāmen. Man kan fye nit eerlicher nennē. — Nonnus heißt ein Münch. Aber yetzendan seind es schandtliche nammen, als wir meynen. Von keiner erberkeit wissen wir mee (mehr). dozuo ist es kumen.“² Inwiefern aber die Ehrbarkeit in den Mönchskreisen aufgehört habe, darüber spricht derselbe Prediger sich mit dem grōßten Freimute aus: „Die man̄ cloester, die ir offen heiffē, es seind nit cloester, es seind huorhüser.“³

Nicht besser als um die Mönche war es um die Priester in sittlicher Beziehung bestellt. Schon Pseudo-Albertus, ein Prediger des vierzehnten Jahrhunderts, klagt über das überhandnehmende moralische Verderben des Klerus.⁴ Ebenso sagt Geiler von dem Schwerte der Unkeuschheit: „Es schlecht (schlägt) — priester, geistlich personē, un̄ underthon, schont nyemāts.“⁵ So verbreitet war diese Sünde unter dem geistlichen Stande, das er über die Pfarrer urteilt: „Wer kein metz hatt, der ist yetzt from̄ gehaltē, er sey ioch wie geytig (habgierig) er woell.“⁶ Ja, nach ihm ist der moralische Zustand der Pfaffen oft schlimmer als derjenige ihrer Gemeindeglieder: „Gemeynlich seind fye groeffer buobē weder (als) ire underthon in beyden staetē (Ständen). Was der gemeyn man strycht, das huffent fye. Hat der gemeyn man ein huor, so hatt ein solicher

¹ Joannis Taulery, *Predig Uff die kirchwyhe*. S. CCXL.

² Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl IV. S. XXI. Pred. An des heyligen apostel sanct Matheus tag. — ³ Derselbe, *Die Emeis*. S. XV.

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 435.

⁵ Geyler vō Keyserfperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwert*.

⁶ Derselbe, *Postill*. teyl IV. S. XXIII. Pred. An des heyligen apostel sanct Matheus tag.

wol drey oder fyer.“¹ Denselben Gedanken begegnen wir auch bei Tanler mit etwas anderen Worten: „Du solt des ficher sein dz fy dafz nit hilfft noch behuet dz fy priester sind, wañ die priesterschafft macht fy nit besser noch heiliger (ach nein) —. Aber dein leben mag wol besser sein dann ir leben.“² Dabei war es besonders bedauerlich, dafs, während der Laie um seiner Unsittlichkeit willen vom Abendmahl ausgeschlossen ward, dem Priester das gleiche Verhalten völlig ungestraft hinging: „Ein leyg, der got (geht) nūmen (nur) ein mol in jor zuo dem sacrament, und das verbiitet man jm, umb der metzen willen. und sein oberer, der priester, hatt alle tag messz, god alle tag (also zuoreden) zuom sacrament, unnd hatt nit allein eine, funder zwo oder drey metzen, uñ do wider redt nyeman, weder bischoff noch bader (Pater), noch seine amptleüt.“³ Geiler gibt auch den Grund an, warum die Amtleute zu der Unkeuschheit des Geistlichen schweigen: „Worumb? Dorumb. Der richter hett villichter selbs ein metz zuo hufz fitzen, die er zücht. Der procurator hatt auch eine. Und der Fiscal auch eine, uñ der büttel, der den armen anzücht (beschuldigt), auch eine, und feind all buoben, und wellend (wollen) einen kleinen buoben stroffen.“⁴ Überhaupt waren die bischöflichen Hofhaltungen ganz besonders ein Sitz ausschweifenden Lebens, und die gelehrten Baccalaureen, wie die Bischöfe selbst, gingen hier mit verwerflichem Beispiel voran. „Man schickt uns“ Geistlichen, so äufsert wiederum Geiler, „den wein in den keller, und dz korn in denn kafen —, Darüb das wir unsers dinges soellen warten, gottes dienst volbringen uñ was uns zuoftott (zusteht) nit gibt mā es uns, das wir drey oder fier huoren an dem barren haben zeziehen, als da thuon die stoltzen Baccalarien an den bischoffs hoeffen, uñ feind die bischoff mit dem selben volck umbhengt, als ein Jacobs bruoder mit muoschlen, das sol nüt.“⁵

In der Regel lebten die Priester mit ihren Zuhälterinnen

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XXXVI. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

² Joannis Taulery *Predig Uff unsers herren fronleichnamstag.* S. CCIII.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LIIII. Pred. An dem Fyerdten sonnentag noch Trinitatis. — ⁴ Ebendas.

⁵ Geiler vō Keiserfperg, *Die Emeis.* S. IX.

geradezu in wilder Ehe und zeugten Kinder mit ihnen. Der um 1245 verstorbene Cäsarius von Heisterbach bezeugt dies, wenn er von einem Mönche erzählt, daß er sein Kloster verließ, ein Pfarramt antrat und eine Konkubine ins Haus nahm, „wie es bei vielen Sitte ist.“¹ Ein andermal redet er von „den Konkubinen der Priester, wie sie leider heut zu Tage viele ohne Scheu bei sich halten.“² Bezeichnend ist auch, was er über die Gewohnheit der ehrbaren Frauen in einem gewissen Kirchspiel mitteilt. Sobald der Pfarrer desselben sonntags die Kanzel bestieg, nötigten sie, um ihn zu beschämen, seine Konkubine mit erheuchelter Ehrfurcht, vor ihnen zu stehen, damit er sie sehe.³ Nicht weniger offen spricht Berthold von den Pfäffinnen oder Weibern der Pfaffen und von den Kindern, welche die letzteren von diesen besitzen. Als er einmal predigt, daß die Beichtväter verschwiegen sein sollen, läßt er einen Hörer einwerfen: „Bruoder Berhtolt, ich hân (habe) gehôrt, daz etelîche pfaffen die bihte (Beichte) sagen ir (ihren) wîben“⁴ (Weibern). Er setzt aber gleich hinzu: „Des geloube ich niht“ und urteilt über einen solchen, der es dennoch thäte: „man solte in vermûren, daz er niemer mensche noch tageslieht (Tageslicht) gesaehe.“⁵ In einer anderen Predigt verbietet er: Du sollst nicht zur Ehe nehmen deines Paten Kind, der dich aus der Taufe gehoben hat, es sei Laie oder Priester, woran er in dramatischer Weise folgenden Dialog anknüpft: „Bruoder Berhtolt, nû fürhte ich mir.“ Jâ wes fürhtest dû nû? „Dâ hân (habe) ich des pfaffen kint, der mîn pfarrer dâ ist.“ Hât er dich eht (eben) niht getoufet noch erhaben (gehoben) ûz dem toufe? „Nein er! wan (denn) er was dannoch niendert (damals noch nicht) ûf der pfarre.“ Sô gesegen dir sie got! dînes pfarrers kint maht (magst) dû wol nemen, ez sî sîn sun (Sohn) oder sîn tochter.“⁶ Hierher gehören auch die Anklagen, welche in polemischen Auslassungen von Ordensleuten besonders gegen die Dorfpfarrer erhoben werden, daß sie in wilder Ehe lebten und nur für ihre Konkubinen und Kinder sorgten.⁷ Ein nicht weiter

¹ R. Cruel a. a. O. S. 269. — ² Ebendas. — ³ Ebendas. S. 270.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 351. — ⁵ Ebendas.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 313—314.

⁷ R. Cruel a. a. O. S. 645.

bekannter Landpriester der Diöcese Meißen verteidigt sich und seine Genossen freilich gegen diesen Vorwurf, indem er in seiner *Epistola de miseria curatorum* vom Jahre 1439 schreibt: „Dies und alle anderen üblen Folgen hat der Pfarrer der willkürlichen Aufhebung der Priesterehe zu verdanken, und doch gestatten die Bischöfe allwärts das Konkubinat gegen eine bestimmte Abgabe und sanktionieren es gleichsam, indem sie diese Steuer auch von denen erheben, welche ihre eigne Schwester oder Mutter zur Haushälterin haben.“¹ Scheute sich ausnahmsweise ein Priester, eine Konkubine in seiner Pfarre zu haben, so mietete er sie wohl bei anderen Leuten ein. Daher versichert Berthold einem Hauseigentümer: „Ist dîn hûs mit rehte (Recht) gewonnen, dennoch mac dîn hûs ûzsetzic (aussätzig) sîn, daz ist aber aller meiste armer liute hiuser, die wizzentlich unrehtez volc hânt (haben) in ir (ihren) hiusern, als die einem pfaffen sîn wîp behaltent durch ein wênic nutz.“²

Trotzdem die Priester meistens im Konkubinat lebten, suchten sie dennoch hier und da junge Frauen zu verführen. Geiler deutet dies an, wenn er von den Beichtvätern, den Leutpriestern und Pfarrern sagt: „Es seind etwan die iungen frawē die alte mañ hōd, zuo denē gond (gehen) die selbē vaetter gern heim in die heüfer, sagē un ratē inē, un schreybē in (ihnen) ein buechlin.“³ Ähnliches thaten auch wohl die höheren Geistlichen, und so konnte es vorkommen, daß „ein oberer ein eebrecher strofft, unnd er selbs ein eebrecher ift.“⁴ Sogar von Kohabitation mit geweihten Nonnen und von Blutschande ist bei Priestern einmal die Rede. In einer Predigt bei Wackernagel heisst es hierüber: „Alfo ift es ouch umb den priester. Swie (wie) blind swie hofroht (bucklicht). und swie krumb

¹ R. Cruel a. a. O. S. 646. Auch bei den lutherischen Geistlichen kehren bei den ersten kursächsischen Kirchenvisitationen im Jahre 1528 immer und immer die bekannten Köchinnen wieder; vgl. Burkhardt, *Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen*. Leipzig 1879.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 120.

³ Geiler von Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer, die zwoclt eygētschaft des haczlins*.

⁴ Derselbe, *Poßill*. teyl III. S. LII. Pred. Am Fyerdten sonnntag noch Trinitatis.

(verkehrt) er si an sinem leben mit den sünden. so ist doch sin ampt schoen. und luter (lauter). und raine. — Und daz wisse ain ieglich mentsch. daz ain priester bi ainer gewihten nunnen waer gelegen. oder bi finer swester, oder bi finer muoter. der mentsch sol den priester nit bitten ze singenn. Singt aber der priester des tages messe. So solt du daz geloben (glauben) daz er riuw habe. und solt sin messe als (so) gern hoeren. als ob sant peter da fungi.“¹ Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß eine Leysersche Predigt die Geistlichen nicht Hirten, sondern Wölfe der Christenheit nennt: „Die vuorsten (Fürsten). pebiste. cardinale. bischolue. apte. probiste erzpriestere. pherrere. und aller hande prelaten. geistlich und werltlich. di die cristenheit solden bewarn und hirten soldin sin ober die schaf unfers herrin ihesu cristi. die sin wolue.“² Dementsprechend redet auch Berthold davon, „swie (wie) vil priester ze helle (Hölle) si —. Man vindet ouch bischove dâ und ebbete und prôbeste, die vindet man alle ze helle“³, wogegen Geiler hervorhebt, daß es doch auch noch rühmliche Ausnahmen unter den Geistlichen gebe: „Darumb, daz ein pfaff unrecht thut, darumb seind si nit alle schelk. Noch seind sie es nicht allesamen, darumb so lug, was du urteilest, man findet noch vil frummer obern.“⁴ Die große Masse freilich hält auch er für sittlich verkommen, indem er zugleich angibt, wer die Schuld an diesem traurigen Zustande trage. Es sind die Laien, insbesondere die adligen Kirchenpatrone, welche keine besseren Pfarrer haben wollen: „Weñ esel, stalbuoben, kutzenftricher (die den Huren nachstreichen), unerber leüt, lecker (sittenlose Menschen) unnd buben, sollich leycht volck dinget man yetz, un findent gar bald ein (einen) conductor der sye dingt. denen frogt man noch. Aber die erbern dingt man nit. weñ (denn) nieman frogt vō d' leer, deñ allein, ist er ein guot gefel, un ein guotter boßz (Bube)? Do werdēt deñ Byfchoeff ufz, un Cardinel, un werdent jnen dorzuo die aller feiffeften

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 80—81; vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 531.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 109.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 41—42.

⁴ Geiler bei H. Rinn a. a. O. S. 11.

pfruondē. Den die pfruondē habē zuoverlyhē als die edlē, die selbē stellēt yetz noch follichē leychtē leütē. Ey sprechent sye, er kan wol predigē, un̄ die sacramentē darreichē, was darff es wytters? So doch ein follicher bazz (recht wohl) kan im brett (Schachbrett) spylē, un̄ den habich bereittē, un̄ birffzē un̄ beitzē. Diffe pfaffen dingt mā. Also gots yetz in d' welt. Mā darff aber dē pfaffē die schuld nitt geben. dann ir leigen wellen (wollt) follich pfaffen haben.“¹ Was insbesondere den Pabst, die Kardinäle und Bischöfe anlangt, so werden ihre Stellen durch nichts anderes als durch Kauf und Bestechung gewonnen: „Do ist kein vernunft nitt, weder in dem Bobst, noch in den Cardinaelen, noch in den Bischoeffen. Wie kumpt es sprichst du? Es kumpt also, und ist davon. Wenn (denn) das Bobstumb unnd Bischtumb, un̄ die pfrunden, und der plunder, dz würt yetzendan (jetzt) ufzgeteilt durch Simon, das ist durch Simony. Dann Petrus ist fischen gangen. Nit teilet mans ufz noch wyfzheit, dz man frog, ob ein obrer gelert oder ungelert sey, frum̄ oder unfrum̄, oder ob er wyfz sey. Nein überal nit, nit ein tropffen. Sunder allein noch Simony. Wann (denn) denen, die die selben bestechen, denen werdent die pfruondē, die werdenn dem volck fürgesetzt. und also dem noch macht man yetzendan Baebst, Cardinael, und Bischoeff.“²

Aufser der Unsittlichkeit, wie sie sich in dem aufserhehlichen Verkehr der beiden Geschlechter kund gab, ist noch von einer besonderen Art von Unkeuschheit bei den Männern die Rede. Geiler gedenkt derselben mit den Worten: „Die dritt Schell ist, ein lust haben auff bloffe haut szugreifen, nemlich den Weibern oder Jungfrawē an die Bruestle zugreifen. Dann es sein etliche darauff gantz geneigt, das sie meinē, sie koennen mit keiner redē, sie muessen jr an die Bruestle greiffen, daz ist dann ein grosse geilheit.“³ Berthold aber spielt auf die Betastung der weiblichen Genitalien an, indem er unter den verschiedenen Gelüsten des Fleisches anführt: „Daz vierde daz schentlich küssen. Daz fünfte diu schentlich begrifunge

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl I. S. XXX—XXXI. Pred. Am Sönentag Septuagesima.

² Ebendas. teyl III. S. LII. Pred. Am Fyerdten sonnentag noch Trinitatis.

³ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 186.

der liden“¹ (Glieder). Über die Männer, die sich auf diese Weise verfehlen, urteilt er entrüstet: „Und eteliche tuont sô getâniu diuc, daz sie niemer dehein (irgend ein) reinez dinc solten an grîfen, weder wîn noch brôt noch becher noch schüzzeln nôch den galgen: sie waeren des halt niht wert, daz sie den narten (Trog) solten an grîfen, dar ûz diu swîn ezcent, noch deheine krêatiure, die diu werlt (Welt) ie gewan.“² Auch die Onanie überhaupt, wie die gegenseitige Onanie im besonderen wird bei Geiler erwähnt: „Die ander Schell ist, ein Wolluft fuchen inn dem greiffen feiner oder eines andern heimliche glieder —. So einer nothhalben sich oder ein andern in solchen gliedern angreiffet, ist es kein suendt, so man aber solches Wollufts halben thut, ist es ein grofse suendt.“³ Noch bestimmter spricht sich derselbe Prediger an einer anderen Stelle hierüber aus, wo er einem jungen Manne empfiehlt, nicht morgens nach dem Erwachen noch lange im Bette zu verweilen, „wan̄ so er bleybt ligen, un̄ dē teufel gerat den bratē hin un̄ her wendē, begebē sich zuom dickern (öftern) mal schwaerer fünden, die da also gehandelt werdē, on mañ od’ frawē bey inē felbs, weder (als) so sie die mit den wercken sunst volbraechtē.“⁴ An dem gleichen Orte wird nicht nur auf die Onanie, sondern auch auf die Päderastie und Sodomiterei, welche letztere mit dem Scheiterhaufen bestraft ward, hingewiesen. Über die mancherlei Weisen, der Lüste zu pflegen, erfahren wir hier: „es sey mit eygen freündt schenden, — es sey mit der ungenauten unkeüfheit, darumb man die leüt verbrēnt, oder sich schamlich schantlich felbs anrueren, die gemecht im oder andern, dz da nützer geschwigē ist dan̄ (als) geredt, woelche unkeüfheit d’ teüfel felbs haffet, un̄ darab speüwet (speiet) und spricht, pfey pfey.“⁵ Die „ungenannte Unkeuschheit“ der Sodomiterei findet als besonders verabscheuungswürdig auch bei Berthold Erwähnung: „Maledictus qui dormit cum omni iumento. — Pfi, schaut-flecke, bistû iendert (irgendwo) hie, vil wunderlichen balde in starke

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 140.

² Ebendas. Bd. I. S. 207.

³ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 185.

⁴ Derselbe, *Von den syben schwertern, das sybent schweret*. — ⁵ Ebendas.

buoze oder an den grunt der helle, wan (denn) diu helle ist mit dir geschendet. Vî, verfluochter man, der mit der selben sünde unbe gât, — verfluochter kneht —: die sint alle verfluochet, sie sîn gelêret oder ungelêret, arm oder rîch, die sint verfluochet vor dem der sîn muoter hât. Wan diu selbe unkiusche ist noch groezer, danne (als) der sîn muoter hât. „Bruoder Berhtolt, wir enwizzen (wissen nicht) waz dû meinest.“ Sich, daz ist mir daz aller liebeste. Nû seht in iuwer herze, ob ir ie kein dinc getaetet an der heime-lîche, des ir iuch hie noch dort vor schanden getorstent (getraut zu) bihten (beichten): ein schalkhaft herze verstêt mich wol.“¹

Nicht weniger als die Männer waren auch die Frauen der Unzucht ergeben. Ein Teil derselben liefs sich durch „zuotriberinnen“² (Zutreiberin) oder „trüllerinnen“³ (Kupplerin) für die Männer gewinnen. Es ist besonders Bertholt, der diese „trüllerinnen“ immer wieder erwähnt. Er nennt sie „des tiuvels jagehunt (Jagdhund) und des tiuvels wahtelbein“⁴ (Lockpfeife) und sagt von ihnen: „Die andern jeger, die ouch (auch) under den frouwen sint, die verjagent ouch dem almehtigen gote manige sêle, daz ir (ihrer) niemer rât wirt. Daz sint die trüllerinne unde die triberinne (Treiberin), die manige reine sêle verjagent ûz (aus) der hulde unsers herren; wan (denn) die behielten sich iemer wol unde reine âne (ohne) die selben triben. Daz der tiuvel inner zehen jâren niemer mac zuo bringen (zu stande bringen), daz fûeget sie inner vier wochen etewenne (bisweilen) oder etewenne in zwein oder ê (eher). Jr bürger, ir soltet sie ûz der stat slahen (schlagen), wan ir habet êrbaere hûsfrouwen. Unde tuot ir des niht, sô müget ir wol leidigen schric (Schreck) dâ von geleben“⁵ (erleben). Ähnlich äußert er sich in einer anderen Predigt, wo er den Frauen vorhält: „Als ir frouwen, ir habent (habt) einerleie râtgeben, die heizent trüllerin: die ver-râtent iu (euch) sêle und êre: wan daz der tiuvel in vier jâren oder in sehs (sechs) jâren niht geschaffen mac noch geraten (raten), daz râtent si in vier wochen oder lîhte (leicht) ê; und man solte die

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 218—219. — ² Ebendas. Bd. I. S. 25. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 67. — ⁴ Ebendas. Bd. II. S. 219. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 208.

selben râtgeben mit hunden ûz der stat hetzen.“¹ Mit etwas veränderter Wendung hören wir wieder von solchen berichten, die den Teufeln unter den Frauen besonders wert sind: „Daz sint die niht genüezet an ir selbe genesche (ihrem eigenen Gelüste), sie wellent (wollen) dannoch umbe gân (umgehen) mit fremeden genesche. Pfi, ir tiuvele, die sint iu gar lieb als die trüllerinne, des tiuvels jagehunde die dem tiuvele mêr sêlen antwurtent (überantworten), dan (als) ir eines sêle, wan sie verrâtent dem sîn tochter, dem sîn swester, dem sîn nifteln (Nichte), dem sîn hûsfrouwen, dem sîn dierne. Vi, Jûdasen swester, verrâterin an maniger sêle, sich (sieh), dîn marter wirt groezer dâ ze helle danne (als) der (derjenigen, welche) die sünde tuont“² (thun). Auch über den Lohn, der den Kupplerinnen zu teil ward, erhalten wir bei Berthold Auskunft, wenn er von ihnen sagt: „Wan sie wellent (wollen) niht wûrken (arbeiten) noch anderz schaffen wan (als) verrâten und warsagen und zoubern und liegen und triegen. — „Waz welt ir mir geben: ich lêre iuch daz iu der man holt wirt.“ Sô spricht sie zuo dem man: „Welt ir mir zwêne (zwei) schuohe koufen? Ich gewinne iu die oder die.“ Man gît (gibt) ir zwêne schuohe.“³ „Sie kâmen den almehtigen got sô wolveil an niht die sêle, die dû im alsô verkoufest umbe zwêne schuohe oder lîhte etewenne (bisweilen) kûme umbe zwêne pfenninge oder gar umbe sus“⁴ (umsonst). Besonders waren es die Witwen, die gerne Kuppelei trieben, wie gleichfalls Berthold berichtet: „Die dritten witewen den (denen) wirt der lôn weder oben ûf dem himele noch hie niden noch der êliute (Eheleute) lôn noch dehein (irgend ein) lôn, danne (als) an dem grunde der hellen bi Judas. Daz sint die trüllerinne unde die antragerinne, der nieman mêr ze keiner bôsheit geruochet (Neigung hat). — Jr bûrger und ir edeln liute, ir sult in (ihnen) iuwer (euer) hûs verbieten und ouch die stat und ouch daz lant sol man in verbieten.“⁵

Bei vielen Frauen und Mädchen bedurfte es freilich der Kupplerinnen gar nicht, da wir von ihnen hören: „Aber die mann doerffen nit me (mehr) werben umb die frawen. Die iungen meytlin (Mädchen)

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 6. — ² Ebendas. Bd. II. S. 189. —

³ Ebendas. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 336. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 335.

hogen yetz selber wo, und wie sye die man verderben. und ist ein arm ellend ding worden.“¹ Namentlich suchten sie die Mönche und Pfaffen in ihre Netze zu ziehen, so sehr auch gerade diese Sünde mit hohen Kirchenstrafen bedroht war. Beteuert doch Bertholt: „Ir frouwen, die bi gewihten priestern ligen, daz ist ouch der wirsten (schlimmsten) mortexte einiu, die der morder (sc. der Tenfel) iendert (irgend) hât.“² „Dâ hüete sich alliu diu werlt (Welt) vor. Ez sî ein man, der orden in einem klôster habe, unde lît (liegt) ein frouwe bi dem unkiusckekliche, diu ist sâ (sogleich) zehant (auf der Stelle) in dem hoechsten banne, den got in himel und ûf erden hât, ob sie halt nieman niemer ze banne getuot. — Ir sult sie fliehen unde schiuhen (scheuen) als liep iu (euch) himelrîche ist. Swer (wer irgend) sie hûset oder hovet oder schirmet, der wirt in der selben schulde begriffen.“³ Trotzdem aber wird von den jungen Mädchen berichtet: „Die iungen toechteren, unâ die iungen meytlin gedencken, wie sye ettwann münch, unnd pfaffen haerumb bringen“⁴, und den Frauen macht Geiler zum bitteren Vorwurf: „Das man aber inn den kloesterenn zuo ersten messen (Kirchweih), oder sunst zuo anderen zeitten follich buobenteding uffrichtet, unnd das die frowen in die kloester gond (gehen), unnd mitt den münchen uff unnd ab hupffent, und in die zellenn und winckel doraffter (danach) schlieffent (schlüpfen), das ist einn offentlicher miszbruch, unnd sol nitt gestattet werden. denn kein frow sol in kein münch kloster nit gon. es ist luter buobenteding. Menge fromme frow got in ein kloster, und aber got ein huor wider herufz. Doran seind schuldig ir mann, die do eweren (euren) wyberen follichs gestatten.“⁵

Aber auch auf andere als Mönche und Priester pfligten es die Mädchen abzusehen. Daher legten sie sich gerne in das Fenster,

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnntag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 69; vgl. Bd. II. S. 109 u. S. 256.

³ Ebendas. Bd. I. S. 130.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnntag noch Trinitatis.

⁵ Ebendas. teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag.

um von den jungen Männern gesehen zu werden¹, oder man „uant (fand) si“ aus dem gleichen Grunde „an der gazzen unt an der strazze spilent“², oder sie putzten sich mit Schminke und Kränzen, damit man sähe, daß sie feil wären und sich den Männern ergäben: „Die andern meide vi!“, sagt Berthold hiervon, „die sint dem tiuvele gar und gar vil lieber danne (als) die êrsten. Daz sint alle die ir magetuom (Jungferschaft) veile tragent ze unê und ze unstaete (Unstätigkeit) und sich an pflanzent (schmücken) sô mit varwen, sô (wie) mit schappeln (Kopfputz von Blumen) gên (zum) tanzen, daz man sehe daz sie veile si, als der ein ros (Rofs) verkoufen welle, der stôzet (steckt) im ein zil (Augenziel, Zeichen) ûf, ein loup (Laub) oder etewaz und stricket (bindet) im den zagel (Schwanz) ûf: sô sihet man daz ez veile ist.“³ Von solchen Mädchen, auch wenn sie nicht zu Falle kommen, heißt es dann weiter: „Die alsô ir magetuom veile tragent ân (ohne) ê (Ehe) darumbe daz vil manne umbe sie werben, swie (wiewohl) sie ein maget si an dem fleische, wirt sie alsô funden, ir wirt niht der meide (Mädchen) lôn noch der witewen lôn noch der êliute (Eheleute) lôn. Ir wirt der lôn daz ir sêle niemer mêre rât wirt, bezzert sie ez gote niht anders, wan (denn) buoze (Buße) ist ze allen zîten ûz genomen.“⁴ Für gewöhnlich aber wurden „gar vil diernen“ so durch Unkeuschheit „ermordet in den êwigen tôt.“⁵ Denn wir erfahren von gar manchen, „die den magettuom verliesent (verlieren) — âne (ohne) ê⁶ (Ehe), und Berthold geht noch weiter, wenn er versichert: „Die dierne — unde die tôchter sint alles — nescherin“⁷ (Anhängerin fleischlicher Gelüste). Nicht selten werden auch die Witwen um ihres unsittlichen Verhaltens willen getadelt. Denn obgleich Berthold dieselben mehr als einmal erinnert: „Ju (euch) witewen hât der almechtige got ouch geboten daz ir kiusche sît. Swie (obgleich) ir den magettuom verlorn habet zer ê oder zer unê, sô müget ir

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Posuill.* teyl III. S. LXI. Pred. An dem Achtenden sonnntag noch Trinitatis.

² W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 42.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 187—188.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 188. — ⁵ Ebendas. Bd. II. S. 69.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 100. — ⁷ Ebendas. Bd. I. S. 82.

daz himelrîche wol gewinnen mit der kiusche (Keuschheit), daz ir iemer mêre kiusche blibet mit dem leben der kiuschekeit“¹, so wurde doch von vielen dies Gebot nicht beachtet. „Daz sint die witewen, die dâ naschent sam (wie) daz vihe, sô sîn gemechede (Ehegemahl) stirbet.“² Von diesen sagt Berthold, indem er sie mit den Witwen vergleicht, welche die Zeit statt mit Arbeiten mit Schwatzen verbringen: „Ez sî frouwe oder man die alsô lebet mit ir (ihrem) witewentuome, die sint dem tiuvele michel (viel) lieber dan (als) aber die êrsten.“³

Noch öfter als die Witwen werden die Nonnen als solche genannt, welche sich einer Übertretung des Keuschheitsgebotes schuldig machen. Allerdings war es eine schwere Sünde, „geistliche perfonen zuo schwechē“⁴ oder „bî geistlichen liuten ze ligen, die gote gemehelt (vermählt) sind.“⁵ Es wird auch ausdrücklich erklärt: „In dem hôhen banne vervarnt — alle di bî nunnen ligent, die orden habent in kloestern, die sint alle in dem hôhen banne und alle die sie beschirment, die kument (kommen) alle in den vierden frîthof.“⁶ Ja, zu besonderer Einschärfung heißt es noch einmal: „Die bî nunnen ligent, die orden habent in klôstern. Die sint ze hant (auf der Stelle) in dem hôhen banne, daz niemer kein hoeher ban werden mac.“⁷ Nichtsdestoweniger aber fanden die Nonnen oft genug Gelegenheit zu verbotennem Umgang, eine Gelegenheit, die sie nur zu gerne ergriffen. War es doch schon ein Zeichen ihres unkeuschen Sinnes, was Geiler über die von ihnen beliebten Jesusknaben berichtet: „Kein moler kan kein Jesus knabē yetzt molen, on ein zeferlin (kleines männliches Glied). Es muofz ein zeferlin habē (also sprechē unfzer begynē⁸ (Laienschwestern) un

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 476.

² Ebendas. Bd. II. S. 188. — ³ Ebendas.

⁴ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwert*.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 141.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 35; vgl. Bd. I. S. 130 u. S. 206.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 69; vgl. Bd. I. S. 531.

⁸ Die Vereine der Beghinen verdankten ihre Entstehung dem ausgezeichneten Volksprediger Lambert le Beghe zu Lüttich im 12. Jahrhundert; die Schwesternschaften vermehrten sich außerordentlich im 13. Jahrhundert, als viele von der Kirche wie vom Kloster sich unbefriedigt fühlten oder wegen Armut die Einkleidung nicht erlangten.

nonnen). Un wēn man ein Jefus knabē in die nonnenkloester gibt, hat es kein zeferlin, so sol es nüt.“¹ Von den unreinen Gedanken aber war nur noch ein Schritt zu unreinen Werken, und so hören wir denn, Nonna heiſſe eine Nonne auf deutsch, dieser ehrliche Name sei indessen zu einem unehrenhaften geworden.² Denn was oben über die Mannesklöster gesagt ward, wird auch von den Nonnenklöstern versichert: „Die frauwencloester, die nit reformiertt feind, — es feid nit cloester, es feid huorhüſer.“³ Namentlich über die armen Edelfräulein, die sich in ein Kloster begeben hatten, berichtet Geiler unwillig: „Menger (mancher) armer edelman, d' do hat dry od' vier toechter, Ey ſprich er, ich hab yegkliche nit ſo rylich (reichlich) mit eestür (Aussteuer) in die ee zuoverforgen, als ſich wol zimpt meinem geſchlecht. Sol ich ſye denn einem hantwercksgeſellen gebē, ſo iſt es meinen geſchlecht ein groſz ſchand. un also wilt du ſie dan geiſtlich machē, un ſtoffeſt ſye in die kloester hyn un haer umb end (und) umb. do werdent ſye den zuo huoren, un machent kind', das ſelb iſt den deinē geſchlecht kein ſchand.“⁴

Unter den erwähnten Verhältniſſen trat natürlich ſowohl bei weltlichen als bei geiſtlichen Frauen leicht Gravidität ein, und dieser ſuchte man öfter auf künstlichem Wege ein Ende zu machen. Namentlich bei Berthold iſt von Fruchtabtreiben die Rede, das, wie es ſcheint, ziemlich häufig ausgeführt wurde. Anleitung dazu pflegten die Kupplerinnen zu geben, da von einer ſolchen ſagt wird: „Sô lêret ſie die kint verliesen“⁵ (verderben). Auf ihren Rat nahmen ſchwangere Mädchen einen nicht näher bezeichneten Trank ein, ſo daſs als beſonders groſſe Sünderinnen angeführt werden, „die kint verliesent, die ir kint verderbent in ir (ihren) liben (Leibern) oder ſuſt ein tranck trinkent, daz ſie niemer kint tragende werdent und wellent (wollen) ir geluſt hân (haben) mit mannen und

¹ Geiler von Keyſerſzberg, *Poſtill.* teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyiligen apoſtel ſanct Mattheus tag.

² Ebendas. teyl IV. S. XXI. Pred. An des heyiligen apoſtel ſanct Mattheus tag.

³ Geiler vō Keiſerſperg, *Die Emeis.* S. XV.

⁴ Derselbe, *Poſtill.* teyl III. S. LXIII. Pred. Am Neünden ſonnentag noch Trinitatis.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 189.

der arbeit niht haben mit den kinden — an wie maniger sêle bistû schuldic, owê, wie dich dîn herre (sc. der Teufel) kroenet am grunde der helle.“¹ Statt innerlicher wurden auch wohl äußerliche Mittel, um den Abortus herbeizuführen, gebraucht: „Daz râtet allez der tiuvel, ê (ehe) daz kint lebendic wirt. Sô ez danne lebende wirt, sô kêret er dannoch allen sinen flîz (Fleifs) dar an, und schündet (treibt an) und raet, wie diu muoter daz kint verderben mûge in ir (ihrem) libe, dankes oder undankes. Er raetet ir eht (eben), daz sie tanze oder daz sie ringe oder hüpfe und ungewar (unvorsichtig) trete oder valle, oder daz sie sich harte über ein kisten neige. — Ir frouwen, schônnet ouch iuwer selbe gar fizicliche vor springen und vor schimpfe (Spiel) und vor tanzen. Daz ist iu halt ze andern zîten guot.“² Wurde trotz dieser Mafsregeln das Kind bis zur Reife getragen, so scheuten einzelne sich nicht, ihre Hand an das Neugeborene zu legen und so eine Todsünde auf sich zu laden. Denn die „mörderin, die ir eigeniu kint mordent“, werden zu denen gezählt, welche durch Fasten, durch Wachen und Kasteien nie genug büfsen können.³ Selbst die böseste Natter, die giftigste Spinne und die unreinste Wölfin sind bessere Mütter als diese. „Mörderin dîns eigen Kindes“, so fragt Berthold, „wie stêt ez umbe dîne buoze? Pfi! aspis, aller natern boeste unde wirste (schlimmste), diu tuot ditz niht daz dû tuost. Under ahtleie (achterlei) spinnen diu grüne spinne, aller spinnen wirste, diu mordet ir kint niht als dû. Pfi dich, daz ie dehein (irgend ein) touf (Taufe) ûf dich kam! Wiltû der sünden unflât trîben unde der arbeit niht lîden mit den kinden? — Nû gêt ein rehter (rechter) wolf, der von unreinekeit stinket, der gêt in den tôt durch sînes Kindes willen! unde daz ein getoufter mensche ein mörderin wirt irs eigen Kindes, daz wizze, daz dir nôt ist der gnâden unsers herren an der buoze“⁴ (Buße).

Aber auch sonst wollten manche Frauen wohl die Wollust genießen, aber sich mit Kindern nicht abmühen. Daher redet Berthold von solchen, die „sich lâzent (lassen) betasten mit der hende“, wobei er drohend hinzufügt: „Owê, daz ie dehein touf ûf dich kam,

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 109. — ² Ebendas. Bd. II. S. 56—57. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 67. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 71.

dû schantfleckte aller dirre (dieser) werlte, wâ (wo) dû dâ sitzest vor mînen ougen!“¹ Geiler aber bemerkt, als er „die ander Schell der boesen Weiber“ bespricht: „Darnach sein etliche also auff Geilheit geneigt, das sie jhre begirden mit wunderbarlichen instrumenten erfuellen, oder sich den unvernuenfftigen Thieren underlegen, damit sie allein nur jhr unkeuschheit unnd unerfettigkeit volltrecken.“² Von diesen Frauen meint er: „Ein Weib wenn sie die scham von jhr leget, unnd den schemel under den Banck stoffet, so ist es schon umb sie geschehen, unnd ist kein Ehrbarkeit mehr inn jhr.“³ Berthold aber ruft über die, welche so in unnatürlicher Weise ihren Geschlechtstrieb befriedigen, aus: „Vî, verfluochte frouwe, — verfluochte dierne“⁴, und zugleich äußert er über die Sünde, welche dieselben begehen: „Diu — ist sô unreine, daz ich dâ von niht reden tar (wage). Ich hân dâ von niht ze reden, wan sie ist noch griulicher verfluochet danne (als) die andern alle samt.“⁵ Alle, die sich so weit vergâßen, beteuert er, würden ihrer Strafe nicht entgehen, möchten sie auch mit noch so unschuldiger Miene während der Predigt vor ihm sitzen: „Und sitzent eteliche dâ vor mir, sam (als ob) sie niht wazzer trûeben kunnen und waz sie an der heimeliche tuont daz weiz nieman baz (besser), danne (als) sie und ir herre der tiuvel, wan (denn) dir ist dâ nieman mêt sô nâhen“⁶ (nahe).

Wie aber „di juncvrowen meitliche, di witewen witeweliche“, so sollten „di êlichen êliche kûscheit“⁷ (Keuschheit) bewahren. Trotzdem kam Unkeuschheit auch im Ehestande vor, den übrigens Geiler „einen herteren stat (Stand) dâ cartheüser ordē“⁸ nennt, indem er gesteht: „So ich ein erwelē solt und’ den zweyen, wölt ich ee (eher) ein Cartheüser werden, weder (als) ein eeman.“⁹ Über die Unsittlichkeit Verheirateter berichtet derselbe: „Aber was wuoftes der unkeüfcheit anhanget, davon ist besser hübscher und züchtiger geschwigen deñ geredt. Nitt allein bey denē, die

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 205.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 235. — ³ Ebendas

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 219.

⁵ Ebendas. Bd. II. S. 218. — ⁶ Ebendas.

⁷ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 117.

⁸ Geyler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwert*.

⁹ Ebendas.

dem selben lafter allenthalben nach lauffen, wie die unvernünftigen schwein, mer ouch begibbt sich defz gleichen vil in eelichem stat.“¹ Schon das galt als Unrecht, nahe Verwandte zu heiraten. In Bezug hierauf wurden vier Sippen unterschieden, von denen die erste die Geschwister, die zweite die Geschwisterkinder, die dritte deren Kinder und die vierte die Enkel von Geschwisterkindern umfasste. Innerhalb dieser Sippen durfte nicht geehelicht werden, wie denn Berthold erklärt: „Der êrste mensche, den dir got verboten hât zer ê (Ehe) —, daz ist fleischlichiu sippe. Der an der vierden sippe ist dîn mâc (Verwandter), oder naeher. Ist er dir beidenthalp an der vierden sippe, sô soltû in mîden (meiden): wan (denn) dû maht (kannst) ze rehte (zu Recht) keine ê mit im gehaben. — Ist ez aber einhalp ze der vierden sippe und anderhalp ze der fünften, sô sol man sie niht scheiden.“² Außerdem durfte man auch diejenigen nicht heiraten, die mit irgend einem Gliede der ersten bis vierten Sippe vermählt gewesen waren. Denn „der ander mensche, den dû zer ê mîden solt“, so fährt Berthold fort, „der heizet geswaegerliche sippe. Daz ist der mensche, der dînen mâc (Verwandter) oder dîne maeginne (Verwandte) hât gehabet zer ê oder zer unê, der dîn fleischlichiu sippe was als (so) nâhen, daz dû in selbe mîden solt.“³ Da die Patenschaft als geistliches Sippeteil galt, geistliche Verwandtschaft aber für ebenso nahe als leibliche angesehen wurde, so war es auch nicht gestattet, ein Patenkind oder einen von dessen verwitweten Eltern zur Ehe zu nehmen. Daher sagt Berthold: „Der dritte mensche, den dû zer ê niht haben solt, daz ist dîn geistlich sippeteil (Verwandtschaft). Daz eine ist: dû solt mîden zer ê den menschen, den dû ûzer (aus) touf (Taufe) erhaben (gehoben) hâst. Der ander: des kint dû erhaben hâst. Den dû erhaben hâst daz ist dîn tote (Taufpate); des kint dû erhaben hâst der ist dîn gevater: die soltû bêde (beide) mîden.“⁴ Trotz dieser kirchlichen Verbote aber war das Sippebrechen eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung: „Sie hât sô gar obernhand

¹ Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradis*, cap. VI. *Von warer keüftheit*. S. XXXVIII.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 311—312.

³ Ebendas. Bd. I. S. 312. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 313.

(überhand) genomen diu selbe sünde“, versichert Berthold, „daz sippebrechen unde gevaterschaft all ein ist. „Jâ“ sprichet er, „ez ist ein wazzersippe“ (Verwandschaft durch das Taufwasser), unde trîbet sîn gespötte. Daz ist allez von der gewonheit.“¹

Im übrigen aber wird ausdrücklich versichert: „Ein fraw nemmen, und zuo der ee griffen, ift nit unrecht. wañ (denn) es ift der siben sacrament eins.“² Hat doch bereits Jesus die Hochzeit zu Kana besucht, um dadurch zu zeigen, „das Eelicher stat ein eerlicher stat ift, unnd dozuo das man durch eelichen stat mag kummen in ewige faeligkeit.“³ Ebensowenig ist die Kohabitation Verehelichter als Sünde anzusehen. Berthold äußert hierüber: „Ez ist ein schemelichez dinc, dâ frouwen unde man ir geslehte mite mêrent, daz einveltige liute ofte dar umbe angest habent, daz sie eine houbetsünde getuon“⁴, er fügt aber gleich hinzu: „Ist eht (nur) daz sie ez ze rehte tuon, als ez got geboten hât und als in dem paradise gesetzet wart, sô ist ez niht sünde.“⁵ In Übereinstimmung damit steht, was er an einer anderen Stelle sagt: „Swer (wer immer) dâ sprichet, ez müge dehein (kein) êman bî sîner hûsfrouwen geligen (liegen) âne (ohne) houbetsünde, der ist reht ein arger ketzer.“⁶ Den Verehelichten hat vielmehr Gott Abstinenz nicht geboten.⁷ Denn „daz andern liuten sô sünde ist daz ez tôt-sünde heizet, daz ist disen liuten keiner slahte (keinerlei) sünde.“⁸ „Dâ tuont dise liute in der heiligen ê drîzic jâr, vierzic jâr, fünfzic jâr, sehzic, alse lange sô sie lebent, rehte daz selbe daz ouch dû tuost, unde die gevarnt (fahren) niemer zer helle drumbe, sie enirre (beirre) danne ander sünde“⁹, so hält Berthold einem unkeuschen Ledigen vor. Ja, der eheliche Umgang ist nicht nur ein erlaubtes, sondern sogar ein verdienstliches Werk. „Ich bekoenn wol“, so sagt

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 82.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

³ Ebendas. teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 306. — ⁵ Ebendas.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 406. — ⁷ Ebendas. Bd. I. S. 476.

⁸ Ebendas. Bd. I. S. 305. — ⁹ Ebendas. Bd. I. S. 307.

Geiler, „weñ folliche eeliche werck gefchehen, als fye gefchehē follend, nñ in rechter meynūg, fo feind es verdienstliche werck. Sprichst du. Was meynung fol ich doriñ haben? Ein kurtze antwurt. Das fol dein meynung fein, dz du wellest kindlin dovō haben.“¹ Die Kindererzeugung wird auch sonst als Zweck der Ehe angegeben. Schon Berthold legt den Verheirateten die Mahnung ans Herz: „Zuo dem andern mîle daz ir iuch niemer zesamen legent wan durch kinde willen.“² Ähnlich spricht auch Eckhart sich aus: „Nû merket unde sehent mit vlize: daz nû der mensche iemer mê (fort) juncvrowe wêre, sô enkême (kâme nicht) niemer enkeine fruht von m e.“³ Er bemerkt freilich zugleich: „Êliche liute die bringent des jâres lützel (nicht) mê denne éine fruht⁴, allein damit ist das Gebot der Schrift: „Seid fruchtbar und mehret euch“⁵ reichlich erfüllt. Zielt aber die Ehe vor allem auf Geschlechtsvermehrung ab, so sind auch die Eheleute verbunden, einer dem andern die eheliche Pflicht zu erfüllen. Deshalb erklärt Geiler: „Die ander meynung, die du doriñ habē folt, ist, dz du luogen (sehen) folt das du gehorsam seyeßt deinem gemahel, du fraw deinem mañ, uñ haerwiderumb du man deiner hufzfrauen, ye eins dem andren. denn weñ ich hye von eim (einem) rede, fo meyn ich das ander auch. es gilt glich do. — Dein gemahel wil das vō dir gehebt haben, dorumb fo luog unnd bifz (sei) jm gehorsam, befunder fo du geschickt bist.“⁶ Gleich darauf aber äußert er ganz ähnlich noch einmal: „Uñ wie ich hye sag von den frawē dz der leichnam (Leib) der frawē seye des mañs, also haerwiderüb ist auch d' leichuā des mañs d' frawē. Dorüb fo bist du deiner frawē eben als (so) wol verbundē uñ schuldig gehorsam zuosein, fo fye echter dz vō dir begert, als fye dir verbūdē uñ pflichtig ist gehorsam zuosein so du das von ir begereßt, weder minder noch me. es gilt do gleich.“⁷

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnntag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 191.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. II. S. 43.

⁴ Ebendas.

⁵ 1. Mos. 2, 28.

⁶ Geiler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnntag noch Trinitatis. — ⁷ Ebendas.

Wenn nun aber auch Verheiratete sich einander nicht entziehen sollen, so dürfen sie doch auch nicht wie diejenigen handeln, welche in der Ehe „zuom dickrē (öfteren) mol leckerifcher (lüsterner), buebischer und huerischer lebē, weder (als) man spulget (pfl egt) zuo thuon im frawen hufz.“¹ Ein derartiges Leben verurteilt Geiler mit den Worten: „Aber der mifzhandel der do geschicht in der ee, den lüften und glüften genuog wellen fein, unnd dem noch gon wie dich die fynlichkeit tribt und bewegt, das ift unrecht.“² Vielmehr sollen auch die Verheirateten Zucht und Maß in der Ehe halten.³ Denn „die dan (alsdann) ir lieb (Liebe) lânt (lassen) erwilden (verwildern) und enwizzen (nicht wissen) wie sie vor liebe sullen gebären (sich gebaren): alsô lieb (lieb) sint die an einander, daz sie weder zuht noch mâze kunnen (kennen), schône (schön), herre, schône, wan (denn) swer (wer immer) der liebe alsô nâch volgen wil als der einem rosse den zoum (Zaum) ûf laet (los läßt): ez tregt in etewenne (bisweilen) dâ er lîp und sêle verliuset“⁴ (verliert). Berthold weist namentlich noch die Ansicht derjenigen zurück, die da glauben, mit ihrer Frau in dieser Beziehung nach Belieben schalten zu können: „Bruoder Berhtolt, nû sprichest dû, diu frouwe sülle dem man undertaenic sîn: sol ich danne niht tuon mit mîner hûsfrouwen daz mich guot dûnket und als ich wil?“ Niht, niht! als (so) lieb dir himelrîche sî. Dîn mezz er ist ouch dîn eigen mezz er: dâ mite soltû doch ir die kelen niht abe snîden; wan (denn) sô haetest dû lîp unde sêle verlorn, swie (wie) gar (gänzlich) joch (auch) daz mezz er dîn eigen sî. Dû solt ouch den bachen (Schinken) an dem karfrîtage niht snîden (schneiden) und ezzen, und swie joch der bache dîn eigen sî und ob er dir halt vor dem munde laege. Swie (obgleich) dîn hûsfrouwe dîn eigen ist unde dû ir eigen, sô sult ir doch niht soliche unzuht mit einander haben, dar umbe ir verdampt werdet von dem himelrîche. Ob ir halt als lieb einander sît, daz ir einander gezz en möhtet vor liebe, schôn (schön), herre,

¹ Geiler von Keyserberg, *Poetill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

² Ebendas. teyl III. S. XXXXVI. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis. — ³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 476.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 190.

schôn! jâ (fürwahr) sol iu (euch) got und iuwer sêle hundertstunt (hundertmal) lieber sîn.“¹

Was nun das „an dem bette zuht unde mâze haben“² im einzelnen betrifft, so sagt Berthold davon: „Dû solt dîn gemechede (Gemahl) mîden ze fünf zîten in dem jâre mit unkiuschen dîngen; wan (denn) ir habet dannoch zîte rehte genuoc: ein langez jâr habet ir manige zît iuwer (euer) geslehte ze mêren, daz ir kinde gar genuoc gewinnet.“³ Er weist zugleich darauf hin, wie bevorzugt der Mensch in dieser Beziehung gewissen Tieren gegenüber sei, welche an eine bestimmte Brunstzeit gebunden sind: „Ir seht daz wol, daz keiner krêatûre got sô vil zît gelâzen hât ze sô getânen dîngen. Ez ist halt vil krêatûre, diu niwan (nur) éin zît in dem jâre hât; sô hât iu got gar vil zît gelân (gelassen) in dem langen jâre, unde dâ von ist daz gar mûglich, daz ir die fünf zît mâze haltet unde maeziclichen sît mit einander an dem bette. Diu êrste zît ist, wenne man gemeinlichen vastet, in der goltvasten⁴ unde die vierzic tage vor ôstern. Diu ander zît ist, als man gemeinlichen diu kriuze treit (trägt) an sant Markes tage, unde die drîe tage vor pfingesten.“⁵ Außer diesen geweihten Zeiten führt er noch die heilige Christnacht und die heilige Karfreitagsnacht als solche an, in denen die Eheleute Enthaltksamkeit üben sollen. Er setzt freilich gleich hinzu, dafs, wenn die Ehemänner auf ihrem Willen bestehen und, falls derselbe nicht erfüllt wird, damit drohen, zu anderen zu gehen, die Frauen dieselben, wenn auch traurigen Herzens, gewähren lassen mögen: „Ir frouwen, ich weiz wol, daz ir mir vil mêre volget danne (als die man. Wir vinden ofte, daz die frouwen kiuscher sint dann die man, wan (denn) die wellent (wollen) eht (nur) frî (frei) sîn mit allen dîngen unde wellent ir willen hân mit ezzen unde mit trinken unde koment dâ mit in die frîheit, daz sie keiner zît wellent schônen. Frouwe, sô soltû imz benemen mit guoter rede, sô dû aller beste kanst oder maht (magst). Wirt aber er sô gar tiuvelheftic, daz er sprichet übel unde von dir wil hin zuo einer andern unde in daz gar ernst werde unde dû ez im niht erwern mûgest:

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 326. — ² Ebendas. Bd. I. S. 322.

³ Ebendas. — ⁴ S. oben S. 54—55. — ⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 322.

ê (ehe) danne daz dû in zuo einer andern lâzest, sich, frouwe, sî ez danne an der heiligen kristnaht oder an der heiligen karfritagesnaht, sô tuo ez mit trûrigem herzen; wan sô bist dû unschuldic, ist eht (nur) dîn wille dâ bî niht.“¹ Endlich wird in einer Predigt, welche Birlinger in seiner *Alemannia* mitteilt, auch die Zeit vor Weihuachten als eine solche bezeichnet, in der kirchlich gesinnete Eheleute keinen Umgang pflegen: „Und sullent (sollt) iuch (euch) dise heilige zit, do wir inne sint (sc. des Advents) von dem schlafe wecken und sullent zuo mettin (Frühmesse) und zuo messen gerne gon und sullent dise heilige zit küscheklicher leben, denne ander zit, dar umb daz iuch Got behuot vor dem ewigen ungemach und iuch bringe zu den ewigen froïden.“²

Wurden die angeführten Zeiten aus kirchlichen Gründen durch Enthaltbarkeit respektiert, so fordert Berthold dies in anderen Fällen um physischer Ursachen willen. Hierher gehört die Zeit, die er als dritte bezeichnet, und von welcher er sagt: „Unde diu dritte ist, sô die frouwen in kindelbette ligent. Die sehs wochen solt dû sie vermîden rehte gar: mit fîze sullet ir iuch die selben zit hüeten, ir man, vor den frouwen, reht als (so) lieb iu (euch) sî alliu iuwer saelikeit lîbes unde sêlen. Ir sult zuo in (ihnen) eht (eben) niht gên unde sult sie eht âne (ohne) nôt lâzen, wan (denn) sie habent sus (sonst) nôt genuoc. Ir frouwen, ir sult sie von iu (euch) trîben; lât (laßt) sie niht ze lange für iuch sitzen, noch sô er eine sîte (auf der einen Seite) bî iu (euch) stêt, sô sult ir iuch niht vereinen und sult ez alsô fûegen, daz ie (jederzeit) eteswer (irgend wer) bî iu (euch) sî, frouwen oder diern.“³ Diese Bestimmungen waren aus dem mosaischen Gesetze herübergenommen, da auch hier die Frau, die entbunden war, vierzig Tage hindurch als unrein galt und daher vom ehelichen Verkehr ausgeschlossen war.⁴ Den Männern, die an dieses Verbot sich nicht kehren, gibt Berthold zu bedenken, daß sie keine Freude an so erzeugten Kindern

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 324.

² A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 64.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 322.

⁴ 3. Mos. 12, 2—7; vgl. L. Kotelmann, *Die Geburtshilfe bei den alten Hebräern*. Marburg 1876. S. 39 ff.

erleben werden: „Alliu diu kint, diu in den ziten werdent enpfangen, dâ gesihst (siehst) dû selten iemer (jemals) lieben blic an; wan (denn) ez wirt entweder beheftet mit dem tiuvel (besessen) oder ez wirt ûzsetzic oder ez gewinnet die vallende suht (Fallsucht) oder ez wirt hogereht (bucklicht) oder blint oder krump oder ein stumme oder ein tôle (Idiot) oder ez gewinnet einen kopf als ein slegel“¹ (Schlägel, d. i. Wasserkopf).

Auch die Zeit, in der die Frauen hochschwanger waren, sollten die Männer sich in der Regel von denselben fern halten. Ermahnt doch Berthold die letzteren: „Unde sô die frouwen naehic (dem Ende nahe) sint mit der kinttrahte (Schwangerschaft) und als (so) grôz (dick) sint, sô sult ir ir (ihrer) gar mit flîze hûeten (Acht haben). Ich spriche niht, daz dirre (diese) zît ieglichiu ein tôt-sünde sî: dû maht (magst) aber die zît gesehen, dû naemest ez für hundert marke, daz dû ez vermiten haetest;“² mit der letzteren Bemerkung spielt Berthold darauf an, daß die Mutter in diesem Falle leicht Schaden nehme. Ähnliche Anschauungen vertritt auch Geiler über diesen Punkt. Auch er will die Kohabitation mit Schwangeren nur unter der Bedingung gestattet wissen, daß weder sie, noch ihre Kinder Nachteil davon haben. Daher ermahnt er die Frau: Du sollst dem Manne nur alsdann gehorchen, „fo du wissentlichen weiffest, das es weder dir, noch dem kind das du treyfst (trägst), schaden bringet. wenn (denn) ufferthab des zuofatzes, fo bift du nit schuldig jm gehorfam zuo sein.“³ Wolle derselbe in diesem Falle eine andere aufsuchen, so möge er immerhin damit eine Schuld auf sich laden, da Mutter und Kind um seinetwillen nicht leiden dürften: „Nuon spricheft du, weñ ich jm das abschlage, fo godt (geht) er an galgē anderfchwo hyn. was feyft (sagst) du do zuo? Ich antwurt und sag das dozuo. Loffz jn an das rad gon. denn es ift waeger (besser) er gang an den galgen, weder (als) das er dich und das kindlin das du treyfst (trägst) verderbe.“⁴ In

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 323.

² Ebendas. Bd. I. S. 322.

³ Geiler von Keyferfzberg, *Poßkill*. teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Ebendas.

letzterer Beziehung ist unser Prediger der Ansicht, dass die vielen todtgeborenen Kinder nur von dem Verkehr der Männer mit schwangeren Frauen herrühren: „Wie vil meynst du, das kindlin verderbt werden also muotwilliglich, die mit lebendig an die welt kumen? Das kumpt allein do haer, das die selben schaelck beywonung haben mit iren wybren so fye mitt kinden gond. Nitt sehen fye an die geschicklicheit, oder ungeschicklicheit irer wyber. wenn do ist kein schonen nit, nūmen (nur) allein das fye irem muotwillen genuog seyen, gott geb es gerot wol, oder übel.“¹

Wie Gravidität, so sollte auch Krankheit der Frauen einen Grund abgeben, daß die Ehemänner denselben nicht nahten. Darüber sagt Berthold: „Diu vierde zît ist ein zît, dâ der almechtige got gar griulichen von redet. Daz ist, sô die frouwen kranc sint; sô sult ir des gar wol gehüeten, daz ir die mâze iht (nicht) mit in (ihnen) brechet alle die selben zît, unde waere halt, daz ir vier wochen ûz waeret gewesen. Ich spriche mêr: waeret ir halt zwei jâr von in (ihnen) gewesen, ir soltet ez wol gehüeten, daz ir sîn (dazu) in dër zît iemer keinen muot gewünnet.“² Entsprechend wird denn auch den Frauen eingeschärft: „Und ir frouwen sult ez den mannen sagen, daz sie ir saelde (Heil) und ir sêle iht (nicht) verwirken an iu (euch). Zehant (auf der Stelle) als ir kranc sit, sult ir sîn (es) kunt tuon.“³ Ebenso sollen auch die Männer die Frauen unter diesen Umständen nicht zu überreden versuchen: „Ir man, ir sult ouch (auch) nihtes niht mære dar nâch frâgen noch gereden. Wan (denn) sô iuwer hûsfrouwen gesprechent: „leget iuch hin dan baz (mehr von hinne), mir tuot daz houbet (Kopf) wê“, sô lât (laßt) sie âne (ohne) nôt, unde seht, daz ir sie iendert (durchaus nicht) rüeret.“⁴ Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, weist Berthold auf die verachteten Juden hin, die in diesem Punkte als Vorbild dienen können. Denn sobald die Jüdin einen Knoten in ein Linnen einschlägt und dieses an ihrem Bette befestigt, weiß der Mann, daß sie krank ist und hält sich von

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 322. — ³ Ebendas.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 323.

ihr zurück: „Nû sît ir doch schoene liute und êrbaere liute unde seht wol, daz ein stinkender jûde, der uns an böcket (stinkt wie ein Bock), der schônet der selben zît gar wol unde halt mit gar grôzem flîze. Wan (denn) als (so oft als) diu jûdinne einen knopf gestricket an ein lînlachen (Leinenlaken) unde henket daz an ir bette: alle die wîle unde (so lange als) der jûde den knopf dâ siht hangen, alle die wîle sô flîuhet der jûde daz bette als den tiuvel. Unde dâ von sult ir der selben zît gar wol schônen unde hûeten.“¹

Trotz aller dieser Ermahnungen aber fand geschlechtlicher Verkehr von Ehemännern mit ihren Frauen auch zu verbotenen Zeiten statt. Insbesondere waren es die Landleute und überhaupt die Ungebildeten, die nach dieser Richtung hin fehlten. Inwiefern dies leicht geschehe, giebt Berthold an. Der erste Grund ist, dafs die Genaunten selten die Predigt besuchen und daher nicht wissen, wie sie sich zu verhalten haben: „Unde geschiht aller meiste geuliuten (Landleuten) unde unverstendigen liuten. Edeln liuten unde bûrgern in steten geschiht ez niht: wan (denn) daz sint gewizzende liute unde hoerent ofte messe unde predige unde wizzent wol, welher zît sie schônen suln. Sô hoerent die geuliute selten predige.“² Der zweite Grund aber liegt darin, dafs die Landleute die ganze Woche hindurch bis in die Nacht hinein Arbeit haben und daher an Umgang mit ihren Frauen nicht denken können. Kommt nun ein Feiertag, so eilen sie alsbald zu denselben, ohne dabei auf die Zeit weiter Rücksicht zu nehmen: „Sie wûrkent (arbeiten) alle tage unze (bis) naht unde trîbent daz alle die wochen. Und als (so oft als) er ie des nahtes heim kumt, sô slaefet er als ein stein, daz er nihtes war nimet. Und als danne ein vîgertac (Feiertag) kumt und er geruwet (geruht), sô hât lîhte (vielleicht) sîn hûsfrouwe ein hemedelîn (Hemdchen) an geleit (gelegt), sô erbîtet (wartet) er kûme (kaum), unz (bis) er enbîzet (etwas geniefst), und loufet er hin als ein hane (Hahn) und enhât (hat nicht) deheine (irgend eine) alte (Acht) ûf die zît noch ûf die stunde. Unde dâ von sehent sie selten lieben blic an den kinden, die in dén zîten enpfangen werdent.“³

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 323. — ² Ebendas.

³ Ebendas. Bd. I. S. 324.

Auf gleicher Stufe mit der Kohabitation zu unerlaubten Zeiten steht nach unseren Predigern der coitus a posteriori bestiarum modo. Berthold deutet auf denselben hin, indem er den heiligen Augustin anführt: „Ez sprichet aber der guote sant Augustinus: „dû maht (magst) mit dinem êwirte (Eheherrn) tuon, daz dir bezzer waere daz dû in einem offenen hûse saezest, dâ hundert zuo dir giengen.“¹ Auch in Geilers Narrenschiff findet diese Art des Umganges Erwähnung. Während aber Augustin dabei die Frauen ins Auge faßt, ist bei Geiler von Ehemännern die Rede: „Die sechft Schell, schandtliche begirden und wolluft mit seinem Weib begehnen. Dann es sein etliche, die gehen mit jhren Weibern umb, gleich wie die unvernünfftige Thier mit einander umbgehn. Nemlich wenn sie etwann mit jren Weibern zu schaffen haben, lassen sie jnen sein gleich als wenn sie mit einer andern jhren muthwillen unnd wolluft volbrechten. Welches dann schier mehr ist, weder (als) ein Ehebruch.“² Bestimmter noch spricht er in seiner Postille sich aus: „Bist du ein eeman, und hast ein hufzfraw? Jo. Ey dorumb ist dir nit gestattet das du mit ir eeliche werck solt handeln, anders weder (als) menschlich art erfordret. Sye ist kein hündin nit. So bist du kein hundert nit. Worum solt uch (euch) den gestattet sein, dz ir hind' (hinter) einäder ligen als ein rüd (Hund) hind' einer wulpin (Wölfin), un als du ein buob bist, un sye ein nerrin sein?“³ Zugleich fordert er die Ehefrau auf, den Mann mit solchem Ansinnen von sich zu weisen: „Dañ will er ein hundert sein, so gang er ein breckin (Hündin) an. weyß jn zuom hencker.“⁴ Dem Manne aber hält er vor: „Sye ist nit dorumb dein fraw, das du ein fuw (Sau) solt sein, und das ir miteinander sollend (sollt) leben als aeber (Eber) und moren (Säue), pforen (Stiere) und kueg (Kühe), füwefch (säuisch) und vyhifch.“⁵

Unkeusche Männer, die auf diese Weise abgewiesen waren, wandten sich zur Befriedigung ihrer Lüste leicht anderswohin. Freilich erinnert Berthold die Eheleute ausdrücklich: „Got hat iu

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 327.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 124—125.

³ Derselbe, *Postill*. teyl III. S. XXXXVII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas.

(euch) — geboten — daz dû dînen lîp (Leib) nieman geben solt danne dînem gemechede (Gemahl), daz hât got geboten iu liuten mit der ê“¹ (Ehe), und auf die Frage: „Wie, bruoder Berhtolt, unde sol daz als (so) grôziu sünde sîn, der sîne ê brichet?“² erteilt er die Antwort: „Jâ, der groesten sünde einiu, die diu werlt (Welt) ie gewan, wan (denn) dir der almechtige got ein gemechede hât verilien, mit dem dû lîp unde sêle behalten (bewahren) solt unde daz dir als (so) hôhe (hoch) bevolhen ist, daz dû dînen lîp nieman geben solt danne (als) dînem gemechede die wîle daz ez lebet, unde daz dû danne hin gêst unde legest dich zuo einer andern.“³ Wer also ehebrecherisch handele, der wâlze sich in einer Pfütze, wie das Rind und das Pferd: „Dû êbrecher —, dû hâst dich gar ze tief in die sünde geneiget, als die sich dâ leiten (legten) in daz wazzer sam (wie) daz rint unde daz pfert.“⁴ Es gelte auch öfter von ihm: „Dû tuost — sünde unde schande in einem stalle, daz dû âne (ohne) sünde und âne schande wol möhtest tuon mit êren an einem schoenen bette.“⁵ Ja, der Ehebruch sei schlimmer, als wenn zwei Unverheiratete das Keuschheitsgebot mit einander übertreten: „Lît (liegt) ein lediger man bî einem ledigen wîbe, daz ist ein houbetsünde, dar umbe sie iemer müezent brinnen (brennen). Lît aber ein man bî einem andern wîbe, sô ist diu sünde groezer unde diu martel.“⁶

Trotz allem dem aber wurde die Ehe sehr häufig gebrochen⁷ und namentlich in den höheren Ständen die Heiligkeit derselben wenig geachtet. Auch blieb der Ehebruch meistens unbestraft, weil diejenigen, die das Strafbt zu üben hatten, sich selbst von Schuld nicht freisprechen konnten. „Es ist auch kein straff mer,“ klagt Geiler, „die übel werdēt nit gestrafft, die da straffen soellen feind selb wurmeffig (wurmstichig), die rats herren hond (haben) eygen metzē in den heüfzlin dar affter (hinten) in den winckeln fitzē, die sie ziehen, oder feind in anderen heüfern haufzherren, die

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 476, vgl. Bd. I. S. 320. Bd. II. S. 189. — ² Ebendas. Bd. I. S. 205. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 205—206.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 41. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 206.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 128.

⁷ Geyler von Keyferfzberg, *Pöftill.* teyl III. S. LXVIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis.

sie spicken mit speck und schmaltz, da sie ufz und yn geend (gehen), ist lauter ertzueberey.“¹ Fast noch mehr verwildert aber waren die Sitten der Edelleute. Geiler wirft denselben vor, daß sie zwar auf äußerlichen Glanz ihres Standes halten, aber Raub und Ehebruch nicht für ehrlos ansehen: „Aber weñ sye roubē, od’ stelen, od’ ein bid’man sein wyb od’ tochter beschiffen (betrügen), dz den dē nuessig gon nochfolgt, — dz ist den erlich deinē geschlecht.“² Ja, manche derselben hielten sich neben ihrer Frau noch besondere „kebszfrowen“³ in ihrem Hause. Geiler berichtet darüber: „Die dritte Schell ist, ein öffentliche Huren oder Schottel neben der Frawen im Hauß haben und halten. Es seindt etliche, die lassen sich nicht daran vernuegē (genügen), das sie die trew und ehr an jren frommen Weibern brechen, sonder halten noch ein Huren oder zwo darbey im Hauß, betrüben also jr fromme Ehefrauwen öffentlich, stecken jr ein dorn in die augen.“⁴ Abgesehen davon, daß dies schon an sich höchst verwerflich sei, werde dadurch auch ein schlimmes Beispiel gegeben: „Über das gibst du deinen Nachbawren boese exempel, das sie auch dergleichen geren (begehren) zu thun“,⁵ und so ist es denn begreiflich, daß von solchen gesagt wird: „Fuer war diese werden ein boeses end nemē, unnd ob sie schon mit ehren ab dieser Welt kommen (das doch gar selten geschicht) so wirdt sie doch Gott der Herr nach diesem leben mit dem ewigen Hellischen Fewr straffen, das haben sie gewisz zu versehen.“⁶

Nicht viel besser, als um die Ehemänner war es auch um die Ehefrauen bestellt. Schon Berthold meint, daß manche derselben ihren Mann für eine Metze Hafer aufgebe: „Ich hân (halte) ez dar für, dâ sitze eteliche (manche) vor minen ougen, sie gaebe mir ir man umb eine metzen habern ûf.“⁷ Aber nicht genug hiermit, sie suchten auch andere Männer noch zu verführen, wobei sie eine

¹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwert*.

² Derselbe, *Poßtil. teyl III. S. LXIII. Pred. Am Neünden sonnntag noch Trinitatis*.

³ Ebendas. teyl I. S. IIII. Pred. Am andren Sonnentag des Advents.

⁴ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff. S. 122—123*.

⁵ Ebendas. S. 123. — ⁶ Ebendas.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 335.

solche Kunst entwickelten, daß das alte Wort immer wieder bewahrheitet wurde: „Die frouwen habent mannes herzen aller schierste (in aller kürzester Zeit) überkomen“¹ (überwunden). In ähnlichem Sinne spricht auch Geiler sich aus: „Die ander Schell der boefen Weiber ist, die unerfettigkeit der wolluft. Dann es sein etliche dermassen auff die Geilheit und unkeuschheit geneigt, das wenn sie drey oder vier Maenner hett, moechten sie jr begirde unnd unerfettigkeit nicht erfuellen.“² Als Beispiel der Art führt er Kleopatra an: „Aufz welcher zaal die Koenigin inn Egypten, mit nannen Cleopatra ist gewesen, die begieng offentliche schandt unnd unkeuschheit, mit einem jedlichen Kriegsknecht, der jhr nur ein wenig gefiel.“³ Ja, sie scheute sich nicht, ihren eigenen Sohn zum Manne zu nehmen: „Diese war also der Geilheit ergeben, das sie jhren eigenen Sohn zum Mann name, von welchem sie auch nachmals ist getoedt worden, da sie dann jhr unerfettigkeit erfuellet hat.“⁴ Unter diesen Umständen ist auch nichts thörichter, als wenn manche Männer ihren Frauen noch Studenten, Pfarrer und Mönche ins Haus einladen und ihnen so Gelegenheit zum Ehebruch geben: „Die fuenfft Schell ist, sonderliche und heimliche freude seiner Frawen zubereiten. Dañ es sein etliche die lassen jr Weiber nicht zu öffentlichen Gastereyen oder Daentzen gehn, sonder wann sie jhr ein freudt woellen machen, lesen sie ein hauffen buerschle zusammen, von Studenten, Pfaffen und Moenchen, und fuehren sie heim zu hauz, damit sie jhren Weibern ein muetle machen, auff das sie nicht daheim verschmachen.“⁵ Über ein derartiges Verfahren urteilt Geiler mit Recht: „Solches ist ein Narrheit uber alle narrheit, und ist nichts anders, dann wenn einer Floehe in Beltz setzet, die doch von jhnen selbs darein hupffen. Solche Narren bedencken auch nicht das gemein sprichwort, Wilt du haben dein Hauz fauber, so huet dich vor Pfaffen und Dauben (Tauben). Derhalben sollen solche Narren sorg haben wenn sie fromme Weiber woellen behalten, das

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 246.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 235.

³ Ebendas. — ⁴ Ebendas.

⁵ Ebendas. S. 117—118.

sie jhnen nicht urfach geben zu Hurerey.“¹ Trotz dieser Warnung aber geschah doch öfter, was gleichfalls Geiler berichtet: „Oder die frow ist worden mitt einem kind gon, diewyl der man nitt jnheimisch ist gefin, und kan dem mañ das nitt genuog ufzrechnen, es will ir ymermeder (immerfort) felen, unnd ist angst und not do.“²

Besonders leicht wurden die Frauen bei Wallfahrten nach Rom, nach St. Jakob von Kompostella oder anderen heiligen Orten zum Ehebruche verleitet. Deshalb fordert Berthold, als er das „durch got varn kirchverte (Kirchgang) unde ze Rôme“ bespricht: „Daz sol aber nieman tuon wan (als) die man“³, und noch bestimmter erklärt er: „Ez ist deheiner (keiner) frouwen gesatz, daz si hinz (bis) Rôme vare oder ze sant Jacôbe oder an kein stat, wan (als) dâ si hinz (gegen) naht (Nacht) als (so) sicher sî, als dâ heime in ir kamer. Si mac anders vil (sehr) wol mêr sünden heimbringen, danne (als) sie ûz fuor.“⁴ Als Beleg hierfür teilt er folgende Geschichte mit: „Wir lesen von einer diu fuor (fuhr) ze Rôme, diu lie (liefs) dâ, daz si dar brâhte und brâhte dannen (von dannen), daz si dar nilt brâhte. Sie lie (liefs) ir magetuom (Jungfernschaft) bî sant Pêters münster und wart eines kindes swanger.“⁵ Von einem noch schlimmeren Falle aber, der eine gewisse Maria betrifft, weiß eine Leyzersche Predigt zu berichten: „Zu einem male in exaltacione sancte crucis inne herbeste zus heiligen cruocis messe do vuor (fuhr) eine michele (grofse) vart uz deme selben lande (sc. Ägypten) ir betevart (Wallfahrt) zu ilerufalem. uf daz sie daz heilige cruce anbetten. Do fi do schiffeten und varn wolden. do quam sie (sc. ein wip die hiez maria) dar zu den schiffen und bat sie, daz si sie mit in (ihnen) liezen varn und daz sie daz lon an ir selben nemen. Sie gonde (gönnte) in (ihnen) allen irs libes wol. Da warn iunger luote genouch in dem schiffe und bat sie. den daz wole behagete die leider ouch bofes libes warn. die namen sie in daz schif und begingen so

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 118.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl I. S. XXXIII. Pred. Am Sönentag Sexagesima.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 356.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 225, vgl. Bd. I. S. 356.

⁵ Ebendas. Bd. II. S. 225.

groze bofheit mit ir. daz daz wunder was. daz fie daz mere getragen mochte. daz der 'ahnechtige got finen flach niht ober fie alle liez ergen. Also vuor fie mit der bofheit und mit der unreinicheit daz nieman in dem schiffe was der sich des mochte entsagen erne hette (er hätte nicht) sine bofheit mit ir. er were alt oder iung.“¹

Nicht viel anders, als den Ehebruch beurteilt Berthold es, wenn die Frauen die Rolle der Männer beim ehelichen Verkehr übernehmen. Er setzt freilich gleich hinzu, dafs er sich hierüber nicht näher aussprechen könne um der bösen Zungen willen, die ihn leicht in übles Gerede bringen möchten. „Dô unser herre“, so lauten seine Worte, „des aller êrsten die ê (Ehe) satzte in dem paradise mit Adâme unde mit Êven, dô satzte er, daz diu frouwe dem manne undertaenic waere unde der man der frouwen hêrscher waere. Nû sint die frouwen als (also) küene für (mehr als) die man worden, sam (als ob) sie mit dem tiuvel beheftet sîn, unde strîtent, als (als ob) in (ihnen) der tiuvel daz swert geseget habe, sô (so oft als) sie an der heimeliche (Heimlichkeit, Beischlaf) sint, unde sitzent danne dâ vor mir, als (als ob) sie niht ein wazzer kûnnen betrüeben. Unde sô sie danne in die kamern koment, sô vehtent (fechten) sie unde kempfent, sam (als ob) sie mit dem tiuvel beheftet sîn. Pfi, dîn verschamter (schamloser) unflât gote unde der werlte (Welt)! welich (welcher) der tiuvel heizet dich kempfen unde welich (welcher) der tiuvel hât dir den kampfkolben (Kampfklenle) erloubet? Man suln strîten unde frouwen suln spinnen.“² Nach diesen Worten läfst er sich einwerfen: „Bruoder Berhtolt, ich enweiz niht, waz dîn meinst“, fährt dann aber gleich fort: „Sich (sieh), daz ist mir daz aller liebste; got helfe mir, daz dû mich niht verstêst. Aaer ein schalkhaft herze verstêt mich wol. — Nû getar (wage) ich für baz (ferner) mê (mehr) niht sagen vor den boesen zungen. Unde doch wil ich ez iu (ench) baz bediuten (erklären). Ich meine, als (so oft als) frouwen mannes gewant an legent. Der dâ verstê, der verstê. Ein man sol ein man sîn, ein frouwe sol ein frouwe sîn.“³

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 103.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 325. — ³ Ebendas.

Welcher Art aber auch die von Männern oder Frauen begangene Unkeuschheit war, Berthold ermahnt dieselben immer von neuem wieder: „Sô hûetet iuch (euch) vor disen mordern, vor unkiusche, vor unrehter liebe des fleisches.“¹ Wohl weiß er, daß seine Predigt bei vielen nur Verachtung erregt, denn „swaz (was immer) man in (ihnen) gesagen mac, ich und ander prediger, daz ist niht (nichts) danne (als) ir gespötte“,² dennoch aber läßt er nicht ab, eindringlich zu bitten: „Unde dar umbe, ir hêrschaft alle samt, durch den almehtigen got flieheth die unkiusche, wan sie der aller schedelichsten sünde einiu ist, die diu werlt (Welt) ie gewan oder iemer mêr gewinnen mac.“³ An anderen Stellen bezeichnet er dieselbe als „tôt-sünde“⁴, als „der siben houbetsünde einiu“⁵ (eine), wie auch Hermann von Fritslar sie nennt⁶, und sagt von ihr: „Und alse (so oft als) dû man oder dû frouwe niuwen (nur) ze éinem mâle zer unê (Konkubinat) mit einander sît, sô habet ir eine houbetsünde getân unde wirt iuwer (euer) beider niemer rât.“⁷ In einer Leyzerschen Predigt aber wird die Unsittlichkeit für ein Übel erklärt und in dieser Beziehung neben den Hochmut gestellt: „Der menfche hat zvei uobel. daz eine ist des geiftes. daz ist der hohmut. daz andere ist des vleisches. daz ist die unkufcheit.“⁸ Zugleich hören wir von „einem unkuoscheren und einem ungetruowen man. der aller der suonde nie keine vormiden wolde da in sin gemuote zu getruog. swie (wie) unreine si warin“, daß er „ein suondich man in der werlde (Welt). ein offen suondere“⁹ gewesen sei. In ähnlicher Weise brandmarkt auch Geiler die fleischliche Lust als „ein lafter“¹⁰, als eine „katlach (Kotlache) — in ir zuo fudelē“¹¹, und so

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 69. — ² Ebendas. Bd. I. S. 83

³ Ebendas. Bd. I. S. 178, vgl. Bd. I. S. 82 u. S. 435.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 263.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 434, vgl. Bd. I. S. 526.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 117.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 307.

⁸ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 46—47.

⁹ Ebendas. S. 72.

¹⁰ Geyler von Keyferlzberg, *Postill*. teyl II. S. LI. Pred. Am Sambstag noch Reminiscere. Derselbe, *Von den syben scheiden, das sybēt un̄ leſt laſter*.

¹¹ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sybēt un̄ leſt laſter*.

sehr er auch sonst davor warnt, über andere zu richten, so meint er doch: „So du fychst (siehst) — zwey beyeinander am bett ligen das du die selben urtheilest als fünder, das verbüttet dir der herr hye nit.“¹ Ja, Tauler verdammt außer der leiblichen auch die geistige Unkeuschheit, die an unreinen Dingen Gefallen findet und noch schädlicher, als die erstere ist: „Zuo gleicher weisz als die ufzwendig unkeüfheit hinweg traget die reinigkeit des leybs, also traget die inwēdige unkeüfheit hyn weg die edlē lautrē reinigkeit des geists, un als (so) vil der geist edler ist dā (als) dz fleisch, also vyl ist auch dyse fünde schedlicher dā (als) die andern fünd.“²

Derselbe Tauler erklärt auch, daß es der Teufel ist, der den Menschen zur Unkeuschheit treibt. „Er hat sein funderlich hund darzuo“, so sagt er von Gott, „das ist der boefz geist, der iaget den menschen mit manicherhand unreinen anfechtungen. Er schleicht an allen endē zuo, unnd iagt den menschen mit seiner bekerüg, nun mit hoffart, nun mit geitigkeit (Habgier), nun mit unkeüfheit, yetzundt sunft (so), yetzundt so.“³ Überhaupt gehören die Unzüchtigen, wie sie die Teufel „hōhe (hoch) kroenen“⁴ (verherrlichen), auch den Teufeln an: „Die ahten (achten) daz sint alle die mit unkiusche umbegēnt (umgehen) zer unē (Konkubinat). Ir die tiuvel die nemet ouch (auch) ze iu (euch), wan (denn) der wil got über ein niht in sîn rîche. Wê, ir tiuvele, dā wirt in (euch) gar ein michel (großes) her“⁵ (Heer). Noch lieber aber sind dem Satan diejenigen, welche sich des Ehebruchs schuldig machen: „Ez sî man oder frouwe, daz sînen lîp (Leib) einem andern gît (giebt), die sint dem tiuvele lieber danne (als) die êrsten.“⁶ Selbst im Tode suchen die bösen Geister die Seele eines solchen an sich zu ziehen, so sehr auch die Engel sich bemühen, ihnen dieselbe zu entreißen.⁷ In der That gelingt den ersteren ihr Vorhaben auch, so daß

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Poetill.* teyl III. S. LIII. Pred. An dem Fyerdten sonnentag noch Trinitatis.

² Joannis Taulery *Predig An der heiligen dry künig abent.* S. VI.

³ Derselbe, *Predig Uff unsers herren fronlichnamstag.* S. LXIII.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 206.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 469, vgl. Bd. II. S. 151. — ⁶ Ebendas. Bd. II. S. 189.

⁷ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 65.

Berthold versichert, die Unzüchtigen fielen von den Wegen zum Himmel in die Hölle hinab: „Als dise nescher (der der Sinnlichkeit fröhnt) unde nescherinne, ez sî man oder frouwe, junc oder alt: alle die mit der unê umbe gênt und alsô naschent von einem zem andern als ein vihe, die gênt unde vallent von den wegen allen drin (sc. die ûz der heiligen kristenheit zem himelrîche gênt) hin abe in die helle, dâ ir (ihrer) niemer mêre rât wirt.“¹ Dort wartet ihrer die Verdammnis am jüngsten Tage als dem Tage des Gerichtes: „Ir êbrecher und ir nescher unde nescherin, waz sprecht ir dar zuo? Ir sît an der vordersten schar, die man verdampt an dem jungesten tage an den grunt der hellen.“² Indem Berthold daher noch einmal ermahnt, die Unkeuschheit zu fliehen, fügt er drohend hinzu: „Wellet ir des niht tuon, vil wunderlichen balde — von der gnâde gotes in den lôn nâch den sünden zuo dem êwigen tôde, nû des êrsten an der sêle und an dem jungesten tage an lîbe und an sêle!“³ Er gibt zugleich den Grund an, warum Gott diese Sünde vor allen anderen strafe: „Wande (denn) sie heizet aller untugende groeste unde sie hât ouch der almechtige got sît (seit) anegeunge (Anfang) der werlte griulicher gerochen danne (als) deheine (irgend eine) sünde.“⁴

Indessen nicht nur im Jenseits, auch hier auf Erden finden Unkeuschheit und Ehebruch bereits ihren Lohn. Berthold erinnert in dieser Beziehung an das mancherlei Ungemach, welches Unkeusche zu erdulden haben: „Und die nescher unde nescherinne sint, die müezent manic ungemach lîden, daz dise ouch niht enlident, die kiusche unde staete (beständig) sint.“⁵ Wird doch der Ehebrecher von dem Manne der Frau, mit welcher er Ehebruch treibt, nicht selten erstochen; denn Berthold redet von Fällen, „dâ einer gerne sünde taete mit eins andern mannes êwîbe unde laet (läßt) ez durch got niht noch durch anders niemanne, wan (außer) daz er fürhtet, werde ez ir wirt (Ehemann) innen daz er in ze tôde erstaeche.“⁶ Was hier befürchtet wird, muß aber auch

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 309. — ² Ebendas. Bd. I. S. 192.

³ Ebendas. Bd. I. S. 435. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 105.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 231. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 557.

öfter geschehen sein, da Geiler von dem unzüchtigen Leben bemerkt: „Ich wil geschweygen das vil darumb erftochen werden.“¹ Büßten so die Ehebrecher ihre Lust hier und da mit dem Tode, so gingen auch die Ehebrecherinnen nicht straflos aus. Zunächst befanden sie sich schon in steter Angst und Besorgnis, entdeckt zu werden: „Unde die êbrecherinne die müezent manigen schrecken nemen unde iezuo (jetzt) hin rücken unde danne her wider tücken (ducken) unde hin gücken unde her gücken unde her wider gücken, unde müezent danne sorgen umbe lip (Leib) und umbe sêle.“² Kam nämlich ihre Untreue ans Licht, so stand ihnen „der besem unde diu schaere“³ bevor, denn in diesem Falle wurden sie „durch villen (stäupen) unde durch schern“⁴ gestraft. Selbst die unschuldigen Bastarde hatten unter dem Unrecht ihrer Eltern zu leiden, wie denn Berthold erklärt: „Ez ist der groesten schaden einer, daz alliu diu kint diu von der sünde werden geborn von der unkiusche, diu müezent schaden haben, dâ vil unsaelden (Unheil) von kûmt: êlôs (außerhalb des Gesetzes stehend) und erbelôs (ohne Recht des Vererbens) und rehtelôs (rechtlos) müezent sie sîn maniger hōhen êren, beide geistlicher unde werltlicher êren. Er mac ze werltlichen êren niemer als (so) vollekomen sîn als ob er ein êkint (eheliches Kind) waere. Sô mac er an geistlichen êren niemer kein pfarrer werden ze rehte noch prêlâte. Und als (so) manic schade lît (liegt) an der sünde.“⁵ In ganz demselben Sinne äußert er in einer anderen Predigt: „Als (so) unreine ist diu unkiusche und als (so) vînt (feind) ist ir der almechtige got, daz er halt diu kint diu von der unêlichen unkiusche koment niemer an die êre ze rehte laet (läßt) komen, dâ die êlichen an sint. Sie sülnt (sollen) ze rehte niemer prêlâten werden in deheinen (irgend einem) konvente noch werltliche rihter (Richter) noch geistliche rihter noch pfarrer. Von des bâbstes wegen unde von sînem gewalte hân (habe) ich niht ze reden. Dû muost ein basthart sîn êlôs und erbelôs. Daz hât dîn vater unde dîn muoter geschafft, dô sie in den strik des tiuvels gerieten.“⁶

¹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sybēt un̄ leift lafter*.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 231.

³ Ebendas. Bd. I. S. 557. — ⁴ Ebendas.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 178. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 413.

Aber auch sonst führt die Unkeuschheit grofsen Nachteil mit sich, insofern sie der Gesundheit schadet und die Lebensdauer verkürzt. Daher sagt Berthold: „Ir jungen liute, ir müget sie gerne fliehen, wan (denn) sie nimt iu (euch) der liebsten dinge zwei diu ir iendert (irgend) an iuwerm (eurem) libe habet: daz ist gesuntheit unde langleben.“¹ Geschlechtliche Ausschreitungen stehen aus diesem Grunde mit Unmäßigkeit im Essen und Trinken auf einer Stufe: „Nû seht, ob ir iht (irgend etwas) bezzers unde liebers an iuwerm libe habt danne (als) gesuntheit unde langleben? Ist ieman (jemand) hie der gerne alle zît gesunt sî unde lange lebe, der hüete sich vor disen zwein sünden. Der (derer) heizet einiu unmâze an ezzen und an trinken; diu ander unmâze des fleisches mit unkiuschen dingen. Dâ nimt man sô maniger lande (mancherlei) schaden von der ungesuntheit des libes, daz ez nieman (niemand) vollesagen kann.“² Was die Schädigung der Gesundheit im einzelnen anlangt, so wird, wie „des fünders fele“, so auch sein leibliches Auge „blind von der unküfche“³, und auferdem können Lähmung und Aussatz als Folgen derselben eintreten: „Sô wirt der blind, sô wirt der lam; dû maht (magst) halt ûzsetzic werden von unmâze der stinkenden sünde, diu toetelt (wie ein Toter riecht). Selbe taete, selbe habe (du thatest es selbst, nun habe es selbst). Daz dû dir selber gebriuwen (gebraut) habest, daz trink ouch selber.“⁴ In Einklang hiermit steht, was Geiler von dem unkeuschen Leben versichert: „Es bringt schadē (sprich ich) dē leyb, un̄ schwecht in, wañ (denn) wie truckenheit (Trunkenheit) einē menschē gantz entaederet (von Kraft bringt), dz er onmechtig schwach würt, alfo machet difz lafter einē menschē mit ein and' gantz schwach und verderbt in das ein ellend ding ufz im würt, die augen trieffen im, wirt blind ee zeyt, ist gätz schwach ziehent die lendē hernaher wie ein wolff un̄ ist ein ellend gestalt umb fie. — Aber ein mensch der keüfchlich und reinigklich lebt, der ist allweg keck, frisch,

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 483, vgl. Bd. I. S. 178.

² Ebendas. Bd. I. S. 430.

³ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 64.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 435.

mufter (munter?) und wacker, und getrungen wie ein hüpfch rofz.“¹ Dafs die Syphilis bei unseren Predigern noch nicht erwähnt wird, erklärt sich daraus, dafs dieselbe vereinzelt zwar schon im vierzehnten², dagegen epidemisch erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Europa auftrat.³ Schädigen aber Excesse in Venere die Gesundheit, so verkürzen sie damit auch das Leben und setzen demselben bisweilen selbst ein baldiges Ziel. Wir lesen deshalb bei Berthold noch einmal: „Unde die sich aber dran (sc. an der unkiusche) flizent (befeilsigen) an die übermâze, die gähent (eilen) von der gesuntheit des lîbes unde von ir lanchlebenne, alse (wie) sie sich versûmet (vergangen) habent an dem tôde des lîbes unde der sêle.“⁴ Freilich äußert ein Hörer infolge dieser Bemerkung: „Wie, bruoder Berhtolt! nû hât sîn der gar vil getân unde lebet noch?“ Bertholds Antwort aber lautet: „Jâ er haete sus (sonst) aber vil langer gelebet unde waere vil gesunder gewesen. Jâ (fürwahr) wurden eteliche gar alt. Ez wart Adam drîzic jâr alt unde niun hundert jâr alt; her Nôê (Noah) wart zwei unde fünfzic jâr alt unde niun hundert jâr alt; her Matusalan (Methusalah) niun unde selzic jâr alt unde niun hundert jâr alt. Vor der sintfluot wart nie kein mensche geborn, daz under niun hundert jâren tôt gelaege wan (ausgenommen) driu (drei) unde lesen des niht, sît (seit) diu sünde sô gemeine wart diu unkinsche, daz sît (seitdem) ie dehein (irgend ein) mensche waere, daz drithalp hundert jâr alt wurde wan (ausgenommen) driuzehen menschen. Diu selbe sünde ie seltener getân ie bezzer an lîbe und an sêle.“⁵ Oft vernichtet diese Sünde geradezu das Leben, wofür Berthold sich auf den weisen Salomon beruft: „Propter speciem mulieris multi perierunt, spricht Salomôn: von unkiusche mit wîben (Weibern) ververt (stirbt) ir gar vil.“⁶

¹ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sybēt un leift lafter.*

² A. Corradi, Nuovi documenti per la storia delle malattie veneree in Italia dalla fine del quattrocento alla metà del cinquecento. *Annal. univ. di med. e chir.* Milano 1884. Vol. 269. pag. 289—386.

³ H. Haeser, Geschichte der epidemischen Krankheiten. Jena 1865 S. 223. § 52.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 434.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 434—435. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 434.

Unter so bewandten Umständen unterlassen unsere Prediger nicht guten Rat zu erteilen, wie man sich „die geiftliche gewere (Waffe) — der küfcheit“¹ erhalten soll, die, einmal verloren, nicht wiederkehre. „Wan (denn) hât man alle tugende verlorn, die mac man wider erkrigen; wer aber den magetum (Jungfrauschaft) „verlûset (verliert), den mag man numêre (nimmer) wider irkrigen.“² Sie ermahnen in dieser Beziehung auf Jesum zu sehen und seinem makellosen Vorbilde zu folgen: „wir fuln haben — die kuofcheit die unf ihesus XPS gewifet hat der den kuofchen und den reinen licham (Leib) umphinc (empfang) in deme lichame der ewigen magt fente Marien. finer muoter.“³ Die hier erwähnte Mutter Maria wird gleichfalls als ein Muster der Keuschheit hingestellt, denn „unser vrowe (Frau) fente marie — behielt irn reinen magetum“⁴, so heist es in einer Leyzerschen Predigt von ihr. Deshalb konnte auch nur ein so keuscher Mann, wie der Evangelist St. Lukas, ihr Hüter sein: „Dirre (dieser) heilige was ein cappelân unser vrowen (Frau) und schreip (schrieb) sîn êwangelium ûz unser vrowen munde; und wêre her (er) nicht ein alsô kuische mensche gewest, di aposteln enheten (hätten nicht) in nie dar zu gesatzt, daz her ein huter wêre gewest unser vrowen.“⁵ Auch sonst wird die Keuschheit des heiligen Lukas gerühmt. „Sanctus Jeronimus schrîbit von ime“, so berichtet Hermann von Fritslar, „daz her (er) ein reine jungvrowe was und lebite in dirre (dieser) zît vir und achzie jâr und starp heilicliche und vur zu gote.“⁶ Nicht minder als Lukas ist der heilige Johannes im stande die Gläubigen zur Nachfolge in der Keuschheit zu reizen. Erfahren wir doch von ihm: „Diz ist der junger den Jêsus lip hate. Man vreget (fragt): war umme hete he in leber dan (als) einen anderen? Di êrsten sprechen: umme sîne jungfrowelichen reinekeit, wan (denn) he ein juncvrowe was; wan der maitum (Jungfrauschaft) treit (trägt) di krône uber alle tugende.“⁷ Ähnliches, wie über

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 62.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 37.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 30.

⁴ Ebendas. S. 112.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 219.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 221. — ⁷ Ebendas. Bd. I. S. 37.

St. Johannes, wird auch über den Apostel St. Andreas berichtet: „Her (er) ist ouch ein behuter meitlicher (jungfräulicher) kûscheit, wanne (denn) her selber ein reine jungvrowe was. Diz bewisete her an eime (einem) heiligen bischove wol, der dô ein reine kûsch man was, und hate sente Andréas gelobet zu dinen und gekorn (erkoren) zu eime aposteln.“¹ Aber auch nach den Tagen der Apostel und Evangelisten hat es Männer gegeben, welche die drei Klostersgelübde, die Berthold einschärft, getreulich bewahrten und damit zur Nach-eiferung ihres Verhaltens einluden. Richtet doch dieser an die Mönche die Aufforderung: „Daz dritte daz dû diu gesetzede (Gesetze) dînes ordens flîzlichen behaltest (hältst) und aller meiste driu dinc dar ûf allez geistlichez leben gruntvestet ist, daz ist kiusche und armuot und gehôrsam.“² Hierher gehört der heilige Nikolaus, über den Hermann von Fritslar in seinem Heiligenleben bemerkt: „Zu deme funften mâle lobet man in umme sîne magetliche kûscheit“;³ ebenso der Stifter des Dominikanerordens, St. Dominikus, von dem wir hören: „Her (er) was ouch selber ein juncvrowe“⁴ und endlich der Provinzial dieses Ordens, Meister Eckhart, dessen Reden wiederholt von uns angezogen sind. Denn „meister Eckehart wart gefrâget, waz daz groeste guot wêre, daz im got ie getân hête. Er sprach: der sint driu. Daz êrste: mir sint genomen und abe gesniten fleischliche begirde unde gelüste.“⁵ Hat ein jeder dieser Männer durch „lûtere (lautere) kuischeit“ bewiesen, „daz her (er) sî ein ûzzerwelt jungere unses herren“⁶, so hat es andererseits auch nicht an reinen Jungfrauen gefehlt, deren heiliger Wandel einen mächtigen Antrieb ihnen gleich zu werden darbot. Von diesen Jungfrauen lesen wir in einer Predigt bei Tauler: „Darnach volget die felig schar der reynen keüfchen unbefleckten iunckfrowen an leib und an gemuet. O wie ein schoen wunniglich ding das ist, in dem leyb funden werdē unberuert als ein engel, wem Gott der eren gan (gönnt), das er in dem kleid gefunden wirt, das er selber und fein werde muotter fo

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 9.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 260.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 16.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 173. — ⁵ Ebendas. Bd. II. S. 602.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 250.

über all zierde truogen.“¹ Auch in einer anderen Predigt werden solche keuschen Jungfrauen gerühmt, die den Engeln gleich kämen und ihnen besonders lieb wären: „wan (denn) di juncvrowen sint der engele swester, und di engele wonen gerne bî in“² (ihnen); denn, so versichert ein Prediger des dreizehnten Jahrhunderts, „er lebt engelîshen nicht mennîfhlichen der finen leip chiufhlichen behaltaet. Diu chiufh volget got vorderlichen (vornehmlich) vor aller felicheit. Nu fecht (seht) wie groz der chiufh reincheit îft.“³

Raten so unsere Geistlichen sich durch das Vorbild der Heiligen zur Keuschheit bestimmen zu lassen, so warnen sie dagegen vor unreinen Gedanken. Als Berthold einmal die verschiedenen Arten der Unkeuschheit, deren jede die Seele töte, mit Speeren vergleicht, führt er als den ersten Speer die fleischliche Lust an: „Daz êrste sper bezeichent eine untugent: daz heizent boese geluste des fleisches, sô dem menschen zem êrsten wol îst in sînem gemüete mit dem geluste der unkiusche.“⁴ Daher empfiehlt er der Jugend auf ihre Frage: „Wie, bruoder Berhtolt, wie suln wir jungen liute uns behüeten vor des tiuvels stricken, die er uns mit der unkiusche raetet?“⁵ nicht am wenigsten auch die unzüchtigen Gedanken zu fliehen: „Dar zuo soltû (sollst du) dich selber beschirmen vor üppigen gedenken —: sô mahtû (magst du) dine kiusche wol behalten. Wilt dû aber die gedenke lâzen fliegen frîliche (frei) hin unde her, sô wirt dir der stric desten lihter (leichter) an geleit“⁶ (gelegt). Auch Geiler kennt die grofse Gefahr, die in einer ausschweifenden Phantasie liegt, und tadelt daher den, welcher sich derselben überläfst, mit den Worten: „Aber du thuoft eins und springest wider in die kotlachen, dz îft, du bekümmereft dein hertz mitt unkûschen gedencken, gedenckest an die aller schnoedesten ort die an der frawen seind.“⁷ Berthold aber erklärt, dafs unkeusche

¹ Joannis Taulery *Predig Uff aller Heiligen tag*. S. CLIX.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 110.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts*. S. 12.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 140.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 481. — ⁶ Ebendas.

⁷ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünfftzehenden sonnntag noch Trinitatis.

Gedanken ebenso gut, wie unkeusche Werke, eine Todsünde seien: „Alsô sint eteliche, die tuont kein unkiusche mit dem libe (Leibe), si gedenkent aber sô gelustlichen dar nâch, wie die liute tuon, und swenne (wenn irgend) der mensche mit geluste dâ mite umbe gêt sô ist ez ein tôtsünde.“¹ Deshalb ermahnt denn Geiler in seinem Seelenparadiese die unreinen Gedanken wie eine giftige Schlange zu meiden: „Darumb fol ein mensch von jugent uff zuo allen zeiten mit grofzer behuotfameit sein hertz verhueten vor aller fantesy, die jn moecht reitzen tzuo fleischlichenn glûften, er fol die selbigen gedenck in feinē gemuet schnelliglichen fliehē, wie er vō uffen pflegt zefliehen einen vergifften schlangē.“² Er ist in dieser Beziehung mit dem Leben vertraut und gibt daher aus seiner seelsorgerischen Erfahrung heraus noch besonders den Rat: „Darumb so bald ein gedanck her falt un̄ ynbrechē wil, fol ein mensch in stracks ufz dem hertzē schitten naemlich am morgē so du erwachet und ufzgeschlafen hast, un̄ die gedenckē d’ unkeüfcheit kōmen und ynbrechen, folt du nymermer im beth bleybē ligen, befunder iunge hitzige menschē. Ich halt das ein mensch d’ sich nit anders moecht erwoern folcher anfechtung dan durch uffsteen, und er dz merckt od’ warnam, dz den ein folicher mensch schuldig sey uff zuo steen bey einer todfünd, damit er sich erwerben mag des gedancks un̄ verwilligens.“³ Ebenso führt er den Müßiggang als eine nicht seltene Ursache an, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen und sich an wollüstigen Gedanken zn weiden: „Darzuo fol ein mēsch auch nit muessig gon, fund’ fol etwas uebē dz im die fantasey verschlecht, dz er nitt daraffter (danach) mit den gedenckē ufzschweift, als (so) weyt als die ftatt ist.“⁴

Interessant ist die Stellung, welche Geiler nach dieser Richtung hin der bildenden Kunst gegenüber einnimmt. Er fordert die Maler und Bildhauer auf nicht einen jeden Körperteil offen und frei darzustellen, sondern dabei auf gute Sitte Rücksicht zu nehmen. „Was unschaffens (Unanftändiges) am menschen ist“, so läßt er sich

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 263.

² Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradisz.* cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXVII.

³ Derselbe, *Von den syben schwertern, das sybent schwert.* — ⁴ Ebendas.

in seiner Postille vernehmen, „das hat die natur an die ort gefetzet, das es also verborgen ist, das es an keinem andern ort moecht also verborgen sein. Sag mir eins, wo moechts die natur mer verborgen haben, daß eben an denen orten do es verborgen ist? Nyenen (nirgends). Das ist wid' die bildschnider, und wider die moler, und das voelcklin. Kein moler kan kein Jefus knabē yetzt molen, on ein zeferlin“¹ (kleines männliches Glied). Die älteren Meister, so fährt er fort, hätten eine weniger laxen Auffassung in diesem Punkte gehabt: „Das findest du nyenen (nirgends) in den alten gemaelden, das es also gemolet ist. Sunder es ist alleffammen fein verborgē uñ verdeckt, also das man nüt unschaffens sicht“² (sieht). Wie das Jesuskind, so wurden auch die frommen Frauen in unziemlicher Weise gemalt, so daß sie mehr öffentlichen Mädchen als keuschen Heiligen glichen: „Unnd nit allein ist es des stuckfzhalb, funder auch in andren gemaelden von andren heyligē. Sant Katherin, sant Barbara, sant Agnes, od' sant Margred molen fye yetz nit anders wed' (als) wie die edel wyber gond, uñ die gemeynē dirnē.“³ Durch solche Bilder werde ein junger Priester in der Kirche nicht zur Andacht gestimmt, sondern nur geschlechtlich erregt: „Soll ein junger priester über altar gon uñ messz machē, glaub mir, es bringt jm wenig andacht.“⁴ So kommt Geiler denn zu dem Schlusse: „Es sol nüt. Man solt follich bild erberlich molē uñ in d' gestalt, dz mā sich nit moecht dorā verhoenē (verderben), fund' andocht habē.“⁵ Er läßt auch den Einwurf nicht gelten, daß die Kunst in dieser Beziehung Freiheit genieße, sondern hat eine bestimmte Antwort hierauf: „Ey sprichst du, sol mā die kunft nit zeygē. Ich antwurt. Weñ du die küft zeygē wilt, so zeyg fye jm frawē hufz. do mal folliche ding, es hoert nit hyeher.“⁶

Wird von unseren Predigern schon vor unkeuschen Gedanken gewarnt, so verwerfen sie erst recht zweideutige Worte und Reden, wie sie namentlich in „boeser geselleschaft“⁷ vorkommen. Daher sagt Berthold, indem er die verschiedenen Arten der Unkeuschheit

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag.

² Ebendas. — ³ Ebendas. — ⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas. — ⁶ Ebendas.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 481.

wieder mit Speeren vergleicht: „Zem andern mâle daz ander sper heizet, der gerne schentliche rede dâ von rett (redet), und der ez gerne hoeret reden.“¹ In Übereinstimmung hiermit fordert Geiler: „Als von unzüchtigen sâchē, sol man züchtigklich reden. Was die natur verborgen hat, dz sol ein mensch nit entdecken. So nun die natur schamhaftige ding verborgen hat, warûb wolt denn ein mensch nit auch verborgenlich un̄ mit subtilen umbreden do von reden?“² Er rühmt von diesem Standpunkte aus die hebräische Sprache, die für unreine Dinge umschreibende Ausdrücke brauche. Als er nämlich auf den Evangelisten Matthäus zu sprechen kommt, bemerkt er von diesem: „Das ist der Mattheus, der do zuom aller ersten geschriben hatt sein euangelium, von d' menscheit Christi Jesu unfers herren, in der aller hoechste sprochen, dz ist in hebreisch, welche sprochen also geadlet ist, das sye nit grobs noch unschaffens (Unanständiges) in ir hat, dan̄ (als) allein das do ist mit umbreden.“³ Trotz dieser Mahnungen aber wurden unsaubere Reden sehr häufig im Munde geführt, und Berthold kann nicht hart genug tadeln, daß dies sogar schon bei jungen Kindern der Fall sei: „Unde daz iezuo alrēste ūzer (aus) der schaln sliufet (schlüpft), daz ist als (so) gar vol schalkeit, unde nennent unde redent daz man unde frouwen dâ tuont unde lachent dar zuo.“⁴ Über ein solches Kind ruft er aus, indem er zugleich den Eltern bittere Vorwürfe macht: „Pfi, dû armer loupfrōsch! Einz daz kûme einen haven mac ūf geheben, daz wil uns ouch den selben unflât mēren der unkiusche. Sô etelichez niwan (nur) aht jâr alt ist, sô nennet ez daz frouwen unde man tuont vil schalkliche. Des lachent danne vater unde muoter. Ir tuot in (ihnen) gar ūbele dran; wan (denn) swaz zem êrsten in den haven kûmt, dâ smacket (schneckt) er iemer mēr (immerfort) gerne nâch. Dar umbe soltet ir iuwer (euer) kint gar gezîte (frühzeitig) ziehen an kiusche, mit worten unde mit werken, an zûhten (Zucht) und an siten. Pfi, dû armez wûrmelîn, wie gezîte (frühzeitig) dû des tiuvels stric nimest an dînen hals!“⁵ Aber

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 140.

² Geiler von Keyserberg, *Postill*. teyl IV. S. XXII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag. — ³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 256. — ⁵ Ebendas. Bd. I. S. 483.

auch die Erwachsenen fanden an unkeuschen Worten nicht selten Gefallen, denn Berthold sagt, indem er die Unreinen mit den Tieflandsbewohnern vergleicht: „Pfi, dû rehter (rechter) niderlender, dû bist eht (eben) unkiusche mit den worten! wan (denn) ir (ihrer) ist gar vil, die mit den werken keine unkiusche getuon wellent (wollen): wan sie mügent ir niht getuon. Und als (so oft als) sie mit den werken niht unkiusche mügent (mögen) getuon, sô tuont sie sie mit den worten.“¹ Namentlich mit den Frauen scheinen die Männer gerne unsittliche Reden geführt zu haben, so daß Berthold nach dem Vorgange des heiligen Franciskus empfiehlt nur laut und kurz mit denselben zu sprechen: „Sant Francisce lêret uns, daz wir lûte (laut) und kurzlichen reden mit den frouwen, dâ kan nieman an vervaelen.“² Weiblichen Personen aber rät er vor der Thür oder am Fenster nicht unkeusche Blicke oder schmeichlerische Reden mit den Männern zu wechseln: „Ir frouwen, ir sült (sollt) iuwer ougen (Augen) phlegen vil flîzlichen und sult iuwer tütteln (schmeicheln) dâ zuo der pforten und zuo den venstern mit den mannen lâzen sîn“³ (sein). Geiler aber warnt beide Geschlechter noch besonders davor, obscöne Lieder zu singen, wenn man dieselben auch nur als fröhliche hinstellen wolle: „Itê leychtfertige lieder. Aber man wil ein erbere fach dar ufz machen, uñ nēnet es ein froelicheit. aber mich dückt dz hie zuo Straßburg, huor (Hurerei) und froelich, funt termini convertibiles, hangt als an einander, folich gancKelweyßen uñ wuefte schāpere (schandbare) wort, gond on zweyfel ufz den wueften hertzen, als im ewāgelio steet Matthei XII. Ex abundātia cordis os loquitur. Vō überfluß des hertzen redt der mund.“⁴

Einen weiteren Anlaß zur Unsittlichkeit finden unsere Geistlichen in übermäßigem Essen und Trinken. Schon Berthold sagt hiervon: „Unde dar umbe daz sîn (sc. der unkiusche) vil geschiht, daz ist dâ von, daz man den lîp nihtes (an nichts) wil lâzen gebresten (Mangel) haben. Ir armen liute, ich meine iuch niht, ich meine die

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 256.

² Ebendas. Bd. II. S. 262. — ³ Ebendas.

⁴ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwerl.*

ze allen ziten wollust wellent haben des lîbes. Swes er eins begert des muoz er iemer zwei haben, — mit ezzen unde mit trinkenne.“¹ Durch übertriebenen Genuß von Speise und Trank wird nämlich starke Hitze und damit sinnliche Begierde erzeugt: „Unde dû wirst unkusche an dem lîbe, swenne dû dich überizzest und übertrinkest; wan dâ wehset (wächst) von grôziu hitze unde grôziu unkusche.“² Auch Geiler weiß dies und beruft sich dafür auf einen Ausspruch des heiligen Hieronymus und eines Lustspieldichters: „Wen fressen und suffen, und die geburtglieder halten sich der nachburschafft, und feind einander nach (nahe) verwandt. als sanctus Hieronymus spricht. un Comicus. Sine Cerere et Bacho friget Venus.“³ Er setzt allerdings gleich hinzu, daß nicht der Weingenuß an sich etwas Unkeusches sei, aber die Unkeuschheit sei oft eine Folge desselben: „Nitt das die unkeüfheit wesenlich im wein fey, fund' nachfolgent, den welcher mensch unmeßiglich vil weines trincket, ist ein zeichen das er nit keüfheit haltett.“⁴ Daher ermahnt dem Nikolaus von Straßburg in einer Predigt: „Alsô sön (sollen) wir alle ursache fliehen, wen (wollen) wir in lûterkeit bliben, und ouch under ziten (zuweilen) starken wîn und starken pfeffer, wenn (denn) es gît (gibt) mengem (manchem) menschen ursache ze vallende (fallen) der ez unordenliche nimet nâch luste; dâ kumet ouch verlâzene (ausgelassene) gebêrde von und iteliu (eitele) wort und ein unwise gnâdelôs herze.“⁵ Ebenso verlangt Geiler von dem, der durch fleischliche Lust versucht wird, „dz er — allen fleyß ankere — mit abbruch hitziger gewürtzter speyß, und starckē wein, und vor anderen dingen sich huette, also dz er sich meßklich (mäsig) halt in effen, in trincken, in schlaffen, und in andern dingen als ferr (sofern) er ymer mag.“⁶

Unter den „anderen Dingen“, vor denen man sich gleichfalls

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 470.

² Ebendas. Bd. I. S. 191.

³ Geiler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl II. S. LXXIX. Pred. Am Sonnentag noch Letare.

⁴ Derselbe, *Der seelen Paradis.* cap. VI. Von warer keüfheit. S. XXXXI.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 271.

⁶ Geiler vō Keyferfperg, *Von den fyben schwertern, das fybent schwert.*

hüten soll, will man Keuschheit bewahren, ist besonders üppige Kleidung zu nennen. Schon das Beispiel Johannis des Täufers weist darauf hin. Denn dieser, durch Reinheit des Herzens ausgezeichnet, nahm nicht nur die einfachste Nahrung zu sich, sondern trug auch ein rauhes, aus Kamelhaaren verfertigtes Kleid: „Her (er) hate onch lûtere meitliche (jungfräuliche) kûscheit glich den engelîn. Alsô sprichit daz êwangelium: „sîn rok was von kamêlis hâre und sîn ezzen was houschreckin und walthonic.“ Und in sulcher hertikeit sô wirt kuischeit behalden.“¹ Andererseits gibt eine Leyzersche Predigt die Hoffart der Weiber in der Kleidung als vornehmlichste Quelle ihrer Unkeuschheit an: „Mine lieben. Unfer herre gefchuof elych (ehelich) gehileich (Vermählung). erne (er nicht) geschuf iz (es) duorch daz niht. daz daz wip unrechter dinge phlege mit unrechter hohvart. mit unmezlichen cleidern. und daz si da mit ir felbes (ihren eigenen) man icht (nicht) verleite und andere man reize daz si sie minnen (lieben). Da von cuomet (kommt) oberhuor (Ehebruch) manflacht (Totschlag). — Des folden die man allis stuorin (steuern). leider duorch die libe die sie zun wiben und zun kinden habint. so volgint si in (ihnen) irs willens und verliesen (verlieren) daz ewige riche.“² Übrigens sind rauhe Kleider ebensowenig, wie wachen, fasten, sich mit warmem oder kaltem Wasser waschen, unfehlbare Mittel gegen die sinnliche Lust. Daher empfiehlt Geiler in Fällen der Not noch „zuo got uff zuo schreyen“ und „die lieben heiligen, Als fant Anthonium anzuoruoffen“: „Aber das nyin für hand so du erflamest un̄ entzündt bist mit dē schwert des teufels der unkeüfcheit, dz all ander ertzneyen nit helffen woellē, haerin hembder antragen, wachen, fasten, weder kalt noch warm wasser, alles nit helffen wil.“³

Endlich wird denjenigen, die ihrer Begierde nicht Herr werden können, noch der Rat in die Ehe zu treten erteilt. „Wan (denn) swaz sie dâ tuont wider dine (sc. gotes) hulde —“, so versichert

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 144.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. XXX. (Einleitung.)

³ Geylervō Keyfersperg, *Von den syben schwertern, das sybent schwert*.

Berthold, „daz möhten sie wol tuon âne (ohne) sünde mit der heiligen ê“¹ (Ehe). Daher denn die Aufforderung, die er an einen Unkeuschen richtet: „Unde dû nescher, balde zuo der ê, oder an den grunt des niderlandes!“² (sc. der Hölle) oder, wie er ein andermal sagt: „Die ir magetuom (Jungfrauschaft) niht wellent behalten hinz (bis) an ir tôt, sô verlieset (verliert) in doch mit der ê.“³ Insbesondere sind es die jungen Leute, denen er als bestes Mittel gegen Ausschweifungen zu heiraten empfiehlt: „Und darumbe, ir jungen liute, hûetet iuch vor der selben sünde (sc. der unkinsche). Welt ir niht kiusche sîn, sô kumt doch zuo der ê.“⁴ Ja er rät ihnen diesen Bund so bald als möglich zu schliessen: „Unde wellet irs niht enbern, sô kêret balde zuo der ê unde lât (lafst) iuch den tiuvel als (so) gezîte (frühzeitig) niht vâhen (fangen) in sînem stricke der unkinsche.“⁵ Dieselbe Mahnung wiederholt er mit etwas anderer Wendung: „Unde dar umbe, ir jûngen liute, vil wunderlîchen balde ze der heiligen ê, die bî der werlte (Welt) blîben wellent.“⁶

Wie schon in diesen Worten angedeutet liegt, sollen dagegen geistliche Personen keine Ehe eingehen. Daher antwortet Berthold auf die Bemerkung einer solchen „Nû, bruoder Berhtolt, nû sô lange unde dû die heiligen ê sô vaste (stark) unde sô hôhe (hoch) lobest über ander orden: ich bin ein geistlicher mensche, ich wil mich rehte (recht) ouch ze der ê gehaben“ (halten): „Niht, niht! alse (so) liep iu (euch) himelrîche sî.“⁷ Er erklärt im besonderen, daß keine Frau einen Priester oder Diakonen zum Manne nehmen dürfe: „Den vierden menschen, den dû zer ê mîden solt unde den dir got verboten hât —, daz ist der mensche, der dem almehtigen gote verbunden ist. Daz sint alle die priesterliche wîhe enpfangen hânt (haben) unde diakene unde subdiakene: mit den (denen) mac niemer deheine (irgend eine) frouwe dekeine (irgend eine) ê gehaben.“⁸ Selbst mit denjenigen, die durch ein Verbrechen ihre priesterliche Weihe verwirkt oder die ihr Kloster heimlich verlassen haben, ist

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 192.

² Ebendas. Bd. I. S. 256. — ³ Ebendas. Bd. II. S. 141.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 151—152, vgl. Bd. II. S. 69.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 412. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 307. — ⁷ Ebendas.

⁸ Ebendas. Bd. I. S. 315.

die Ehe verboten, da der geistliche Charakter ein unzerstörbarer ist: „Obe er halt die wihe verwirket mit brande oder mit roube oder mit manslaht (Totschlag) oder wirt er aptrünnic ûzer einem klôster, sô mac man doch keine ê mit im gehaben.“¹ Eben sowenig wie mit Geistlichen soll man mit solchen, welche einem Kloster angehören, seien es Mönche, seien es Nonnen, in den Ehebund treten: „Und alle die orden hânt (haben) enpfangen in kloestern, sie sîn gewihet oder ungewihet, pfaffen oder leien, gelêret oder ungelêret, frouwen oder man, meide oder witwen, und alle die orden hânt enpfangen oder wihe, als ich hie (hier) gesprochen hân (habe), die sint alle sament dem almehtigen gote verbunden vestecliche (fest), daz eht (eben) niemer mêre dehein (irgend ein) mensche deheine (irgend eine) ê mit im gewinnen mac.“²

Während aber Berthold die Ehe mit Geistlichen und Klosterleuten strenge untersagt, erteilt er Laien, die sich zu vermählen gedenken, noch einen besonderen Rat, von dem er freilich gleich bemerkt, daß es nur ein Rat seinerseits und nicht Gottes Gebot sei. Dieser Rat geht dahin, daß junge Mädchen keine alten Männer und überhaupt nur Gleichaltrige unter einander heiraten sollen: „Doch wil ich iu (euch) einez râten; ez hât aber iu got niht geboten, niwan (nur) daz ich ez iu râte mit guoten triuwen (Treue). Wan wir grôzen gebresten (Mangel) dâ von haben unde sehen unde hoeren, daz ir gar jungiu kint alten mannen gebet, dâ von râte ich iu, daz ir ein jungez dem andern gebet, und ein altez dem andern. Unde dar unbe, daz dir gelîch (gleich) sî an der jugent und an dem alter, — daz nim.“³ Bei großem Altersunterschiede gerate nämlich die Ehe selten wohl, da der Mann trotz aller Künste, die er anwende, doch ein alter Mann bleibe und die junge Frau leicht jungen Männern vor ihrem Gemahl den Vorzug gebe: „Swenne ein alter eine junge frouwen genimet, sô waere eht er sô gerne junc unde taete er dem lîbe gerne wol; sô ist er doch ein alter grîsinc (Graukopf). Sô kleidet er sich juncliche, sô ist er eht ein alter grîsinc. Sô

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 315.

² Ebendas. Bd. I. S. 315—316. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 320.

badet er sich, sô ist eht er ein alter grise (Greis). Sô heizet er im den bart nâhen (dicht) ûz der hiute (Haut) schern; sô schirt man im nâhen, sô ist eht er ein alter grîsinc. Unde sie gesiht vil lihte (vielleicht) etelichen, den sie gerner (lieber) siht danne (als) in. Unde dâ gar junge frouwen alte man nement, daz geraetet eht selten wol.“¹

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 320—321.

IV. Kapitel.

Die körperlichen Übungen.

Werden wir die bisher erwähnten Mittel, welche unsere Prediger gegen die Unkeuschheit empfehlen, durchaus als berechtigte anerkennen müssen, so können wir ihnen dagegen nicht beipflichten, daß körperliche Übungen in jedem Falle die Sinnlichkeit fördern. Am ehesten dürfte dies noch bei dem Tanze zutreffen. Derselbe war altgermanische Sitte, denn als das frühste und keckste Spiel, das bei den alten Deutschen geübt ward, erscheint ein Tanz, welchen Jünglinge mit nackten Leibern zwischen nackten Schwertern und Lanzen aufführten.¹ Ist von einem derartigen Waffentanze auch im Mittelalter nicht mehr die Rede, so hören wir dagegen von Reigentänzen, zu denen sich Männer und Frauen mit einander verbanden. Wie der schon mehrfach erwähnte Augustinermönch Gottschalk Hollen berichtet, bildete man dabei einen Kreis, indem man die Arme ausstreckte und sich mit den Händen fest aneinander hielt; zugleich wurde dazu gesungen und gesprungen.² Geiler bezeichnet einen solchen Reigentanz, bei dem man sang, mit dem Namen „heygerleyfz“; er tadelt nämlich, daß manche wähnen, sie könnten

¹ Genus spectaculorum unum atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu jaciunt. Tacitus, *de Germ.* cap. XXIV.

² R. Cruel a. a. O. S. 625—626.

Gott und dem Reichtum zu gleicher Zeit dienen, „als do man ein heygerleyfz macht, und koennt gott ein handt byeten, unnd der rychtuomb die ander hand, unnd also umbhaer dantzen.“¹ Ausführlicher kommt er auf den Reigentanz bei der Erklärung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne zu sprechen. Nachdem er hier berichtet hat, der Vater desselben habe ein feistes Kalb zu schlachten befohlen, fährt er fort: „Und also noch dem befelh, do alle ding zuogerichtet seind wordē, do habent sye angefangen essen und trincken und wol zuolebē, und seind (als man spricht) froelich gesin und guots dings, unnd habent dornoch gedantzt. Aber sein elter suon was im feld duffen (draussen) uff dem acker, do er am obent (Abend) heym kam, un̄ nydnen (unten) vor dē hufz stuond, do hort er seitenpil, dozuo ein gefeng un̄ ein dantz, ich kans nitt balfz (besser) tüttschen. Ein heygerleyfz, ein schübelecht (ringförmig) daentzlin, das ist Corus, a corona, do man umbhaer got (geht) in rings wifz (Weise), als die iungen knabenn und toechter spülgent (pflegen) zuothuon, un̄ dozuo fingent. Difz tantzē was bey den alten saltatio coevorum“² (= coaeorum, Gleichaltriger).

Wie sehr der Tanz bei Jungen und Alten beliebt war, läßt sich gleichfalls aus einer Bemerkung Geilers ansehen. Als er einmal das Betragen einzelner in der Kirche und während der Predigt tadelt, erklärt er: „Darnach sind etliche, die sitzen und beratschlagen heimlich, wo sie nachmittags wollen zu Wein gehen, an welchem Orte man den besten Neuen oder Firnen schenke, item wo man einen Abendtanz oder sonst einen Hahnentanz werde anrichten.“³ So begaben sich die meisten denn auch lieber zum Tanze, als zur Predigt oder zur Messe, wie denn Berthold Klage führt: „Dâ soltent ir gar gerne ze predigen gân (gehen) und ze messe und dâ man gote dienet. — Sô gât (geht) ir gerner zem tanze, — der dâ hin, der sô hin, und gar ungerne dâ hin, dâz iu nütze und guot waere.“⁴ Selbst die Mönche und Nonnen waren grofse Freunde

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünfftzehenden sonnntag noch Trinitatis.

² Ebendas. teyl II. S. L. Pred. Am Sambstag noch Reminiscere.

³ R. Cruel a. a. O. S. 628.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 203.

des Tanzens. Wie wir bereits oben sahen, berichtet Geiler, „das die frowen in die kloester gond (gehen), unnd mitt den münchen uff unnd ab hupffent“¹, und von den Nonnen bemerkt er, ihren Wankelmuth scheltend: „Wie unfzer begynen², oder geisteren (geistliche Frauen). Wenn es faßnacht ist, so sprechend sye. wir muessen yetzendan weltlich sein. un̄ fohen (fangen) an zuoblitzen (sich schnell bewegen, springen), un̄ gumpen (tanzen), hinden und vornan, wie ander leüt. Unnd wenn die Faß kumpt, so sprechend sye, do ist die zeyt das wir geistlich seyend. Und im Advent muessen wir aber geistlich sein. Dornoch so kumpt die Wynachten, so seind wir denn wider froelich. Es heisset yetz guotts dings sein. unnd also meynent sye dennoch gar geistlich sein. Jo sprechend sye, wie kan eins also ein munnaß sein, ein munck, und ein mumelthier“³ (Murmeltier).

Über eine jede Art von Tanz brechen nun unsere Kanzelredner den Stab. Denn nicht nur, daß Berthold „die tenzeler“ den Sündern beizählt⁴, auch Pseudo-Albertus rügt die Tanzsucht⁵, und eine Predigt bei Leyser redet von „tanzen — und andern fuondlichen dinc.“⁶ Ja, ein elsässischer Prediger erklärt es für Thorheit, das Tanzen nicht als sündlich betrachten zu wollen: „Nu sint eteliche liute so tump (dumm), daz sie wenent, ob sie sich enthubent (enthoben) von irem antwerke, daz sie one sunde tanzen mügent und reigen.“⁷ Berthold hält namentlich noch dem Tanzenden vor, daß er seine Seele verderbe: „Wan (denn) dû verliusest (verlierst) dine sêle gar mit einem lîhten (leichten) dinge“⁸, und an einer anderen Stelle sagt er, daß der Tänzer sich in den Strick des Teufels begeben: „Unde wilt (dû) ouch zuo dem tanze unde zuo dem

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXIII. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag.

² S. Anm. 8 auf S. 140.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünfftzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 20.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 435.

⁶ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts.* S. XXXI (Einleitung).

⁷ H. Rinn a. a. O. S. 19.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 173.

heimgarten (Gesellschaft) unde wilt dâ vil gerüemen (heimlich sprechen) unde gelachen unde geweterblitzen (wetterleuchten, springen) unde gezwieren (verstohlen blicken) mit den ougen, sô mahtû (magst du) wol bestrûchen (straucheln) in den stric des tiuvels.“¹ Insbesondere ist es Gottschalk Hollen, der das Tanzen als die gefährlichste Versuchung zur Sünde hinstellt. Der Reigentanz wird von ihm ein Zirkel genannt, in dessen Mittelpunkt sich der Teufel befinde; wer an demselben teilnehme, der sage sich damit von Gott los und ergebe sich dem Satan. Je höher man dabei springe, um so tiefer stürze man in die Hölle; je fester man sich an den Händen halte, um so fester werde man vom Teufel gefaßt, und dieser Teufel heiße auf deutsch „Schickentanz“.² Bestimmter noch wird der Tanz als Thorheit und besonders als Hoffart bezeichnet. So lesen wir in Grieshabers Sammlung, zu der Welt Thorheit gingen die, welche „zu tanze“ gingen und „da man singet und springet.“³ Berthold aber ruft: „Pfi, höhvertiger, mit dinem tanzenne! wie tiure (teuer) dir disiu tugent (sc. der dêmütikeit) ist!“⁴, und in einer lateinischen Predigt meint er: Damit man sich auszeichne vor anderen und gefalle, begehe man viele Sünden; „pro hoc ancillae et virgines chorizant.“⁵ Ja viele scheuen selbst Anstrengung beim Tanz nicht, nur um ihrer Eitelkeit willen: „Swenne dû verst (fährt) an einen tanz alle tage als ein hirtler (Hetzer) unde swenne dû alsô zwêne tage gehirtelst (gehetzt), unde soltest dû daz eine wochen trîben, dû woltest ê (eher) an einem galgen hangen. — Und alsô müget ir niemer dran geruowen (ruhen) an der sünde, diu dâ heizet höhvert.“⁶

So ist es denn begreiflich, dafs wiederum Berthold ausruft: „Pfi, tenzer unde tenzerinne!“⁷ und dafs einer seiner Gesinnungs-genossen sagt: „We der werlt (Welt) von den schanden die sie niht

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 481.

² R. Cruel a. a. O. S. 625—626. — ³ H. Rinn a. a. O. S. 19.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 173.

⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. XXXI (Einleitung).

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 176.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 223.

bewart (vor denen sie sich nicht bewahrt). Owe tenzere.“¹ Nach ihm soll man den Tanz fliehen, weil er etwas Unnützes ist: „Ez arbeitet manic mensche, daz ez sînen lîp gar sûr (sauer) an kûmt, daz ez weder ze gote noch zer werlte (Welt) nütze wirt noch weder im noch anders ieman. Als dise — tenzer unde swelher leie arbeit ez ist, diu unnützbaer ist, die sol man fliehen unde sol die arbeit üeben diu nütze ist.“² Ein jeder, der die Zeit so schlecht gebraucht, daß er dieselbe vertanzet, wird bei dem Gerichte am jüngsten Tage schlecht bestehen: „Swer sîne zît verballtet (mit Ballspielen verbringt) unde vertanzet —, der wirt jâmeric (jämmerlich) stên an der reitunge (Rechnung); oder swie dû sie anders anleist (anlegst) wan (als) ze rehter (rechter) nôtdurft.“³ Daher ermahnt denn auch Geiler, vom Tanze abzustehen, indem er zugleich angibt, wie man sich von demselben entwöhnen soll: „Nim̄ ein exempel. Dich gluft (gelüstet) zuom tantz zuogon, und meynst, soltestu nit dorzu gon, so muelfest du sterben. Dein vatter unnd muotter, oder dein man der will dich nitt mee loffen gon zuom tantz. Oder du setzeft dir selber für, du woelleft nitt mee zuom tantz gon. Und wenn man pffiffet, oder tantzet, so thuoft dir selber gewalt an und gingeft gern zuom tantz, aber du heft tuget (Tugend) zuo ueben angefangen, und überwindest dich, und goft nit. Das kumpt dich fur und hert an. Unnd also für und für goft du zuo keinem tantz mee. Unnd so (je) lenger du on (ohne) tantzen bist, so minder dich tantzen anfiht. Es got (geht) dir an der basen hertz (d. i. wenig ans Herz), das du nit gon solt. Und also bekümmert es dich nit also vaft (sehr), als im anefang. Und kumpft zuom dritten dorzuo, dz es dich nit mee bekümmere, unnd würft dem tantzen so fygent (feind), wenn man ablos (Ablafs) gebe zuom tantzen, du kemeft nit dor an.“⁴

Besonders ist der Tanz an Sonn- und Feiertagen zu meiden: „Der ouch an dem mântage und an dem diensttage tantzet — oder swelher leie sünde man dâ tuot, diu ist unserm herren gar herzec-

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 39.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 561—562.

³ Ebendas. Bd. I. S. 20.

⁴ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. XCIX. Pred. Am Einundzwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

lichen leit. Sie ist im aber an dem suntage gar vil unde vil leider. Kûnt aber eins heiligen tac ûf den suntac, sô ist ez im aber gar vil leider, und an dem ôstertage und an dem pfingesttage.“¹ Der Einwand, dafs, wenn man diesem Verbote nachkomme, man an den Festtagen ja ohne Beschäftigung sei, hält nach Berthold nicht Stich: „Ir sult ouch dar umbe niht tanzen an dem ruowetage (Ruhetage) —, daz ir niht ze tuonne (thun) habet.“² Freilich erwidern ihm seine Hörer: „Bruoder Berhtolt, rede waz dû wellest! wir mügen ungetanzet niht sîn“³, oder sie beklagen sich: „Wie, bruoder Berhtolt, dû wilt uns den wec gar enge machen! sullen wir nû nihtes (nichts) niht ze amte (Beschäftigung) hân, weder niendert (nirgend) varn (fahren) noch ander dinc tuon, weder tanzen noch spiln? sê, wie suln wir danne tnon daz wir den tac vertriben?“⁴ Hierauf aber antwortet er, indem er auf einen bekannten Kirchenvater sich stützt: „Dar über spricht sant Augustînus: ‚ez ist bezzer, daz man an dem vîger-tage (Feiertage) z’ acker gê, danne man tanze.‘ — Swer an dem suntage z’ acker gêt, der tuot toetliche sünde. Der tanzet, der tuot daz selbe. Der ackerganc ist aber nütze: sô ist daz tanzen nieman nütze.“⁵

Nur für Hochzeiten läßt er auffallenderweise eine Ausnahme zu: Âne (außer) ze brütlouften (Hochzeiten): dâ mac man alsô tânzen, daz ez âne (ohne) houbetsünde ist“⁶; er schwächt indessen dieses Zugeständnis gleich wieder ab, insofern er hinzusetzt: „Dû maht ouch alsô tanzen, daz dû toetliche sünde tuost.“⁷ Aus dem letzteren Grunde hält es der Verfasser einer Grieshaberschen Predigt für besser, auch bei einer Vermählungsfeier nicht zu tanzen. Denn als er die Hochzeit zu Kana, welche Jesus, seine Mutter Maria und die Apostel besuchten, bespricht, hebt er an derselben rühmend hervor: „Da waren niht toeber (Tobende) noch gîger (Geiger). noch tanzer. noch finger. noch spil lüte als nu fint ze den brütlouften“⁸ (Hochzeiten).

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 446. — ² Ebendas. Bd. I. S. 268.

³ Ebendas. Bd. I. S. 269. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 268.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 269. — ⁶ Ebendas. — ⁷ Ebendas.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 20.

Die hier erwähnten Spielleute, welche zum Tanze geigten und pfffen, — sagte doch das Sprichwort: „Wer gern dantz, dem ift guot pfffen“¹ — waren meistens schlimme Gesellen, so dafs auch dies nur dazu beitrug, den Tanz in Verruf zu bringen. „Der zehende kôr“ (Chor), so urteilt Berthold über sie, „ist eht gar von uns gevallen und aptrünnic worden. Daz sint die gumpelliute (Possenreißer), gîger (Geiger) unde tambûrer (Trommler), swie (wie immer) die geheizen sîn, alle die guot für êre nement. — Wan (denn) allez ir leben habent sie niwan (nur) nâch sünden unde nâch schanden gerihet (gerichtet) unde schament sich deheiner (keiner) sünden noch schanden.“² Er belegt dieselben denn auch mit teuflischen Namen: „Dû heizest nâch den tiuveln unde bist halt nâch in (ihnen) genennet. Dû heizest Lasterbale (Lasterbalg): sô heizet dîn geselle Schandolf (Schandmensch). Sô heizet der Hagedorn (Weifsdorn), sô heizet der Hellefiwer (Höllenfeuer), sô heizet der Hagelstein (Hagelkorn)“.³ Dem entsprechend erklärten auch der Sachsen- und Schwabenspiegel die Geiger und Pfeifer für ehrlos, und die Kirche hatte sie zu wiederholten Malen mit dem Banne belegt.⁴

Besonders schlimm ist es, wenn sich Geistliche von solchen „gumpelliuten“ (Possenreißer), sei es bei Hochzeiten, sei es auf Kirchweihen oder bei anderen Gelegenheiten, zum Tanze aufspielen lassen, da dies auf dem Mainzer Konzil noch besonders verboten war: „Unnd noch zimpt sich (sc. fuer pfaffen) zuo dantzen uff erften messen (Kirchweih), ift verboten in concilio maguntino provinciali. wenn (denn) es geschicht nitt on fünd noch (nach) gemeynem louff (Lauf), als man dann yetzundan dantzt. Das umbher gon ift nitt fünd, aber das sich funft do begibt, das ift fünd. als ich dir dann vil do von fagen wolt.“⁵ Es wird daher als ein großes

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl II. S. XXXVI. Pred. Am Zynſtag noch Reminſcere. Vgl. ebendas. teyl II. S. XCIX. Pred. Am Sonnentag Letare.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 155.

³ Ebendas. Bd. I. S. 155—156.

⁴ H. Rinn a. a. O. S. 13. Anm. 4.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl I. S. XXI. Pred. Am II. Sönentag noch dem Achten der drey künig tag.

Unrecht bezeichnet, daß 1524 bei einem Feste in Heidelberg sogar Bischöfe durch öffentliches Tanzen und Jubilieren Ärgernis erregten.¹

Wie man sieht, gab der Tanz gewiß öfter zu wilder Ausgelassenheit und zu unzünftigen Schaustellungen Anlaß, so daß wir verstehen, warum unsere Prediger denselben so entschieden verwerfen. Schwerer verständlich ist dagegen, weshalb sie auch alle sonstigen körperlichen Spiele und Übungen als verderblich hinstellen. Von denselben führt Geiler außer dem Ringen und Springen insbesondere den Wettlauf, das Steinstossen und das Stechen mit Speeren an. Als er einmal davon redet, wie die natürlichen Güter, die Jugend, Stärke und Schönheit, gemißbraucht werden, sagt er: „Do mitt rennen, ftechen, oder steinstossen, ringen unnd springen — wir et cetera.“² Aber auch vom „kegelriffz“³ (Kegelschieben) oder „keglen spiln“⁴ ist sowohl bei ihm, als auch in Mones Anzeiger die Rede, und außerdem nimmt er einen Vergleich vom Scheibenschießen her: „Wie die schützen ungleich seind, die vor eim (einem) reyn (Rasenhügel hinter dem Ziel) sitzent, und zuom zyl schieffent. Einer schüffzt etwen ein gätzē schritt under das blatt (die Scheibe). Der ander schüffzt einer halbē ellen lang ob (über) dz blat. Der dritt schüffzt ein spannē doruon. Der fyerd schüffzt in den zweck“⁵ (Pflock in der Mitte der Schießscheibe). Der Natur der Sache nach waren die Frauen in der Regel von diesen Spielen ausgeschlossen.

¹ Janssen, *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters*. Bd. II. S. 338 ff.

² Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXVI. Pred. Am dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

³ Ebendas. teyl I. S. XXII. Pred. Am ersten Sonnentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

⁴ Mones *Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit*. 8, 514.

⁵ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXIX. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere. Unter die septem probitates, welche edle Laien erlernen, und in denen namentlich fürstliche Kinder geübt sein mußten, wird auch das sagittare gerechnet, Petri *Alf. Discipl. cleric.* 44 bei W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 114. Ebenso reservierte sich im Jahre 1461 Peter Kraft von Ulm, als er seinen Eltern versprach, hinfort nicht mehr zu spielen, noch zu karten, noch ein andres Spiel zu thun, ausdrücklich die Erlaubnis, mit der Armbrust zu schießen, Jäger, *Ulms Mittelalter*. S. 543 ff.

„Sye habent die stercke nitt, das sye moegent rennen und den stein stoffen“¹, so heisst es in der Geilerschen Postille von ihnen. Ebenso wenig waren alte Männer zum Springen oder ähnlichen Beschäftigungen tüchtig: „Sie mügent ze dem turnei (Turnier) niht guot gesîn (sein) — noch ze dem springen. Ir altez gebeine hât verspranget“² (ist nicht mehr elastisch). Jüngere Personen dagegen betrieben alle diese Künste sehr eifrig, wie denn beispielsweise von den Kegelbahnen gesagt wird: „An wellen (welchen) orten mā gemeynlich die knabē spulget (pflegt) zefindē.“³ Sogar von dem Kaiser hören wir, er solle sich freuen und „der keglen spiln, als ime gesetzet ist.“⁴

Trotzdem sieht Berthold in dergleichen nur ein Mittel des Teufels, die Seelen „mit höhvert ze gevâhen“⁵ (fangen), und auch Geiler meint, daß es sich bei den körperlichen Übungen nur darum handle, zu „hoffyeren“⁶ und „eer zuo erlangen.“⁷ Ja, er bezeichnet dieselben geradezu als einen Mißbrauch der von Gott verliehenen Kräfte des Leibes.⁸ Dieser einseitigen Auffassung steht indes die Anschauung eines etwas älteren Zeitgenossen Geilers, des Thomas Haselbach, entgegen. Auf die Frage, ob die Teilnahme an Spielen erlaubt sei, erwidert er, daß diejenigen sündigen, welche um irgend einen Gewinn nach dem Ziele schießen oder werfen, wie denn jedes Spiel aus Gewinnsucht ohne Ausnahme Sünde sei.⁹ Hingegen zur Erholung und körperlichen Stärkung dürfe man wohl allerlei leibliche Übungen und Kampfspiele vornehmen, mit Kugeln durch einen Ring oder nach einem Kegel werfen, wettlaufen, mit Pfeilen schießen, Ball spielen u. dgl.¹⁰

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mittwoch noch Reminiscere. — ² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl I. S. XXII. Pred. Am ersten Sonnentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

⁴ Mone bei H. Rinn a. a. O. S. 20. Anm. 2.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 416.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXVI. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁷ Ebendas. teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mittwoch noch Reminiscere.

⁸ Ebendas. teyl III. S. LXVI. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

⁹ Vgl. ebendas. teyl III. S. XXXVIII. Pred. An dem heyligen Pfingstag.

¹⁰ R. Cruel a. a. O. S. 497.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen hier noch die im Mittelalter so weit verbreiteten Turniere. Im allgemeinen gaben junge Leute nicht allzuviel auf dieselben: „Sie ahtent (achten) ûf gîtekeit (Habgier) niht, wan (denn) sie wizzent halt noch vil lützel (sehr wenig), waz grôziu sorge ist umbe (um) guot, noch ûf wolgezzen (gut essen) noch trinken (ez ensî danne selten), noch ûf turnei noch ûf grôze hôhvert.“¹ Ebenso wenig waren ältere Personen dazu geschickt.² Spannte doch das Turnieren so sehr alle Kräfte an, daß Berthold davon sagt: „Her turneiesman, swenne ir zwêne tage geturnieret, sô lîget ir den dritten tac stille: ir woltet ê (eher) über mer varn unde niemer mêr her wider komen, ê (ehe) danne daz irz eine wochen woltet trîben allez für sich hin nâch einander.“³ Daher sind denn Weiberturniere auch nur ganz vereinzelt als geschichtliche Wirklichkeit oder durch Gedichte bezeugt, die der Wirklichkeit nachschafften.⁴ Männer in der Kraft der Jahre dagegen rannten gern mit ihren Rossen gegen einander, sei es um der Gunst der Frauen, sei es um der eigenen Ehre willen, sei es, um Geld und Gut zu gewinnen; denn die Gefangenen mußten am nächsten Tage durch ein Lösegeld frei gekauft werden. Aus dem letzteren Umstande erklärt sich, daß Berthold die Ritter ermahnt, der Gattin Gut nicht mit Turnieren oder sonstigem verwerflichen Thun durchzubringen: „Dû solt ir guot niht andern wîben geben noch verspiln noch vertrinken noch verschallen (verjubeln) mit turneien, noch gumpelvolke (Possenreißer) niht geben, die dâ sint des tiuvels blâsbelge, noch mit deheiner (irgend einer) unrechten wise solt dû dîner hûsfrouwen ir guot niht unnützlîchen âne (ledig) werden.“⁵ Wer seine Habe in dieser oder ähnlicher Weise verschwende, bringe seiner Seele großen Schaden: „Waz dû vertopelst (durch Würfelspiel verlierst) oder ze unmuozen (Geschäftigkeit) verluoderst (mit lockerem Leben durchbringst) oder verhôhvertest mit tornei oder gibest andern wîben — sô wirt dîner sêle niemer rât.“⁶

Aber auch im übrigen sind Turniere für das geistliche Leben

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 411.

² Ebendas. Bd. I. S. 416. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 176.

⁴ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 139—140.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 319. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 25.

von Nachteil, da sie vorzugsweise zur Befriedigung der Hoffart und Eitelkeit dienen. Daher begegnen wir in einer Leyser'schen Predigt der Klage: „Owe turnierere. Owe alle ytelere (eitle Dinge Treibende). die gots gebot niht en halden“¹, und in einer lateinischen Kanzelrede wird von dem Hochmut gesagt: „Pro hoc milites torneamentis intendunt.“² Zugleich hebt Berthold hervor, daß das Turnieren etwas Unnützes sei, das man schon aus diesem Grunde vermeiden müsse: „Und ir torneier! alliu diu freude, die disiu werlt (Welt) ie gewan oder iemer mêr gewinnen mac, daz ist reht (recht) als ein gestüppe (etwas Unnützes) und ein üppikeit, als der wîse Salomôn dâ sprichet unde der guote sant Paulus.“³ So wird denn das Turnier, zumal wenn es an Sonn- oder Feiertagen stattfindet⁴, geradezu als Sünde bezeichnet: „Der tot nimet ober hant. — turney und ander fuondliche dinc.“⁵ Selbst dazu zu raten ist schon ein entschiedenes Unrecht, denn es begeht eine Schuld, „swer (wer immer) die sünde raetet, ez sî diz oder daz, swelher eie (welcherlei) sünde ein mensche raetet, ob er die sünde selber tuot oder niht, unde raetet er einem menschen alsô die sünde: „wol dan — zuo dem roube oder zuo der manslaht (Blutvergießen) oder zuo dem turnei!“⁶ Tauler meint noch, wie das nicht Schaden bringen solle, worin Gottes Ehre und Lob in keiner Weise gesucht werde: „Und huetêt üch (euch) vor — kurtzweyl werck, dariñ gottes lere unnd lob nichts fey. Anders ficher, ir veriagent und verlierent den heiligen geift mitt allen feinen gnadē. Nun sprechent ettlich. Nein herre, es schadet nicht, ich mein es nicht in übel, noch in argem. Ich muofz mich ergetzē, und etwas kurtzweil haben. Ach lieber gott, wie mag das gefein, das dir das mittel nicht schaden moecht, dariñ got in keinen weg gefunden wirt.“⁷

¹ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 39.

² Ebendas. S. XXXI. Anm. 43 (Einleitung).

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 224, vgl. Bd. I. S. 561—562.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 446.

⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrhunderts*. S. XXXI (Einleitung).

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 213.

⁷ Joannis Taulery *Predig Uff den heiligen pfingstag*. S. LIII.

V. Kapitel.

Die ärztliche Hilfe.

Mochte nun bei den körperlichen Übungen eine Verletzung oder sonst im Leben irgend eine Schädigung der Gesundheit vorkommen, so empfehlen unsere Prediger, ärztliche Hilfe zu suchen. Um dieselbe sachgemäß leisten zu können, hatten die „artzate“¹ (Ärzte) gründliche Studien nötig. „Nû seht ir wol, der halt des libes arzet ist, im ist nôt grôzer wîsheit“², sagt Berthold hiervon, und Geiler wiederholt: „Zuo eim artzet gehoertt groffe kunst un groffe trûw“³ (Treue). Kunst und Weisheit aber erwarben die jungen Mediziner „uff den hohen schuolē“⁴ oder „Univerfiteten“⁵. Von den älteren derselben werden Paris, Orleans, Montpellier, Salerno, Padua und Bologna genannt. So bemerkt Berthold von der dreifachen himmlischen Weisheit, in der er seine Hörer unterweisen will: „Si ist iu (euch) ouch nützer danne aller der meister kunst die ze Parîs sint oder ze Orlense oder ze Montpaselier oder ze Salerne oder ze Padowe oder ze Bonônie (Bologna), sie enkûnnen danne die drie wîsheit, die ich inch hie lêren wil.“⁶ Geiler aber führt neben den

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 194.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 115.

³ Geiler vō Keiserſperg, *Die Emeis*. S. XXV.

⁴ Derselbe, *Postill*. teyl I. S. XXX. Pred. Am Sönentag Septuagesima.

⁵ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 127.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 5.

älteren auch jüngere Universitäten an, wenn er von den Studenten oder „Standierknechten“¹ sagt: „Darnach sein etliche, die stehen oder studieren so viel jar zu Bononien, Pariz, Cracaw, Wittenberg, Leyptig, Heydelberg, Thuebingen, Basel unnd anderen viel mehr Universiteten oder hohen Schulen.“² Unter den „doctores uff den hohen schuolē“³ waren die Pariser Lehrer ganz besonders berühmt. Daher äußert Tauler über die geheimnisvolle Vereinigung der Seele mit Gott: „Uñ alle kunstreich meister zuo Pariz mit aller irer behendikeit, kündē nit hierzuo kōmē, und woltē sy hie vō redē sy müßten zuomal verstummen.“⁴ So sehr sie aber auch in gelehrten Büchern bewandert waren, so meint er doch, daß diejenigen noch höher stehen, welche das Buch der Natur zu lesen vermögen: „Darumb lieben kinder, die meyster von Pariz, lesen mitt fleiz die buecher und keren die bletter umb, das ist vast (sehr) guot, aber dise menschen lesen das ware lebendig buoch darin es alles lebt. Wann sy keren die hymel uñ das erdtreich umb, und lesen darin die übertreflichen (vortrefflich) grossen wunder gottes.“⁵

Über die Art und Weise, wie die jungen Studenten sich auf ihr Fach vorbereiteten, sagt Hermann von Fritslar: „Zu dem anderen mäle mac man kunste lerne von der schrift und von flizegeme studierne.“⁶ Als ein Vorbild eifrigen Studierens wird der heilige Hieronymus von ihm genannt: „Sîn leben was sô herte, daz her (er) sô sêre studierte daz ime daz gebeine slotterte in sîner hût. — Her schribit von imme selber, daz man ime sîne zene sach durch sîne backen. Her las gar gerne di heidenischen kunste, und dô was alle sîn vlîz zu.“⁷ Geiler rät, beim Lesen der Schriften, die meist in „Lateinischer sprach“⁸ geschrieben waren, sich eine bestimmte Studienordnung zu machen: „Derhalben so du wilt etwas studieren und behalten, so mache dir ein rechte ordnung, und nimb

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 127. — ² Ebendas.

³ Derselbe, *Postill*. teyl I. S. XXX. Pred. Am Sönentag Septuagesima.

⁴ Joannis Taulery *Predig Am XX. Sontag naeh Trinitatis*. S. CXXII.

⁵ Derselbe, *Predig An Der kirchwyhe*. S. CXXXV.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 219.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 210.

⁸ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 202.

dir ein ding vor darüber bleib, biß du daffelbig aufzwendig kanft, oder fouft verfteheft, als denn magft du etwas lehren.“¹ Wer dagegen bald dieses, bald jenes treibe, handle thöricht und werde es zu nichts bringen: „Solche Narren thun, wie auff ein zeit einer thet, der was erstlich ein Student, un̄ wolt in kurtzer zeit alle bücher aufz lernen, er fieng viel an, bracht aber keins zu endt, und da jn folches schwer duncket, liefz er von dem studieren, ward ein Kauffherr, da er folches auch ein zeit lang triebe, liefz er wider darvon und ward ein Bawr, und als er nicht Korn mehr het, dz er kunde säen, ward er ein Landsknecht: da er aber in der schlachtordnung stunde, und sahe wie es zu gieng, schlug er den Feindt mit den versen, unnd wardt widerumb ein Staudierknecht, kame zu dem Catoni, unnd als er seine schwere questiones nicht kundt verstehen, namme er ein Weib, unnd da jhm solches auch nicht lang gefiel, zoge er von jr, und kame zu dem Ptolemeo, und als er diesen auch nicht kundt verstehen, wünschet er das er ein Esel blieb, welches er auch blieben ist.“² Aber auch aus anderen Gründen hatten manche bei ihren Studien keinen Erfolg. Geiler spielt auf Unfleiß an, wenn er einem Studierenden zuruft: „Deszgleichen du Staudirknecht, was rümpfst du dich viel, wie du auff so viel hohen Schulen seyest gestanden, unnd aber weder tugent noch kunft heim zu hauß bringst, sonder kompt ein gröffer Esel heim, dann da du aufzogest?“³

Wer dagegen seine Zeit wohl benutzt hatte, pflegte nach Ablauf seiner Studien sich das Magisterium oder Doktorat zu erwerben. Geiler findet es angemessen, daß dies geschehe: „Ich sprich zuom drittē, das es sich zimt dz einer beger den namen und gewalt d' meisterschafft, das er ein meister sey in den syben freyen künsten, od' ein doctor in der heyligē geschriff, od' ein doctor in der Artzny, od' ein doctor in keyserlichen od' baebstlichen rechten, welhen nāmen od' gewalt einer muoffz haer erlangē vom babst.“⁴ Allerdings brauche jemand, der nicht Doktor sei, deswegen nicht ungelehrter,

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 126.

² Ebendas. S. 126—127. — ³ Ebendas. S. 127.

⁴ Derselbe, *Poftill*. teyl II. S. XXXVIII. Pred. Am Mitwoch noch Reminiscere.

als ein Doktor zu sein, allein der Dokortitel verleihe mit Recht eine gewisse Autorität, da derjenige, der ihn führe, geprüft und bewährt gefunden worden sei: „Einer der nitt doctor ist, mag als (also) gelert sein als einer d' doctor ist, do ist kein underscheyd. Aber so man jn bewert unnd überhoert (als mā den spülget (pflegt) zuothuon uff den hohē schuolen) so stempfft (stempelt) man jn nūmen (nur). Uñ den so man weißz das er ein meister ist, oder ein doctor ist, so gloubt man jm noch me (mehr) den vor, und würt also sein leer verfanglicher und krefftiger. Wenn (denn) das magisteriū und das doctorat ist ein gezügnüßz von der schuol, od' von der oberkeit, das er sich der geschrifft gebrucht hatt. Wen̄ einer spricht, ich habs von eim doctor gehoert, so gibt er jm me glouben, den hett ers gehoert von eim andren der nit doctor wer. das ist der stampff (Stempel) uff dem behemfch“¹ (eine Silbermünze).

So genossen denn auch die Doktoren der Medizin, wie die Doktoren überhaupt, kein geringes Ansehen. Berthold nennt dieselben „die hōhen meister“² und bezeichnet sie als solche, die nicht entbehrt werden können: „Die sehsten liute, die den sehsten kōr dā erbent, die der almechtige got geordent hāt in der heiligen kristenheit, daz sint alle die mit erzenie umbe gēnt. Der (derer) möhte man ouch deheine wīse (in keiner Weise) geraten“³ (ent-raten). Zum Beweise hierfür beruft er sich auf Anselm von Canterbury: „Wan ez sprichet der guote sant Anshelm von Kantelberc: — „dō Adam und Êve daz obez (Obst) âzen durch des slangen rāt, dā mite slikten (schlangen) sie alle die vergift und allez daz eiter, daz in dem slangen was, unde von der selben vergift dō wurden wir ze dem lībe unde ze der sēle siech unde toetlich (sterblich); unde werte daz an uns, unz (bis) daz sich got über uns erbarmte. Dō erbarmte sich got über uns unde gab uns für ieglichen siechtuom, der uns von dem slangen ūf erbete, eine erzenie, die uns des lībes siechtuom ze gesuntheite brachte, wan er den wurzen unde kriutern unde sâmen und edeln gesteine und worten die kraft

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXVIII—XXXIX. Pred. Am Mitwoch noch Reminiscere.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 153.

³ Ebendas. Bd. I. S. 152—153.

hât gegeben, dâ wir von gesunt werden sullen, der ez eht erkennet.“¹ Als der erste, der mit der Wirkung der verschiedenen Heilmittel bekannt war, wird Adam angeführt: „Her Adam erkante ieglicher wurze kraft unde gesmac, und allen dingen gap er namen.“² Derselbe war überhaupt, bevor er durch Eva zu Fall kam, auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens bewandert: „Der êrste mensche, Adâm, der hate alle kunste vor dem valle und hete alle hantwerg gekunt âne (ohne) lernen.“³ Nächst Adam werden die groſen Ärzte des Altertums und des früheren Mittelalters rühmend erwähnt, so „meister Ypocras (Hippokrates) —, der meister was über alle meister die von erzenie ie gelâsen, — her Galiênus unde her Constantînus unde her Avicennâ unde her Macer unde her Bartholomêus, — die wâren die aller hôhesten meister die von erzenie ie gelâsen, unde habent alle künste erfunden und erdâht, diu von erzenie ie wart erdâht.“⁴ Weniger hervorragend sind dagegen die meisten Heilkünstler, denen wir bei Pseudo-Albertus begegnen, denn neben Aristoteles, Avicenna und Konstantinus werden auch ein Johannitius, Terentius, Simplicius, Philaretus, Fortunatus und Titus von ihm genannt.⁵ Auch noch zu Geilers Zeiten gab es treffliche Ärzte, so dafs sich die Familien gern eines Doktors als Angehörigen rühmten: „Ift nômen (nur) ein ritter, oder ein doctor in eim geschlecht, mâ ſpricht, das ift unfzer docterlin, das ift unfzer ritter.“⁶

Bei dieser geachteten Stellung der Ärzte wird es verständlich, warum man die Juden vom ärztlichen Stande fernzuhalten suchte. Zwar waren manche derselben hochgebildete Männer, so dafs die Kirche einfachen Leuten verbot, sich mit ihnen in einen Streit über religiöse Fragen einzulassen. „Ir wellet (wollt) allez“, sagt Berthold, „mit den jûden einen krieg haben; sô sît ir ungelêret, sô sint sie wol gelêret der schrift, und er hât alle zît wol bedâht, wie er dich überrede, daz dû iemer deſte mêr swacher bist. Unde von den

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 153. — ² Ebendas.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 15.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 517.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 432.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. CV. Pred. Am Zynſtag noch Judica.

selben sachen ist ez verboten von der geschrift unde von dem bâbeste, daz dehein (kein) ungelêrt man mit den jûden reden sol, wan (denn) die gar ûz erwelten meister, die redent mit den jûden wol.“¹ Trotzdem aber waren die Israeliten ausnahmslos der grôfsten Verachtung preisgegeben. Berthold nennt sie „die stinkenden jûden, die die liute an bokezen“² (wie ein Bock riechen), oder es ist von „eines stinkenden jûden valschem kallen“³ (schwätzen) bei ihm die Rede. Eine Handschrift vom Jahre 1406 erwähnt „Juden, Heyden und andere Unchristen oder berüchtigte Leûte“⁴, und der um 1425 lebende Dominikaner Johann Herolt aus Basel fordert in einer Predigt sogar, dafs man mit Juden zusammen weder esse, noch bade, ihnen keine Häuser vermiete und keine Geschenke von ihnen annehme. Sie sollen keine öffentlichen Ämter bekleiden, einen besonderen Anzug tragen, der sie von den Christen unterscheidet, während der Passionszeit nicht auf die Strafse kommen und am Charfreitage keine Thüren und Fenster offen halten. Christliche Arbeiter, die sich in Dienst bei ihnen begeben, sind exkommuniziert und werden nicht auf dem Kirchhofe, sondern auf dem Schindanger begraben.“⁵ Selbst die jûdischen Kinder waren ihren christlichen Altersgenossen bereits ein Gegenstand des Spottes, denn Berthold erwähnt den Fall, „dô man ein jûdelin toufet, daz diu kint oder die schuoler her nement ein jûdelin und sie sprechent, sie wellent (wollen) den juden toufen, und stôzent ez alsô in eine spotte und anders niht in ein wazzer.“⁶

So erklärte die Kirche den jûdischen Ärzten denn ausdrücklich den Krieg. Als der bereits einmal genannte Johann Herolt in einer Predigt die Frage erörtert, wie sich die Christen gegen die Juden zu verhalten haben, fordert er auch, dafs dieselben bei Krankheiten keine Juden als Ärzte gebrauchen oder irgend welche Heil-

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 530.

² Ebendas. Bd. I. S. 270. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 294.

⁴ O. Rüdiger, *Die wiedergefundene Handschrift der Zunft der Bader in Hamburg in den Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte*. 1885. S. 133.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 484.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 85.

mittel von ihnen annehmen.¹ Ebenso predigt Geiler einmal, daß der Mensch „in intellectu sine errore“ sein soll und setzt erläuternd hinzu: „Das ist, das du nit meynest, dz — Juden zuom artzet nemmen, das du moegeßt gefunt werden, nitt fünd sey, und derglichen. Das seind alle fammen yrrungen.“² Zugleich straft er diejenigen, welche in kirchlicher Indifferenz um dies Verbot sich nicht kümmern: „Dergleichen sein etliche, die lauffen zu den Henckmessigen Juden, unnd bringen jhn (ihnen) den harn, und fragen sie umb rath. Welches doch hoch verboten ist, das man kein Artzeney sol von den Juden gebrauchen, es sey den sach (Ursache), das man sonst kein Artzet mag haben.“³ Trotzdem waren jüdische Ärzte nicht selten, und die Christen ließen sich manches Mal von ihnen behandeln. Ja, da sie öfter durch Erfahrung und Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren, begleiteten sie nicht nur die Kreuzfahrer auf ihren Zügen, sondern wurden selbst von einzelnen Päpsten, wie Leo X, Clemens VII und Paul III zu ihren Leibärzten ernannt.⁴

Ebenso bestimmt wie gegen jüdische Ärzte sprechen unsere Prediger sich gegen eine jede Art von Kurpfuschern aus. Zunächst tadelt Geiler schon, daß die Priester, statt über ihren Büchern zu sitzen, sich mit dem Kurieren von Kranken abgeben: „Es sein darnach die Proebst, dechen (Dekane), un̄ and'e die sich weltlicher sache annemē un̄ und'fōn. Als der artzney.“⁵ Als ersten Grund, warum dies nicht statthaft sei, führt er an, daß die Geistlichen mit der Medizin nicht hinreichend vertraut sind und daher die Patienten leicht an Leben und Gesundheit schädigen: „Du fragst, was schadens kumpt davon, wan ein priester sich artzney an nymt. Ich sprich das vil schaden davon kumpt. — Der erst schad ist todschlag, das die mesche umbracht werdē, wan warub zuo eim artzet gehoertt groffe kunft un groffe truw (Treue). Er muofz gelert sein und truw. Sag

¹ R. Cruel a. a. O. S. 484.

² Geyler von Keyserberg, *Postill.* teyl III. S. XXXIII. Pred. An dem heyligen Pfingsttag.

³ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 140.

⁴ H. Häser, *Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten.* Jena 1875. Bd. I. S. 837.

⁵ Geiler vō Keiserberg, *Die Emeis.* S. XXV.

mir eins wa hat es der priester gelert (gelernt), kein priester hat kein zügnifz von keiner hohē schuol, das er in d' kunft gestudiert hab. wer wolt es in gelert habē.“¹ Der zweite Grund ist der Verstofs gegen die Regel, die Ungehörigkeit; denn ebenso wenig wie der Arzt ohne Dispens ein Priester sein kann, darf der Priester ärztliche Handlungen vornehmen: „Der ander schad der da kumpt einē priester der ein artzet ist, dz ist (Irregularitas) uff gespät sein. — priester, wan sie artzet feinde so machē sie sich unteuglich un̄ ungeschickt ire empter zuoverbringen. Wan einer ein artzet ist yn der welt und wil priester werden, so ist er ungeschickt unnd unteuglich darzuo, man muofz erst mit im (dispenfieren) wie kan er dann artzney geben, so er yetz priester ist.“² Aber auch noch weiterer Schaden entsteht, wenn die Priester auf das ärztliche Gebiet übergreifen: „Der firede (vierte) schad (Cōtēptus superiorū). Sie vachtē iren oberen, wann ire oberen haben sie gelert, unnd bischoff haben sie geweiht got zedienen, nicht das sie mitt dem seich (Urin) unnd harn umbgond, sie sein zehoch unnd zuo einem hoehern ampt geordinet.“³ Ebenso haben die Laien guten Grund, an solchen Priestern Ärgernis zu nehmen, da sie kirchliche Stiftungen gemacht haben, damit die Geistlichen für sie beten, nicht damit diese medizinische Kuren vornehmen: „Der fünft schad ist (Scādalum). Andere menschen werdē darvon geergert wann sie haben ir guot dargeben, und geben ir almuofzen noch dar, das mā Got sol für bitten, nicht das sie artzet sollen sein.“⁴ So kommt unser Prediger denn zu dem Schlusse: „Also kein priester sol kein artznei geben, wan er es schon wol kün̄te. — Er sol ein artzet der selen sein und nit des leibs.“⁵

Ebenso wenig wie den Priestern ist es den Ordensleuten gestattet, sich mit Kurpfuscherei abzugeben. „So wil ich die alle lassen farē“, sagt Geiler von den Pfarrern, „un̄ wil uff den ordenzlütē bleibē, die sich artzney annemē dz sie nit solten thuon, kein Ordēfzman, — er sei wie er woell, sol sich d' artznei annemē, warüb, da ist er ze guot darzuo, er hat anders zefchaffen, er ist zuo eim

¹ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXV.

² Ebendas. — ³ Ebendas. S. XXVI. — ⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas. S. XXV.

hoehern geordnet.“¹ Selbst wenn der Mönch mit der Medizin einigermaßen vertraut sei, zieme es sich doch nicht für ihn, von seinen Kenntnissen bei Kranken Gebrauch zu machen, ebenso wenig wie es für den Ritter sich schicke, Waisenvater zu werden: „Kein riter fol der weißzen vogt fein, nit daz er es nitt künste, aber es zimt sich feinē stat nitt, er ist zeguot darzu.“² Besonders anstößig findet Geiler es, wie bei dem Priester, so auch bei dem Ordensbruder, „das er mit dem seich (Urin) un̄ mit treck umgang“³, wie dies bei dem ärztlichen Beruf unvermeidlich sei.

Eine andere Art von Kurpfuschern sieht Berthold in den Wundärzten, welche innere Krankheiten zu heilen unternehmen. Er bemerkt hierüber: „Swer (wer) niht guot meister sî, der underwinde sich der selbe künste niht, oder er wirt schuldic an den liuten, an allen den (denen), den er nâch wâne erzeniet. Die aber niht sint gelêret und wellent (wollen) sich erzenie underwinden unde niht enkünnent (Bescheid wissen) dan mit einer wunden unde nement die innern kunst dâ von unde nement sich der an und wellent den liuten trenke geben: dâ hüete dich vor, als liep als dir himelrîche sî, wan dû enweist (weist nicht) noch enkanst (verstehst nicht) der rechten gewisheit niht, diu dran lît (liegt). Dû triffest daz unrehte als balde als daz rehte, wan dâ habent die gar wîsen meister genuoc mite ze schaffen.“⁴ Hiergegen erhebt ein Wundarzt den Einwurf, daß ihm gar manche innere Kur geglückt sei: „Owê, bruoder Berhtolt, ist mir wol vierstunt (viermal, öfter) gar wol dran gelungen“⁵, unser Prediger aber erwidert: „Sich (sieh) daz ist niht wan nâch wâne. Unde wiltû (willst du) dich sîn nicht aenigen (entschlagen), dû wellest der innern künste pflegen, sô sullent dirz die êrbaeren koere gebieten bî der âht (Acht) unde bî dem banne. Ez sint mörder âne dich genuoc, die dâ die liute toetent: ganc mit dînen wunden umbe. Jâ möhtest dû nemen, daz dû des selben meister waerest! Unde dar umbe in aller der werlte (Welt) solt dû dich niht anders underwinden dan daz dû gesehen oder gegrifen maht

¹ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XXV.

² Ebendas. — ³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 154. — ⁵ Ebendas.

(magst), ez sî wunden oder geswer oder gestôzen oder geslagen: des maht dû dich wol underwinden, ob dû die selben kunst hâst gelernet bî einem andern meister.“¹ Wie hier Berthold den Chirurgen verbietet, Arznei zu verordnen, so warnt Geiler in entsprechender Weise seine Hörer, von Wundärzten Medikamente anzunehmen: „Zu dē and’n, so lere (lerne) hie, Dz du dich nit laffest uñ glaubst an eim ungelertē wundartzet so du hoereft, daz es so verfalich (verfänglich) ist artzney zenemē.“²

Aber mit den Wundärzten, welche innere Medizin betrieben, war die Zahl der Kurpfuscher noch nicht erschöpft. Beschäftigten sich doch auch Zahnärzte, Theriakhändler, Landstreicher, Teufelsbeschwörer und alte Frauen mit der Behandlung von Kranken. Geiler berichtet darüber: „Das fuenff unnd fuenffzigste Narren Geschwarm ist, von unerfahrenen Artzet. Hie aber sol man fuersehen, damit nicht ein miszgriff geschehe, unnd wir den gelehrten Artzet, nicht mit dem ungelehrten verdammen oder verwerffen. Dann wir reden hie nicht von den Artzet, so die kunst recht und wol gestudiert haben, welche aller Ehren werdt sein, sonder wir sagen von denen, so nichts rechts vō der Artzney wissen, unnd kein fundament darinn haben, als da seind die Tryackers kraemer, Zانبrecher, Landtstreicher, Teuffels beschwerer, unnd die alten Weiber, welche doch die zeit jhres lebens nie kein Buchstaben auff die Artzney gestudiret haben.“³ Charakteristisch für diese Heilkünstler war, daß sie die Kranken mit großem Geschrei an sich zu locken versuchten, denn der Ausdruck: „Er hat ein geschrey, wie ein Zانبrecher oder Triackers kraemer“⁴ war zum Sprichwort geworden. Über die Heilerfolge der Genannten spricht Geiler folgendermaßen sich aus: „Weiters wie viel die alten Weiber, Triackeskraemer, Zانبrecher unnd andere unerfahrne mehr mit jhrer kunst geheilet haben, weiß ein jedlicher wol, also, das sie etliche gelembdet, etliche blindt, etliche gar dem alten hauffen haben zugeschickt, und ist solchen kunden recht geschehen, inn dem sie die guten Artzt ver-

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 154.

² Geiler vō Keisersperg, *Die Emeis*. S. XXV.

³ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 202. — ⁴ Ebendas. S. 57.

acht haben, unnd sein solchen Leutbeseiſſern nachgevolget.“¹ Er bezeichnet es daher auch als Thorheit, derartige Personen um ärztliche Hilfe anzugehen: „Die fuenfft Schell der Krancknarren iſt, Artzeney unnd rath ſuchen bey den alten Weibern, Tryackeskraemern, Zambrechern, oder ſonſt anderen Landſtreichern, die nichts vonn der Artzeney wiſſen, ſonder etwann ein Wurtzel oder Kraut haben, ſagen ſie, das dieſe zu tauſentlerley gut ſey, ſo ſie doch nicht eins mag helfen.“² Auf die Universalmedizin derſelben, die alles heilen ſoll, kommt er an einem anderen Orte nochmals zu ſprechen: „Alſo ſein der Artznarren noch viel, die brauchen nur ein Artzney, und woellen mit derſelben alle kranckheit und ſchaden heilen. Fuer nemlich aber thun ſolches die Tryackers kraemer und Zambrecher, die geben oft ein wurtzel fuer tauſenterley wuerckung und heilſamkeit aufz. Dann ſie loben dieſelben dermaſſen, das wenn ſie nur in einem ſtuck die wuerckung hett, wie ſie die dargeben, were ſie mit golt un̄ gelt nicht zu bezalē.“³ Wie ſie nur eine einzige Wurzel gegen innere Leiden verordneten, ſo hatten ſie auch nur eine einzige Salbe gegen äußere Schäden, welche freilich an Kompliziertheit der Zuſammensetzung nichts zu wünſchen übrig lieſ: „Deſzgleichen habē ſie auch oft ein ſalb, die iſt aufz mancherley ſchmaltz zugerueft: nemlich von Menſchen ſchmaltz, von Beren ſchmaltz, von wildt Katzen ſchmaltz, von Schlangen ſchmaltz, von Dachſen ſchmaltz, von Hundt ſchmaltz, von Elendt ſchmaltz, etc. unnd weiſz der Teuffel nicht was fuer ſchmaltz darbey iſt, die ſelbige ſalb geben ſie fuer maniche heilſamkeit aufz, nemlich, das ſie gut ſei fuer offene alte ſchaeden, bruechen, ſtich, ſchnit wunden, fall, fließende augen, laeme der glieder, geſchwer, und der gleichen viel.“⁴ Was indessen ſolche Universalmittel ausrichteten, erfahren wir ſogleich noch einmal: „Aber wenn man es bey dem liecht beſicht, iſt es offtermals eitel erſtuncken und erlogen ding: Alſo, das ſie mit jhrer Artzeney kaum moechten ein Hundt aufz dem offen locken koennen, ſonder beſcheiſſen unnd betriegen allein den gemeinen Mann umb ſein gelt. Daher

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 140.

² Ebendas. — ³ Ebendas. S. 203.

⁴ Ebendas.

sie auch gemeinlich von jedermann Landtbescheißer und Landtstreicher genennt werden.“¹

Überhaupt klagt Geiler, daß fast ein jeder sich anmaße heilen zu können, und doch seien der Krankheiten so außerordentlich viele und daher die geeigneten Mittel gegen dieselben nicht leicht auszuwählen. „Zuo Köln ein mal im quodlibet,“ so erzählt er, „ward ufgebē zuo determinierē un̄ erclerē eim doctor in d' artznei vō den fiechtagē (Krankheiten) d' mēschē d' selbig erklet das da werē in einē mēschen II. tausent CCXXIII. fychtagē, un̄ wā mā eim artzney geb, so brecht die selbe artzney ein neūwe breftē (Leiden) mit ir. Nun luog zuo, ob ez nit groeffere kunft bedorfft artznei mit zeteilen.“² Er fährt dann fort: „Du sagst was sol ich hie lernē aufz allē dē. Zuom erstē solt du lernē, Das du dich nit solt die artzney annemē, Es seind zwo künst, die alle welt kan on gestudiert, Das ist artznei unnd heilig geschriff, alle welt kan artzney. Es ist yed'mā ein artzet das ist gesund, und daz sol man thuon etc.“³ Und doch ist es so schwer, den Einfluß der Planeten, unter welchem der Kranke steht, zu erkennen, seine Natur, ob heiß oder kalt, ob feucht oder trocken, gehörig zu verstehen und die arzneiliche Behandlung in jedem Falle zu individualisieren: „Und weist nüt darūb, du kenst nit die natur noch cōplexion des fiechē, noch zeichen des hymēls, noch zeit, unnd kanst im wed' zuo noch vō thū. Ja sprichstu. Es hat mir geholfē, ia darūb so hilft es einē and'n, du bist d'natur, ein anderer ist einer and'n natur.“⁴ So meint er denn, daß solche Kurpfuscher Esel seien: „Ergo hō ē afinus est bōa cōsequētia“⁵ oder mit anderen Worten: alle, die „ohn die kunft und erfahrungheit sich understehen zu Artzeneyen“, verdienen die Bezeichnung „Artzt narren.“ „Dann es seindt jhr viel, die understehen sich der Artzeney, unnd sein doch nich Artzes genossen, sonder gantz ungeschickt unnd unerfahren.“⁶

Aber auch ein geprüfter und wohl erfahrener Arzt kann dennoch

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 203.

² Derselbe, *Die Emeis*. S. XXV.

³ Ebendas. — ⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas.

⁶ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 202.

zu den Arztnarren gehören, nämlich wenn er willkürlich oder nachlässig bei der Kur des Kranken verfährt: „Die ander Schell der Artzt narren ist, fahrleßiglich heilen un̄ curiren. Man findt viel Artzet die sein wol gelehrt unnd erfahren in der Artzney, aber gehn gantz farleßig und langsam mit der sache umb. Nemlich auff diese weiß. Erstlich kommen sie jhrer kunst nicht nach, sonder erdencken ein ander fantasey, unnd newe kunst dem krancken damit zu helffen, die jhn (ihnen) dann oft mißrathet, unnd bringen sie manichen Bidermann dardurch inn den todt, an deren todt sie dann nachmals schuldig sein.“¹ Außerdem aber versäumen sie den Kranken, indem sie nicht oft genug zu demselben gehen: „Darnach achten sie der krancken wenig, kommen etwann in dreyen oder vier wochen keumerlich ein mal zu den krancken, und ziehen sie so lang auff, das sie dieweil sterben, unnd wider aufferstehn moechten, ehe das sie zu jhnen kommen.“² Besuchen die einen ihre Patienten zu selten, so ziehen die anderen die Krankheit in die Länge, um desto mehr Gewinn von dem Kranken zu haben: „Die dritt Schell ist, schalckhaftigklich und aufz boesem fürsatz Artzneien. Dann es sein deren viel, die ziehen aufz sonderm boesen fueratz die kranckheit lang auff, unnd machen den krancken oft kraencker, dann er vorhin gewesen ist, allein darumb, damit sie desto mehr gelt moegen bekommen. Solche sein hefftig scheldens wuerdig, und wirdt jhnen gewißlich solches nicht ohn gestrafft hin gehn.“³ Endlich gibt es auch Ärzte, die irgend eine Arzenei nach Belieben dem Kranken verordnen, ohne sie richtig ausgewählt zu haben und von der Wirksamkeit derselben überzeugt zu sein: „Die vierdt Schell der Artzt Narren ist, zweifelhaftig oder auff geraht wol heilen. Es seind vil die wogen es, unnd woellens versuchen auff geraht wol. So ein Artzet ab einer Artzney zweifflet, sol er sie keins wegs einem krancken geben, sonder ein bessere erwoehlen. Dann es ist vil sicherer dz der solches in Gottes hand un̄ gewalt lasse, weder (als) ein Artzney geben, daran er zweiffelt. Derhalben soll ein artzet fuer sehen das er zuvor die Artzney probiere ob es gut oder schedlich sey.“⁴

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 203.

² Ebendas. — ³ Ebendas. — ⁴ Ebendas. S. 204.

Als unrecht betrachtet Geiler es ferner, wenn der Arzt schablonenhaft, nur nach der Vorschrift seiner Bücher den Patienten behandelt, ohne zu specialisieren und auf Grund seiner Erfahrung das Medikament zu dosieren: „Alfo vil in d'artznei gelesen hon machtt kein gelertē artzet, es ligt als in d' darreichūg, so mā die artznei dē siechē gibt. Arift. gibt im text die exēpel. Es ist nit genuog dz ein artzet weiß dy eigētschaft d' rutē (der Raute) in welchē grad sie heiß ist od' kalt, feucht od' dürr, er wiß dē wie man den siechē soll mitteilen da muoß man wissen zuo und von zuo thuon da muoß man erkennen die natur etc. un̄ heißz dan ertznei wan man es ietz mitteilt.“¹ Derselbe Gedanke tritt uns bald darauf noch einmal entgegen: „Ja es ist also in dem buch geschriben, daz ist nüt gefagt, man muoß auch wissen zuo und vō zethun, warnemē der personen, der stat, d' zeit, wie ein richter d' gerechtikeit sol thuon einem menschē. Es ligt als in alicatione“² (= applicatione). Versäumt es der Arzt, zu individualisieren, so wird er nur zu oft statt Genesung den Tod herbeiführen: „Darūb sprach ein artzet zuo ein künig Ein neuwer artzet der muoß ein eignen kirchoff habē, ich hab vil leut getoedt. Der künig sprach, wie wer das. Er sprach, do ich doctor was wordē, da gab ich artzney, wie in den büchern geschribē waz, da sturbē mir vil kracker. Un̄ also mit länger erfarūg bin ich es inen wordē, un̄ hab es gelert (gelernt) dar zuo un̄ darvō zethū, darūb es manchē mēschen kost.“³

Ein besonderes Mittel, sowohl die Krankheit, als das rechte Medikament gegen dieselbe zu erkennen, ist die Harnuntersuchung. Wir hören bei Berthold darüber: „Unde dā von habent noch hiute die hōhen meister die kunst, daz sie bekennt an einem glase (sc. Urin) des menschen nātūre unde sīnen siechtuom (Krankheit), unde danne, wie man einen ieglichen siechtuom buezen sol, den man eht gebuezen mac: wan ez ist etelich siechtuom, den alliu diu werlt (Welt) niht gebuezen möhte.“⁴ Ebenso wird auch in den Schauspielen des Mittelalters, z. B. bei Hans Sachs, der Urin als

¹ Geiler vō Keiferlsperg, *Die Emeis*. S. XXV.

² Ebendas. — ³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 153.

diagnostisches Hilfsmittel öfter erwähnt.¹ Ja, die Laien waren der Meinung, daß man alles Mögliche aus demselben erschen könne, eine Ansicht, der Geiler entgegentritt: „Darnach sein etlich die thun ein ding, wañ sie den Harn zum Doctor bringen, verschweigen sie und sagen nicht ob er eines Manns sey oder einer Frawen, unnd meinen die Narren der Doctor soll solches alles wol aufz dem Harn sehen, un die gantze Kranckheit nach dem Harn urtheilen. Wie man dann von einem Bawren lifet, der hat auff ein zeit einem Doctor den Harn gebracht, da hat jhn der Doctor gefragt, wo er mit herkomme unnd von wannen er sey, da hat er geantwort, jr werdends wol sehen am harn.“² Freilich gesteht er zu, daß einzelne, ohne den Patienten zu kennen, allein mit Hilfe des Harns den Sitz der Krankheit angeben, doch meint er, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, sondern auf einem Pakt mit dem Teufel beruhe: „Zwar ich mußz hie bekennen das etliche sein die wunderbarliche ding durch den Harn anzeigen, also das sie von dem menschen, dē sie doch nie gesehen habē, können sagē, wie jm sey, und wo jm wehe sey: Aber solches kompt nicht aufz künstlichen Artzneyen, sonder von dem Teuffel, mit dem sie ein packt haben: Solche solt man dem Teuffel mit einem wagen vol holtz oder drey zum newen Jar schencken.“³

Mochte nun aber der Arzt sich um den Patienten bemühen, wie er wollte, auf jeden Fall stand ihm ein Honorar zu. Dasselbe scheint sehr verschieden gewesen zu sein. Berthold erwähnt eine hohe Honorierung, wenn er sagt: „Nû vererzeniget etelicher hie manic pfunt“⁴ und in einer anderen Predigt: „Nû gebet ir einem arzâte zehen pfunt der iu niwan (nur) von einem siechtagen (Krankheit) hilfet. Er laezet etewenne (bisweilen) einz sterben, unde muoz man im dannoch daz guot geben.“⁵ Das Pfund war nämlich nächst der Mark die höchste Münze und bestand aus 20 Schillingen

¹ H. Rinn a. a. O. S. 14, Anm. 1.

² Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 139.

³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 226.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 294.

oder 240 Silberpfennigen. Geiler dagegen führt in seiner Postille ein geringes Honorar an, das aus einer kleinen Münze, dem „plappart“ (= $\frac{1}{2}$ Schilling), bestand: „Wenn eim ein fründ kranck ist, wo er denn von eim artzet hoert sagen, so will er den selben auch versuochen was er koenne, und spricht, was lyt (liegt) doran, es ist umb ein plappart zuo thuon, hilfft es nüt, so schadet es doch nüt.“¹ Er fordert überhaupt, daß der Arzt gegen einen jeden nachsichtig sei und namentlich von dem Armen sich entweder nichts, oder nur sehr wenig zahlen lasse: „Die siebend Schell der Artzt Narrē ist, Rauch (rauh) un̄ unbarmhertziglich heilen. Es soll ein Artzt barmhertzig sein gegen jederman, fürnemlich aber gegen dem armen, der nit groffes gut hat, das er jm etwas geb. Disem soll er nicht allein aufz barmhertzigkeit unnd umb Gottes willē helfen, sonder er sol jm auch tegliche handtreichung thun, unnd soll nachmals von den reichen so es bezalen mögen, desto mehr nemmen.“² Ein rühmliches Beispiel in dieser Beziehung haben die Schutzpatrone der Ärzte, St. Kosmas und Damianus,³ die Söhne einer Araberin Namens Theodora⁴, gegeben. „Dise heiligen wāren zwēne erzete zu Rōme und hulfen den lūten umme sus (umsonst) und wolden nicht nemen von den lūten.“⁵ Wie streng sie hierin waren, zeigt die folgende Geschichte, die von ihnen erzählt wird: „Der eine hate einer vrowen (Frau) geholfen an ire sūche (Krankheit). Dô quam si und brāchte ime eine kleine gābe alsô einen korp mit epfelen. Dô enwolde her (er) sîn nit. Dô beswur si in bî gote, daz her di epfele nemen muste. Dô daz Cosmas irfur sîn bruder, dô vorbôt her daz man in nicht solde legen in sîn grap zu ime. Aber got der uffenbārete ime, daz her di gābe durch got genomen

¹ Geiler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XCIX. Pred. Am Einundzwentzigsten sonnntag noch Trinitatis.

² Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 204.

³ Im Jahre 1452 stifteten zwölf Meister der Bartscherer in Hamburg eine „Broderschop in de ere des allwoldigen Gades syner leven Moder Marien un Synte Cosmo und Damanio der hylligen Arrsten und Märterer“, Gernet, *Mitteilungen aus der älteren Medizinalgeschichte Hamburgs.* Hamburg 1869. S. 43.

⁴ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 205.

⁵ Ebendas.

hete und nicht durch liplichen nutz. Dar umme leite (legte) man si beide in einen sark, unde geschâhen vil grôzer zeichin, und man bûwete in (ihnen) eine grôze kirchen di noch stêt zu Rôme.“¹

Noch mehr als äußeren Lohn schuldet aber der Kranke dem Arzte Vertrauen: „Der lipliche sieche hat fime arzatte zuo glöbende der die nature dez siechtagen (Krankheit) bas (besser) erkennet denne er selber.“² Nur dem kranken Arzte soll man sich nicht hingeben, da ein Siecher den anderen nicht zu heilen vermöge: „Dû solt ouch niht tuon als jener, daz ein sieche den andern frâge umb erzenîe, wande er spâte gesunt werden mag swer den siechen arzât frâget umbe gesuntheit.“³ Schreibt dagegen der gesunde Arzt Arzenei vor, so ist es unrecht, dieselbe verachten zu wollen. Daher äußert Geiler: „Die erste Schell der Kranck narren ist, die Artzeney verachten unnd verwerffen. Es sein etliche, die verwerffen die Artzney gantz unnd gar, also, das, wenn sie ein Doctor der Artzney sehen, ab jhm speytzen“⁴ (speien). Solche Thoren sprechen wohl: „Ich bin auch uff mei alter kûmē on artzney, ich laß die natur wirckē, dy ist der best artzet, wan die zeit kûpt, so hilffet kein artzney.“⁵ Wie verkehrt dies Urteil sei, begründet Geiler mit den Worten: „Warumb sol man dan die Artzeney nit verwerffen? darumb, die weil Gott der Herr den Kreütern, Wurtzlen und Edlen gestainen heilsame kraefft unnd tugendt eingeben hat. Derhalben sein sie nicht zu verwerffen, sonder gleich als andere herrliche unnd gute Gaben, uns von Gott geschickt, mit danck anzunehmen. Derwegen, welcher die Artzeney verwirfft, der verachtet auch Gottes gaben, und gutthaten.“⁶

Ebenso thöricht ist es, ohne krank zu sein, den Arzt aufzusuchen, nur um zu sehen, wie derselbe urteilen werde: „Die ander Schell der Krancknarren ist, den Artzet verfuchen und betriegen. Es sein deren kunden viel, die nicht von wegen krankheit, sonder

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 205.

² W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 557.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 6.

⁴ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 138.

⁵ Derselbe, *Die Emcis*. S. XXV.

⁶ Derselbe, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 138.

allein aufz fondrem betrug, die Doctor der Artzney versuchen, und wollen hoeren was sie darzu sagen. Solche hundler betriegen sich und jr gut: Dann der Doctor nimbt das gelt und laßt sie wider hinziehen, wo sie her sein kommen.“¹ Geben die einen sich für krank aus, ohne es wirklich zu sein, so verheimlichen andere ihr Leiden und erteilen dem Arzte darüber nicht genügenden Aufschluß: „Darnach sein etlich die verbergen jr Kranckheit und zeigen solches dē Artzet nicht halb an: Dife sein fürwar groffe Narren, in dem sie meinen sie woellen den Artzt betriegen, so betriegen sie sich felbs, und machen jhnen selber den todt. Dann welcher sein kranckheit vor dem Artzet verbirget, unnd seine suend dem Reichvatter, der leugt unnd schadet jhm felbs unnd fuehret sich selber inn das verderben.“² An solche richtet Geiler die mit einer ergötzlichen Anekdote verbundene Ermahnung: „Thu nit wie auff ein zeit ein krancker, da fragt jn der Artzet was fehlet oder mangelt dir? Antwort er ich weiß nicht. Da fragt er weiter, wo ist dir wehe? Gab er aber zu antwort ich weiß nicht. Zum dritten fragt er wann bist du kranck worden? antwortet er abermals ich weiß nicht. Da sprach der Artzt letztlich zu jm, so nim̄ das kreutle ich weiß nicht was, unnd leg darueber ich weiß nicht wo, als dann wirst du gesund werden, ich weiß nicht wann.“³

So wenig man dem Arzt etwas verschweigen darf, so wenig soll man seine Vorschriften außer acht lassen. Daher hören wir bei Geiler: „Die dritt Schell ist dem Artzt nicht volgen noch gehorchen. Es seind etlich die Rahtfragen die Artzt trewlich unnd lassen jhnen auch alle Artzney zu bereiten so der Doctor heisset, aber sie gebrauchen dieselben nicht.“⁴ Wie sie die Arznei verschmähen, so befolgen sie auch die vorgeschriebene Diät und die sonstigen ärztlichen Anordnungen nicht: „Defzgleichen kommen sie dem Raht des Artzes nicht nach, sonder thun gantz und gar das widerspiel. So er sie heisset Wein trincken, lassen sie jn wasser bringen, und so er sie heisset schwitzē, sitzen sie in dē bett auff oder ziehē sonst herum in dem nacht beltz. Item so er sie heisset ein cristierung (Klystier) nemmen, trincken sie bier und ander suesz getranck darfür. Wann

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 138—139.

² Ebendas. S. 139. — ³ Ebendas. — ⁴ Ebendas.

er sie heizt ein Adern schlahen, gehn sie darfur in das Badt, unnd schrepffen.“¹ Daher denn die Aufforderung an die Ungehorsamen: „Wiltu bald gfund werden, so lug und volg dem trewen Artzt, unnd komme seinem raht nach, so wirst du gesund werden, ohn allen schmertzen, wo du aber solches nicht thun wilt, so laß den Artzet zu frieden, als dann verschoneft sein, und deines gelts.“²

Endlich folgen manche dem Arzt wohl, aber erst nachdem sie zu lange gewartet und den rechten Zeitpunkt zur Heilung verabsäumt haben. Geiler rügt dies mit den Worten: „Die viert Schell ist dē Artzt gehorchen aber zu spat. Es sein etlich die volgen erst dem Artzt, wann die kranckheit schon zu gar uberhandt hat genommen, wann die Kuh aufz dem Stall ist, machen sie erst die Thuren zu. Mann sol der kranckheit bey zeyten wider standt thun, dann wenn man zu lang verharret, ist nachmals kein Artzeney mehr nutz uñ wuercklich (wirksam). Ein Bawm wenn er noch jung ist, kan man jhn ziehen wie man wil, also ist es auch mit solchen geschaffen, wenn man bey zeiten darzu thut, kan man etwann wol helfen, so aber solches gesparet wirt auff die lange banck, so ist es leiftlich alles vergeblich was man anfahet.“³ Aber auch wo man rechtzeitig Hilfe sucht, kann es dennoch vorkommen, daß alle Mittel des Arztes erfolglos sind. In diesem Falle soll man denselben nicht gleich verachten, zumal wenn er keine Mühe gescheut hat, den Kranken zu retten: „Ler (lerne) ein mitleidē habē mit eim artzet, wā im die kunft felt (fehl schlägt), wā es also sorglich (schwierig) ist artznei zegebē uñ zenemē, in nit glich verachtē, wē dich sein artznei nit hilfft, wan er allē fleyß ankert, unnd alle kunft brucht, so sol er dir artzney gebē die den siechttag (Krankheit) weret, uñ du uñ er wenē er gebe dir ein artznei, so gibt er dir gifft.“⁴ Bekanntlich sind nämlich manche Krankheiten unheilbar, und selbst die größten Meister stehen denselben ratlos gegenüber: „Sumeliche (manche) liute hânt den siechtuom, den alle meister niht vertriben künnet; unde giengen alle meister zuo, die von erzenie ie gelâsen, die künden etelichen siechtuom niemer vertriben noch

¹ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 139. — ² Ebendas. — ³ Ebendas. S. 139—140. — ⁴ Derselbe, *Die Emcis*. S. XXV.

gebüezen.“¹ Namentlich hat zu allen Zeiten das Wort gegolten, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist: „Sô ist ein siechtuom, der heizet der tôtslâf. Den künment alle meister niht gebüezen.“

Der „lîplichen gebresten“³ und verschiedenen Arten „des siechduoms“⁴ sind nun außerordentlich viele. Denn „es ift unfer leib vil bloeder und zarter dā kein glasz“,⁵ und „gesuntheit des leibs wacker fein, scharpff gehoerdt, guotte gefycht, behend vernunfft, zaehe gedechtnisz, stercke, un̄ andre der glichen natîrliche goben und gnoden“⁶ sind bald dahin. Besonderen Einfluß besitzen in dieser Beziehung die Gestirne. Schon Berthold redet davon, „swie (wie) grôze kraft die sternen haben über regen und über wint und über allez daz, daz under dem himel ist“;⁷ denn „als (wie) got den steinen unde den wurzen unde den worten kraft hât gegeben, alsô hât er ouch den sternen kraft gegeben, daz sie über alliu dine kraft hânt“⁸ (haben). Insbesondere erstreckt sich ihre Einwirkung auch auf den menschlichen Körper, wie denn derselbe Berthold den Hörer versichert: „Sie habent kraft über dîn selbes lîp und über dîne gesuntheit und über dîne kraft.“⁹ Der gleichen Ansicht huldigt auch Geiler. Als er einmal die verschiedenen Widerwärtigkeiten, welche dem Menschen begegnen, bespricht, wirft er die Frage auf: „Wer schüret dir mer die brēd“? und antwortet darauf: „die gätz welt, dz ift, alles dz das in d' welt ift. Es seind die ynflûz des hymels, die planetē, mit den and'n sternē, wie die in dich würcken mit irm ynflûz, also bistu geschickt wañ dein leyb zuofamē gefetzt ift von widerwertigē (feindseligen) dingē, dz ift, von den vier elementē, dz ift, hitz, kelte, truckē un̄ feucht, .weñ die wid' ein ander fechtē, so muoft du dich leydē, es macht ein gantz katzengefchrey in dir, wie dz wetter ift, also bist du auch, den bist

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 517.

² Ebendas. Bd. I. S. 518.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 218.

⁴ A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 64.

⁵ *Des hochwirdigen doctor Keiserspergs narenschiff*. S. CCXXIII.

⁶ Derselbe, *Poftill*. teyl III. S. LI. Pred. Am Fyerdten sonnentag noch Trinitatis.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 50.

⁸ Ebendas. — ⁹ Ebendas. Bd. I. S. 51.

du siech, den bist du gesund den bist du froelich, den bist du traurig, es ist kein standthafftigkeit in dir, wen du dich yetzund haft gesetzt gätz un meynst du seyest gar staet un steyff uff dir selber, über ein stund so fallest du ab un ist kein staetigkeit in dir, eben wie dz wetter, den regnet es, den scheint die sonn, also seyen wir auch, sunder du haltest eben als ein faul armbroft.“¹

Zu den durch den Einfluß der Planeten erzeugten Krankheiten gehören zunächst diejenigen des Gehirns. Berthold und Hollen erwähnen die Hyperämie desselben, wie sie sich in „houbetwêwe“² (Kopfschmerz) und hin und wieder selbst in „Krämpfen“³ kund gibt, und in Hoffmanns Fundgruben ist vom „tropfen“⁴ oder Schlagfluß die Rede. Den Ausdruck „tropfen“ kennt auch Geiler, wenn er statt dessen auch öfter von „perlis“ (paralysis), „schlagk“ oder „apoplexia“ spricht. So teilt er über den Knecht des Hauptmanns von Kapernaum mit: „Diszen knecht Centurionis, den hatt das perlis, oder schlagk geschlagen, und was syech, das er sterben wolt“⁵ und den Herrn desselben läßt er zu Christo sagen: „Herr mein knecht der lyt (liegt) im hufz, und hott jn das perlis geschlagen, und würt übel getruckt unnd getrenget.“⁶ An einer anderen Stelle unterscheidet er zwischen „perlis“ und „apoplexia“, insofern bei ersterer eine halbseitige, bei letzterer eine doppelseitige Lähmung eintrete: „Nuon wz uff die selb zeit ein syecher mensch in d' statt, den hat d' schlagk, od' das perlis geschlagē. die handt gotts hat jn geruert dz ein halb fyt jm lam̄ wz. ir neñens dē schlagk, od' dē tropffen. Den wen d' tropffen einer fallet, wo er den hynfelt, do würt der mensch lam̄. un heiffzt paralifis. Wen es aber jm dē gantzē lyb trifft, so heiffet es gemeynlich apoplexia. Un dorū

¹ Geyler von Keyfersperg, *Der hasz im pfeffer, die zehēt eygēschafft des haefzlinz.*

² H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur.* Tl. I. S. 321.

³ R. Cruel a. a. O. S. 618.

⁴ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur.* Tl. I. S. 394.

⁵ Geyler von Keyfersperg, *Postill.* teyl I. S. XXVII. Pred. Am Sönentag III. noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

⁶ Ebendas.

ſpricht d'text (Nément war, ſye hand (haben) jm brocht einen menſchen im bett ligend, den hatt der ſchlagk geruert).“¹

Was die Erkrankungen des Rückenmarks und der Nerven betrifft, ſo gedenkt Berthold der „rückenlemde“², worunter wohl Rückenmarkſſchwindſucht zu verſtehen iſt, und Geiler führt „laeme der glieder“³ an. Er weiß zugleich, daß ein gelähmtes Glied leicht atrophisch wird, da er über die Kranken in den Hallen des Teiches Bethesda berichtet: „In den fünff ſchoepffen (Schuppen) lag ein gantzer huff uñ ein groſſe menge — der lammē, uñ der ſchwynenden das iſt deren, die do hatten die ſchwynēde fucht, die do abnoment uñ ſchwyutēt. als denn mengem (manchem) ein arm, oder fuſt ein glid ſchwynt oder abnimt.“⁴ Beſonders häufig findet bei unſeren Predigern die Epilepsie oder „vallende suht“⁵ Erwähnung, indem ſowohl Berthold,⁶ als Jordan⁷ und Geiler⁸ dieſelbe beſprechen. Berthold hält ſie nicht nur für unheilbar, ſobald ſie länger andauert, ſondern glaubt auch, daß der Atem des Epileptiſchen ansteckend ſei: „Swer die vallende suht hât über vier unde zweinzie jâr, dâ gēn alle die zuo die dâ hiute leben, die künden den ſiechtuom niemer gebüezen. Unde ſwenne er alsô hin vellet unde lît (liegt) unde ſchûmet, sô hûetet iuch vor im als (so) lieb iu lîp (Leben) ſi, daz ſich ieman (niemand) nâhen zuo im habe, wan im gêt ein sô grûlich âtem ûz dem munde, daz er vil lîhte den ſelben ſiechtuom gewünne, ſwem der âtem in den munt kaeme. Unde dâ von sô hûetet iuch daz ir im iht (nicht) nâhen komet innen des (während deſſen), daz in der ſiechtuom an gêt.“⁹

¹ Geyler von Keyferſzberg, *Poſtill.* teyl III. S. XCIII. Pred. Am Nünzehenden ſonnentag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 206.

³ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff.* S. 203.

⁴ Derſelbe, *Poſtill.* teyl II. S. XXVI—XXVII. Pred. Am Frytag noch Inuocavit.

⁵ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geſchichte deutscher Sprache und Literatur.* Tl. I. S. 325.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 517.

⁷ R. Cruel a. a. O. S. 427.

⁸ Ebendas. S. 618.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 517—518.

Von den Krankheiten der Atmungs- und Kreislauforgane tritt uns bei Jordan die „Squinancia“¹ oder Kehlkopfentzündung² und bei Gottschalk Hollen „der Katarrh“³ der Luftröhre entgegen. An ihm litten sicherlich auch die alten Leute, von denen Geiler in seiner christlichen Pilgerschaft sagt: „Wen̄ sy d' huoft an küpt, so wermen sie den win, und wenen der kalt wyn tügs in̄ (ihnen), und nit der alter.“⁴ Bei demselben Autor ist auch von der Lungenschwindsucht oder dem „lüngig seyn“⁵ die Rede, das für „ein erbgereft“ oder „morbus contagiosus“ erklärt wird; „wan̄ was der gebreften feind, die von jnen ufzlossen dempff, die selbē erbt man gern.“⁶ Zugleich führt er die mit Seitenstechen verbundene „pleresis“ (Pleuritis) an, indem er sich auf den heiligen Bernhard beruft: „Da spricht Bernhard. (Nō est in corde sanus cui laterata dolēt.) — d' ist nit gefunt im hertzē dē wee in dē seittē ist, wan eim das stechē yn ein seittē kūmet hat pleresim, d' ist nit gefūt.“⁷

Neben den bisher genannten Leiden müssen auch solche der Verdauungsorgane häufig gewesen sein. Berthold hebt hervor, daß Überladung des Magens Fieber erzeuge, indem er von der „überfülle“ sagt: „Alsō kumt iemer (immer) etewaz dā von, ez sī rite (Schüttelfrost) oder suht oder vieber oder swaz ez danne ist.“⁸ Ebenso erwähnt Jordan von Quedlinburg die „Verstopfung“⁹, bei der nach Geiler öfter „einn blow (blau) stinckend mul“¹⁰ vorkommt, und bei dem Priester Meffreth aus Meißen, der etwa ein Jahrhundert später als Jordan, um 1443 lebte, finden wir den „Durchfall, die rote Ruhr und galliges Erbrechen“¹¹ angeführt.

¹ R. Cruel a. a. O. S. 427.

² „Kelsuht diu ze latein esquinancia haizt“, Konrad v. Megenbach, ed. F. Pfeiffer. 330, 20; 436, 19.

³ R. Cruel a. a. O. S. 619.

⁴ Johāns geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaftt*. S. XXXVI.

⁵ Derselbe, *Postill*. teyl III. S. LXXVIII. Pred. An dem Fyerdztzehenden sonnntag noch Trinitatis. — ⁶ Ebendas. — ⁷ Derselbe, *Die Em̄eis*. S. XXI.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 205.

⁹ R. Cruel a. a. O. S. 428.

¹⁰ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl I. S. XXIX. Pred. Am Sönntag Septuagesima.

¹¹ R. Cruel a. a. O. S. 488.

Mittel gegen Eingeweidewürmer gibt Gottschalk Hollen an¹, und sowohl Jordan² als Geiler kennen die Bauchwassersucht, von der letzterer bemerkt: „Und wen̄ ein d' buch groffz würt, dz neñt mā ouch schwynen“³ (schwinden). Die von dieser Krankheit Befallenen heißen „ydropici“ oder „wazzerfühtiche.“⁴ Endlich wird wiederholt der „gelefuht“ (Gelbsucht) oder „ictericia“⁵ gedacht, denn wir hören nicht nur bei Berthold von „gelsühtigen“⁶, sondern es heißt auch in einer aus dem zwölften Jahrhundert stammenden poetischen Bearbeitung der Genesis:

„In der lebere hanget ein galle chlebere (klebrig).
 fi ist unfuoze (unstüß), sine wil (sie will nicht) daz man fi nieze (geniefse).
 Swer fi uz gerahfnet (ausgehustet), fuenne (wenn) fi ime uber get,
 der ist genern (genesen): den muoz rite (Schüttelfrost) iouch fieber ferbern
 (verschonen),
 deme ne muot (plagte nicht) iouch den lip gelefuht noch sich (ficus morbus,
 Hämorrhoiden).“⁷

Aus der Zahl der Infektionskrankheiten, die bei unseren Predigern vorkommen, heben wir zunächst die Hundswut hervor. Was ihre Ursache betrifft, so teilt Meffreth mit, daß nach Konstantinus der Hund von Natur kalt und trocken sei und von der schwarzen Galle beherrscht werde; wenn nun diese sich zu sehr ansammle und in Fäulnis übergehe, so mache sie ihn toll. Plinius⁸ dagegen bemerke, daß ein unter der Zunge des Hundes liegender kleiner Wurm die Krankheit erzeuge, die aufhöre, wenn man denselben herausziehe.⁹ In welcher Weise die Tollwut auf den Menschen übergeht, gibt Geiler an: „Wen̄ ein hunt unsinnig würd

¹ R. Cruel a. a. O. S. 619. — ² Ebendas. S. 428.

³ Geiler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XXVII. Pred. Am Frytag noch Inuocauit.

⁴ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 114.

⁵ „Gelsuht diu ze latein ictericia haizt“, Konrad v. Megenbach, ed. F. Pfeiffer, 415, 23; 388, 19.

⁶ Berthold, ed. Kling. S. 433, 17.

⁷ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur.* Tl. II. S. 14.

⁸ Hist. natur. lib. XX.

⁹ R. Cruel a. a. O. S. 487—488.

un̄ wuoten (wüten), so wurd im die zung also hitzig als ein fūr, und wo er einē menschen oder hunt byfzt, so voht (fängt) die wund an zuo brēnen von dem vergifft des hūdes byfz, also ein hitzig thier ist ein hunt.“¹

Bei demselben Prediger geschieht auch des „kalten fybers“ Erwähnung, wie er denn von Christus erzählt, er habe Petri Schwiegermutter davon befreit: „Und ist gangen in das hufz Simonis Petri, des schwyger fyech was, und hefftigklich beladen mit dem fyber, das ir nennen das kalt. Do hond (haben) fye jn gebetten, das er fye solt gesund machen. Der herr hatt fye gewert irer bitt, unnd ist über fye gestanden unnd hatt gebotten dem fyber, das es fye verlossen solt. Von stund an hatt fye das febres verlossen, und ist uffgestanden und hatt kocht, und jnen essen bereitet, und zuo tisch gedient.“² Besonders merkwürdig an dieser Heilung erscheint ihm, daß sie eine vollständige war, indem nicht, wie sonst so oft bei der Krankheit, Recidive eintraten: „Das do ist wider die art des febres. Dañ weñ einer schon gefunt würt, so hatt er nohwehen (Nachwehen), affterschleg (Rückfälle), unnd, die gōnd jm weißz ich wie lang noch.“³ Auf das häufigere Vorkommen des kalten Fiebers kann man wohl daraus schliessen, daß es bei Geiler zu wiederholten Malen genannt wird.⁴

Ganz besonders oft aber tritt uns der Aussatz oder die „miselsucht“ bei unseren Rednern entgegen. Die von ihm Befallenen werden als „miselfuochtige“⁵, „malatzen“⁶ oder „maltzige“⁷ bezeichnet und verschiedene Arten der Krankheit unterschieden. Die erste, die aus unreinem Blute entsteht, heisst „allopicia“, die zweite, aus „melancolia“ entsprungen, „elephantia“, die dritte, durch „colera“ erzeugt, führt den Namen „leonina“, und die vierte,

¹ Johāns geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaft*. S. CXXXVII.

² Derselbe, *Poftill.* teyl III. S. LV. Pred. An dem Fünfften sonnntag noch Trinitatis. — ³ Ebendas.

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 618.

⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 45 u. 55.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl IV. S. XVI. Pred. An unser lieben Frawen Himelfart tag.

⁷ Ebendas. teyl I. S. V. Pred. Am dritten Sonnentag des Advents.

„tyriasis“ genannt, geht aus „flegma“ hervor.¹ Dem entspricht, daß der Aussatz nicht immer mit gleicher Heftigkeit auftritt. Berthold hebt hervor, daß „ein üzsetzigez harter zervallen ist danne (als) daz ander“², und Geiler redet von einem vorgeschrittenen Falle, nämlich von „einem mallatzigen mann der do nit schlecht mallatzig was, sonder wz vol mallatzig.“³ Namentlich bei starker Entwicklung wurde das Leiden für ansteckend gehalten, wie dies schon bei den alten Israeliten der Fall war. Berichtet doch Geiler aus jener Zeit von den Aussätzigen: „Wañ fye dorffent nit so nohe hynzuolouffen. nochdem als das im alten gefatz was verboten, das die mallatzen nit dorfften zuo den menschē kumen, und fye belestigen. diewil es ein erbgebrest ist, morbus contagiosus.“⁴ Aber nicht nur um ihrer Ansteckungsfähigkeit, sondern auch um ihrer Unheilbarkeit willen wurde die Lepra gefürchtet. „Kein artzet“, so hören wir bei demselben Gewährsmann, „mag ein rechten maltzen gefunt machen, das sprechent gemeynlich die rechtē artzet. wiewol ettweñ (bisweilen) buoben haerlouffen und vil verheiffen, aber hindennoch sicht man dz nüt doran ist.“⁵

Für nicht minder ansteckend als der Aussatz galten die „blottrenn.“⁶ Daher sagt Geiler: „Dovon seind die blotterrechten leüt schuldig sich zuo entpfembden (entfernen) so wyt, das fye mit irem gebresten nit schaden bringen andren menschen. den sunst thaeten fye wid' die liebe des nechsten.“⁷ Als ein schwer Blatternkranker wird der arme Lazarus genannt: „Nuon difzer arm bettler Lazarus, d' lag zuo der thuer des rychen, un was vol eyffen (Eiter-

¹ R. Cruel a. a. O. S. 432.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 115.

³ Geiler von Keyserberg, *Posill.* teyl I. S. XXVI. Pred. Am dritten Sonnentag noch dem achtenden der heiligen dry künig tag.

⁴ Ebendas. teyl III. S. LXXVIII. Pred. An dem fyerdtzehenden Sonnentag noch Trinitatis.

⁵ Ebendas. teyl III. S. LXXIX. Pred. An dem Fyerdtzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁶ Ebendas. teyl III. S. XXXXIII. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

⁷ Ebendas. teyl III. S. LXXVIII. Pred. An dem fyerdtzehenden Sonnentag noch Trinitatis.

beuleñ) un̄ blottren. Er hat nit nūmen (nur) ein plotter, funder aller fein leib was vol eyffen, voll geschwer un̄ blottren. Es was ein gantzer bruot, und was überzogen mit grind nū blottre. Plenus ulceribus.“¹ Nach Geiler können Lähmungen durch die Blattern entstehen, denn wir lesen bei ihm: „Ein yeglicher der do gelaemmet ist an eim arm, oder beim, von einer wunden wegen, oder andrem zuofall unnd schaden, den er funft empfangen hatt, es sey von pestilentz, blottrenn, oder ander kranckheiten halb, dovon er den lam ist worden, un̄ des selben glyds nit me (mehr) mechtig ist, der ist proprie debilis, ein krüppel.“²

Mit besonderem Schrecken erfüllte die eben erwähnte „pestilentz“³ die Gemüter. Sie hieß auch um der damit verbundenen starken Sterblichkeit willen „der lintesterbe“⁴ oder das „gröze sterben.“⁵ So wird über eine Pestepidemie in Rom von Hermann von Fritslar berichtet: „Zu dem sechsten mæle quam ein gröz sterben zu Rōme uber alle di stat, alsô daz vil hûser wuste wurden: wan der mensche gewete (gähnte) oder nois (nieste) sô vur ime di sêle enwec, und dise plage was in dirre (dieser) zît der vasten und was bî sancte Gregorius gezîten.“⁶ Sobald die Pest auch nur drohte, rief man: „Pestilentz es fahet an, nun sei yed’ man gerüft, wan es kumpt das man bereit sei“⁷, und hielt sie ihren Einzug, so wurden Andachten und Gebete ihretwegen gehalten. Beispielsweise heisst es von fünf Predigten, welche Geiler in unser Frauen Münster zum hohen Stifte in Straßburg hielt: „Ward geurfacht durch pestilentzliche sterbet, das der zeyt da was.“⁸ Nach demselben Prediger war die Krankheit mit heftigem Fieber verbunden, wie er denn über den Sohn des Hauptmanns von Kapernaum sagt:

¹ Geiler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXI. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

² Ebendas. teyl III. S. XXXXIII—XXXV. Pred. An dem Anderen sonnentag noch Trinitatis.

³ Geiler vō Keiserfperg, *Die Emeis.* S. XXV.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 9.

⁵ Ludw. 45, 2.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 103.

⁷ Geiler vō Keiserfperg, *Die Emeis.* S. XXV.

⁸ Derselbe, *Der trost Spiegel.* S. I.

„Difzer regulus oder amptman (hatt ein fuon, der lag fyeck zuo Capharnaum) hatt das fyber oder febres, und was yetzendan an dem, das er fterben solt an d' pestilentz. wenn pestilentz feind nützt (nichts) anders weder (als) fcharpffe un̄ spitze febres. als wir lesen in den artzetbuecheren.“¹

Unter den Krankheiten, welche auf Ernährungsstörungen beruhen, spielte die Gicht oder „daz gegiht“² eine bedeutende Rolle. Sie hieß auch „artetica“ (arthritis) oder „lidsuht“³ (Gliederkrankheit), und zwar unterschied man, je nach dem die Hand, der Fuß oder die Hüfte befallen, „hantlidesuht“⁴, „vuozlidesuht“⁵ und „lidsuht in der huft.“⁶ Die lateinischen Namen dafür waren chiragra, podagra und ciatica (sciatica). Als Ernährungsstörungen dürfen wir zum Teil auch wohl die Leiden des Alters ansehen, deren unsere Prediger häufig gedenken. „Was ist ellender deñ ein alter mēsch“, ruft Geiler in seiner christlichen Pilgerschaft aus, „weñ so wir alt werden, so sint wir allen menschen ein überbürd, die ougē werden dunckel un̄ trieffen, die orē doub, die hut würd gerumpffen (gerunzelt) und ungeschaffen (häßlich), die glider rideren (zittern) im, der koder (Schleim?) und huoft wil in̄ erstecken, deñ ist im wee im haupt, deñ im rucken, deñ würd er lam in den beinen und in den füßen, und mag niergens hin kommē. — Im schlottert der kopff, er gerot (fängt an) nit me gefehen, die ougen werden blind, die hēd krum, die nase trüfft im, kurtz und ist mit vil üfels überladē.“⁷ Daher denn auch das gemeine Sprichwort, das schon damals im Schwange war: „XXX jor ein man. XL jor still ston. fünffzig jor wol gethon. LX jor abgon. LXX jor d' felē for (für die Seele). LXXX jor d' welt tor. XC jor d' kind spott. hundert jor nun gnod dir gott.“⁸ Was insbesondere das zuletzt genannte Alter

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill.* teyl III. S. XCIX. Pred. Am Ein- und zwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

² W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 89.

³ Derselbe, *Vocabularius optimus.* Basel 1847. 36, 68.

⁴ Ebendas. 36, 70. — ⁵ Ebendas. 36, 69. — ⁶ Ebendas. 36, 71.

⁷ Johaṅs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschafft.* S. LXXI.

⁸ Derselbe, *Poßill.* teyl I. S. XXXI. Pred. Am Sonnentag Septuagesima.

anbetrifft, so urteilt auch Berthold darüber: „Welher hundert jâr alt wûrde under uns, der waere den liuten also smaech (schmählich) an ze seheune von ungestaltheit unde von dem gebresten, den daz alter an in haete gemachet.“¹

Neben den inneren kamen oft genug auch äufere Leiden vor, deren Behandlung den Chirurgen oder „wuntarsten“² oblag. Als solche fungierten die „barberer“³ und „Scherer“⁴, die zusammen ein Amt oder eine Zunft bildeten. Die zünftigen Wundärzte pflegten „die kunst bî einem andern meister zuo lernen“⁵, wobei Bedingung war, daß der Lehrling von deutschen Eltern abstammte und zugleich der Bürgerschaft würdig erschien. Auch war die Aufnahme mit bestimmten Feierlichkeiten verbunden; in einer niederdeutschen Zunftrolle vom Jahre 1557 heifst es hierüber: „Eyn islik (jeder) meyster schall henfurder (hinfort) keynen jungen in de lere annemen, he sy denne dudescher bord (Geburt) und der borgerschop wert und solkes schall vor dem ganzen ampte in bywesende (Beisein) des meysters gescheen.“⁶ War der Lehrling längere Zeit thätig gewesen, so wurde er, falls er sich „der kunst geleret und erfahren“⁷ erwies, zum Gesellen ernannt. Der letztere aber hatte, wenn er Meister werden wollte, seinen Lehrbrief vorzulegen, sich „vorhoren“ (prüfen) zu lassen, „umme to irkundigen, ifte (ob) he ok to einem meister duchtig“⁸ sei, und zur Bewährung seiner Geschicklichkeit ein Meisterstück zu machen.⁹ Dieses Meisterstück bestand nach der Hamburger Ordnung des Barbieramtes darin, daß er „veer gude plaestere (Pflaster) unde achte ungente“ (Salben) nebst „twe wundrangken“¹⁰ (Wundtränke) anfertigte. Außerdem mußte er „ok na (nach) nottroft (Bedarf) etlike menschlike gekrenkede (erkrankte) unde vorgleden (verrenkte) ledemathe (Gliedmaßen) wedder konnen vorfogen

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 389.

² E. Bodemann, *Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg*. Hannover 1883. S. 30. — ³ Ebendas. S. 27.

⁴ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 118. Derselbe, *Poftill*. teyl II. S. CV. Pred. Am Zynftag noch Judica.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 154.

⁶ E. Bodemann a. a. O. S. 28.

⁷ Ebendas. — ⁸ Ebendas. S. 27. — ⁹ Ebendas. — ¹⁰ Ebendas.

(einfügen) unde insetten in yne stede“¹ (Stelle), ehe er das Handwerk ausüben durfte.

War jemand auf diese Weise zum Meister befördert, so hatte er unter jeder Bedingung das Ansehen des Standes zu wahren. Daher war es verboten, um der Reklame willen „aderbende (Aderlaßbinden) uttohenge“² oder sich in die Praxis eines anderen einzudrängen. Der behandelnde Wundarzt mußte vielmehr verständigt werden, falls ein Kollege in seine Stelle eintreten sollte, und erst dann konnte der Kranke diesen zu sich entbieten: „Id (es) schall ok eyn meister deme anderen up synen band (Verband) nycht gan, he hebbe denne des ersten meisters wyllen gemaket. — Woret (wofern) aver de kranke eynen andern meister bogerede (begehrte), wen de synen ersten arsten (Arzt) und vorbinder redeliken afgeleecht, schal ome (ihm) frig (frei) und unbonamen (unbenommen) syn, eynen andern meister an syck to fordern.“³ In schwierigen Fällen wird empfohlen, einige Mitmeister zur Konsultation aufzufordern, um auf diese Weise für das Wohl des Kranken zu sorgen: „Wor (wo) syck verlike (gefährliche) vorwundunge todragen, schall de meister, so erstmals darby gefordert und verbunden, II oder III syner mytmeistere by den schaden foren (führen), de schollen samptlich dat beste myt raden unde syck malkander (mit einander) vorenigen, wo darby henforder (hinfort) to vorfaren. We (wer) syck hirane vorweigerich (verweigernd) makede, schall III mark in de bussen (Büchse) und I mark in de armenkysten (Armenkasten) geven.“⁴

Eine sehr gewöhnliche Beschäftigung für die Wundärzte war der Aderlaß. Als Ort desselben werden die Hände und Füße angegeben, indem Geiler über die Behandlung einer treulosen Ehefrau mitteilt: „Da thet der Mann ein ding, und schickt von ftund an nach dem Scherer, liefz jhr die adern auff den fueffen und henden schlafen, unnd das boefz gebluet heraufz lauffen, da vergafz lie nachmals des Pfaffen unnd fragt jhm gantz nicht nach.“⁵ Bis-

¹ O. Rüdiger, *Hamburger Zunfturkunden*. S. 12.

² E. Bodemann a. a. O. S. 30.

³ Ebendas. S. 29. — ⁴ Ebendas.

⁵ Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 118.

weilen kam es vor, dafs der zu Ader Gelassene ohnmächtig wurde, wie denn Berthold von einem in Venere Excedierenden sagt: „Wan (denn) als erz getuot, seht, sô lit (liegt) er und ist als (so) âmehtec (ohnmächtig) als der im ze âder hât gelân“¹ (gelassen).

Derselbe Gewährsmann führt auch öfter das Steinschneiden an. Er fordert nämlich, dafs der Wundarzt ein gelernter Meister sein soll; denn, so fährt er fort, „ist des niht, sô maht (magst) dû wol schuldic werden an einem wunden man oder an einem, dem dû den stein sniden solt.“² Übrigens scheint man auch Nierensteine gekannt zu haben, da einmal von „stein in den lenden“³ die Rede ist.

Wie das „stensniden“⁴, so wurde auch das „brochsniden“⁵ (Bruchschneiden) von den Chirurgen, und zwar nicht nur von den Meistern, sondern unerlaubter Weise auch von einzelnen Gesellen geübt. So wird über einen Barbiergehilfen Klage geführt, dafs er „in de huse (Häuser) geit (geht) vorbinden und balberet und ander ding mer annimpt, de em nich geboren (gebühren) to don, wat aver belangend (belangreich) is, alse (wie) brochsniden.“⁶ Über derartige Fälle berichten die Meister entrüstet: „Dar denn sulche gesellen, lant- und ludebedregers (Leutebetrüger) to dem dore henut (hinaus) lopen, — darna kamen de armen lude to uns und klagen, wo se van en (ihnen) bedragen (betrogen) syn. So hebben se dat gelt wech, so moten wy den arbeit don.“⁷ Nach der Operation wandte man bei Brüchen in der Regel Bruchsalben an.⁸

Neben den Hernien hatten die Scherer „geschwer, offene alte schaeden, ftich und schnit wunden“⁹ zu heilen. Dabei wird es als besondere Thorheit bezeichnet, wenn „einer underftat ein wund zuo heylenn, unnd die anderen alle ungeartznyet lafzet.“¹⁰ Eine

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 206.

² Ebendas. Bd. I. S. 154.

³ Arzneibuch J. Diemer. 50. 128.

⁴ E. Bodemann a. a. O. S. 31.

⁵ Ebendas. — ⁶ Ebendas. S. 30—31. — ⁷ Ebendas. S. 31.

⁸ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 203.

⁹ Ebendas.

¹⁰ Derselbe, *Der seelen Paradis*, cap. XLII. *Von warer beharrung*. S. CCXIX.

Wundheilung durch prima intentio scheint nicht häufig gewesen zu sein. Wenigstens erzählt Geiler von einem renomministischen Kriegsknecht: „Ich hab ein (einen) gekant d' het ein wündlin im schenckel was im geschossen, wo d' bey dē leütē was so bracht er es uff den plan un̄ sprach. Es find vil die gar kaum heil werdē weñ sie gewundet find, aber ich würd bald heil, ich war de eineft geschossen und ward bald heil, die red bracht er alweg herfür.“¹ Vielmehr trat meistens ein, was derselbe Prediger an einem anderen Orte angibt: „Ein wund zuo dem ersten schmirtzt, darnoch hebt sie an zuo fulē und geschwerē.“²

Viel trug dazu jedenfalls das „weizeln“³, d. h. das Belegen der Wunde mit Charpie bei, deren Anfertigung unter anderem in den Klöstern geschah. Macht doch Geiler einer verdrießlichen Nonne zum Vorwurf: „Du fitzeft un̄ macheft zirle mirle un̄ zopffest an einē tuechlin un̄ zeüheft die faedē her ufz, un̄ sichst um̄ dich als eī katz die in einer stubē beschloffen ist.“⁴ Über die Charpie wurde dann ein Verband angelegt, wir wir einen solchen nicht nur öfter erwähnt⁵, sondern auch auf einer Illustration in Geilers Postille abgebildet finden.“⁶ Daß derselbe immer hinreichend sauber gewesen, ist kaum anzunehmen, da wir sowohl von Verunreinigung der Wunden⁷, als von „dem wilden viure“⁸ (Feuer) oder „sant Antonjen fiur“⁹ hören, worunter Erysipelas zu verstehen ist.

Mochte nun aber eine Wunde mit oder ohne Eiterung heilen, auf jeden Fall ließ sie eine Narbe zurück. „Sich (sieh) man fihet

¹ Geyler vō Keyferfperg, *Von den syben schwertern, das erst schwert*.

² Derselbe, *Chriſtenlich bilgerſchaft*. S. CXXXVIII.

³ J. A. Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*. Stuttgart und Tübingen 1827—1837. Bd. 4. S. 173.

⁴ Geyler von Keyferfperg, *Der haß im pfeffer, die zehēt eygēſchaft des haßzins*.

⁵ E. Bodemann a. a. O. S. 30.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*, Paſſion oder das lyden Jeſu Chriſti. S. II. Von der ufferweckung Laſari vom tod.

⁷ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 71. E. Bodemann a. a. O. S. 32.

⁸ Konrad v. Heimesfurt, *M. Haupts Zeitschrift*. 8, 185.

⁹ W. Wackernagel, *Vocabularius optimus*. 36, 89.

och dez tagez die mâfa (Narbe) finer wundo. die er durch den fûnder enphie. an dem hailigen cruce“¹, so lesen wir in einer Grieshaberschen Predigt von Christo. Nur von einem bestimmten Pflaster wird versichert, daß unter demselben die Wunde ohne Narbe oder richtiger mit wenig sichtbarer Narbe heile:

„Die von dem phlaster genâsen
die überhuop ez mâsen (Narben),
sô daz man die lich (den Leib) eben sach
als dâ nie wunde geschach.“²

Um sich von den damaligen Wundheilungen im einzelnen eine Vorstellung zu machen, braucht man nur den Bericht eines gewissen Hans Rosenkrus über seine Heilerfolge zu lesen. Derselbe rühmt sich, eine unbegreiflich faule Wunde in der Brust, zwei kariöse Knochen, eine Fistel im Rücken, eine grofse Wunde am Knie, eine Fistel, die durch den Kinnbacken bis zum Hals ging, sowie eine so grofse Lippenwunde geheilt zu haben, daß die Meister die Lippe abschneiden wollten. Ferner führt er zum Beweis seiner Geschicklichkeit einen Knaben an: „Dede (der da) heft gehad baven (über) twintich hole (Löcher) in henden unde im live unde in den knaken (Knochen), dar worme (Würmer) inne weren unde ok lose knaken, de ik om (ihm) darut brachte unde makede one (ihn) myt der hulpe gades (Gottes) sunt“³ (gesund). Auch Wunden „in hemeliken (heimlich) steden“⁴ (Stelle) will er vielfach kuriert und ebenso einen verbrannten Schienbeinknochen, der blos lag und wie schwarzes Pech aussah, wieder hergestellt haben. Hatte er diese Erfolge bei Männern erzielt, so waren diejenigen bei Frauen nach seiner Versicherung nicht weniger gut. Beispielsweise gibt er an, eine Frau, die „den krevet“⁵ (Krebs) an der Ferse hatte, so daß die Wundärzte ihr dieselbe abnehmen wollten, ohne jedes Schneiden geheilt zu haben. Ebenso nahm er eine kranke Brust mit wohl vier oder fünf Höhlen, eine andere mit drei Höhlen, aus denen die Milch

¹ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 153.

² Erec v. Hartmann v. Aue, ed. M. Haupt. 5144.

³ E. Bodemann a. a. O. S. 32.

⁴ Ebendas. — ⁵ Ebendas.

ausfloß, sowie eine völlig ausgefressene Brust in Behandlung, die alle wieder hergestellt wurden. Nicht wenig thut er sich endlich auf die Heilung eines verletzten Knies und Armes, wie auf den Verschluss einer Fistel unter dem Knie und mehrerer Fisteln im Gesichte zu gut, von denen eine sechsunddreißig Würmer enthalten habe.¹

Auch von Luxationen und Frakturen, welche die Wundärzte heilten, wird öfter berichtet. Bereits oben sahen wir, daß es zu den Forderungen der Meisterprüfung gehörte, ausgerenkte Glieder wieder kunstgemäß einzurichten.² Berthold aber erwähnt den Fall, „daz dû ein bein abe soltest brechen oder eine hant“³, wobei ein Chirurg hinzugezogen wurde.

Nicht minder führten Wundärzte Amputationen der verschiedenen Gliedmaßen aus. Die Abnahme eines Fusses wird in Birlingers *Alemannia* mitgeteilt⁴, und bei Hermann von Fritslar lesen wir von einem Römer, der ein Freund der heiligen Ärzte Kosmas und Damianus war: „Deme wart ein bein fûle, daz her (er) nicht gegên (gehen) mochte. Dô rif her sêre an dise erzete. Dô quâmen si in der nacht dô her slif, und sniten ime abe daz fûle bein.“⁵ Die so Amputierten pflegten, wie aus der Abbildung zu einer Geilerschen Predigt ersichtlich, einen Stelzfuß zu tragen.⁶

Sache der Chirurgen war endlich auch die Behandlung der Ohren- und Augenkranken. Daher hatten sie „karrenfalb (Schmalz) in den oren“⁷ zu entfernen, falls dadurch eine Behinderung des Hörens eintrat, vor allen Dingen aber die verschiedenen Augenkrankheiten zu heilen. Hierher gehörten zunächst die Reizzustände, die durch Fremdkörper im Auge hervorgerufen wurden, denn schon Eckhart redet davon, wie „wênic daz liehte (lichte) ouge iht (irgend etwas) in ime erliden mac.“⁸ Freilich täuschten ältere Leute sich öfter,

¹ E. Bodemann a. a. O. S. 32—33. — ² S. 216—217.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 509.

⁴ A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 81.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 205.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Poßill*, Paffion oder das lyden Jesu Chrifti. S. II. Von der ufferweckung Lafari vom tod.

⁷ Derselbe, *Poßill*. teyl I. S. XXIX. Pred. Am Sönentag Septuagesima.

⁸ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 602.

indem sie glaubten etwas im Auge zu haben, während es sich um presbyopische Beschwerden handelte: „Wen es dann geschicht das sie alt werdent, so wüschent sie die ougen, und wenen in (ihnen) sy ettwas dor in gefallen und setzē den die brillen uff, und meinen überal nit das es des alters schuld sy.“¹ Daneben wurden auch „entzündete“² und „flissende augen“³, sowie die verschiedenen Arten von Erblindung dem Wundarzt überwiesen. Als eine Ursache des Blindwerdens sah man unter anderem häufiges Weinen an, wie denn Berthold berichtet: „Sant Franciscus, der weinete, daz er nâch (beinahe) erblindet was.“⁴ Nach demselben Autor kann auch Überblendung durch allzu helles Sonnenlicht Blindheit erzeugen: „Ez enhât nieman sô starkiu ougen, unde wil er ze lange unde ze vaste (fest) in die sunne und in daz brehende (leuchtende) rat (Rad) der sunnen sehen, er wirt als (so) unmâzen (über die Massen) kranc an sinen ougen, daz erz niemer überwindet; oder er wirt gar blint, daz er niemer stic gesiht.“⁵ Namentlich aber kamen Erblindungen im höheren Alter vor, wie denn Geiler sagt, dafs alsdann „die ougē dunckel werden un trieffen.“⁶ Ohne Zweifel trug daran nicht selten der graue Staar die Schuld, den man sich als eine „schädliche Feuchtigkeit“⁷ im Auge vorstellte. Das „starsteken“⁸ (Staarstechen) wird deshalb auch ausdrücklich unter den chirurgischen Operationen aufgeführt, wobei wir allerdings zugleich über einzelne umherziehende Staaroperateure erfahren, dafs sie „allerley helen und korrigieren willen de dinge, de se nich geleret hebben, und keinen grunt der kunst hebben, denn allene grotsprekent (grofsprechen) und den luden mer to dem vordarven (Verderben) denn to der beteringe (Besserung) reket (gereicht), und wenn id (es) na erem koppe nich henut (hinaus) will, so lopen se tom dore henut.“⁹

¹ Johaṅs geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaftt*. S. XXXVI. — ² R. Cruel a. a. O. S. 488.

³ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 203.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 27.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 265.

⁶ Johaṅs geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaftt*. S. LXXI. — ⁷ R. Cruel a. a. O. S. 428. — ⁸ E. Bodemann a. a. O. S. 31.

⁹ Ebendas.

Befand sich die Chirurgie in den Händen der Wundärzte, so war die Geburtshilfe „den hefammen“¹ anvertraut. Sie hatten zunächst schon die Schwangerschaft zu überwachen, wie sie von dem Augenblicke der Empfängnis datiert. Letztere dachte man sich durch „maenlichen fomen und zuothon der mañ gewüreckt in muoter lib“, und zwar so, daß „do feind zuofamē gelouffen die aller reinftē bluots troepfflin an dz ort do deñ kindlin werdē entpfangē, dz ift in der bermuoter.“² Daher sagt denn Christus von seiner übernatürlichen Empfängnis: „Wen (denn) ich bin entpfangen vō gott dem heyligē geift, d’ hatt die aller reinsten blutstroepfflin in Maria d’ muoter gotts zuofamē geballet, uñ hatt die felbē gefuegt an die ort, do die bermuoter ift, do deñ ein frow entpfocht (empfangt), uñ also vō würckūg gotts des heyligē geifts bin ich entpfangē, uñ nitt von maenlicher krafft.“³

Eine viel erörterte Frage war die, wann „diu sêle, die in den glidern und in den âdern ist“⁴, in den Embryo gelangt. Die älteren Lehrer waren der Ansicht, daß in demselben Momente, wo die Materie entsteht, auch die Seele in dieselbe eingegossen werde: „Alsô schribent uns die meistere, daz in deme selben punten (Zeitpunkt), sô diu materie des kindes ist bereit in der muoter libe, in deme selben ougenblicke sô giuzet got in den lip den lebenden geist, daz ist diu sêle, diu des libes forme ist. Ez ist ein blic (Augenblick) ze bereitenne unde in ze giezenne.“⁵ Hermann von Fritslar dagegen behauptet: „Wan der lîcham (Körper) wirt enphangen in der muter libe, sô wirt iz mê (mehr) danne (als) drizig tage alt, êr (ehe) iz dor zu kumet daz ime di sêle wirt gegeben.“⁶ Bestimmter noch urteilt Eckhart, indem er in einer seiner Predigten sagt: „Sô daz kint enpfangen wirt in der muoter

¹ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. II. S. 87. F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 3.

² Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. LXVIII—LXIX. Pred. Am Donnerstag noch Oculi.

³ Ebendas. teyl II. S. XXXIII. Pred. Am Montag noch Reminiscere.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 202.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 27.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 18.

libe, dâ hât ez bilde (Ansehen) unde varwe unde geschöpfede (Gestalt); daz wûrket diu nâtûre. Alsô ist ez die vierzic tage unde vierzic nehte und an deme vierzigesten tage sô schöpfet (schafft) got die sêle, vil kürzer denne in ein ougenblicke.“¹ Sobald die Seele mit dem Leibe vereinigt ist, beginnt das Kind nach Berthold unsterblich zu sein, da der Geist auf keine Weise untergehen könne: „Als (so oft als) daz kint lebende wirt in sîner muoter libe, sô giuzet (giefst) im der engel die sêle in (der almechtige got giuzet dem kinde die sêle mit dem engel in). Und als ez niwan (nur) als (so) lange gelebet als ein hant mac umbe gekêret werden, sô muoz ez iemer und iemer leben als (so) lange als got lebt, unde mac niemer ersterben an der sêle.“²

Interessant ist auch, zu erfahren, wovon man die Entstehung des Geschlechtes abhängig dachte. Meister Eckhart bemerkt darüber: „Wan dâ diu nâtûre wirt gewendet oder gehindert, daz si niht volle maht (Macht) hât in ir werke, dâ wirt ein frouwe.“³ Nach ihm war also nur der Mann das voll und ganz entwickelte Geschöpf, das Weib dagegen gleichsam eine Hemmungsbildung.

Während der Schwangerschaft wird den Frauen möglichste Schonung ihrer Person anempfohlen, zumal sie ohnehin „dicke arbeit von kint tragen lident.“⁴ Aber nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um des Kindes willen sollen sie sich vor Überanstrengung hüten, da dasselbe sonst leicht geschädigt werden kann. Berthold meint denn auch, dafs kein anderer als der Teufel den Rat erteile, die Kinder in dieser Weise zu Grunde zu richten: „Und dar umbe sô râtent sie den frouwen, daz sie diu kint verliesen (verderben), wan wir haben unter allen dingen kein sô grôz dinc, daz sô schiere (bald) erwendet (vernichtet) sî. Ich wil sô verre (viel) drumbe niht reden. Ich hân (habe) eteliche vor mir, die an vier menschen schuldic sint. Wê dir, daz dû dem tiuvel des gevolget hâst. Darumbe wirt ouch dîn niemer rât.“⁵ Aber auch die Männer

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 260-261.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 30.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 260.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 115.

⁵ Ebendas. Bd. II. S. 56.

versündigten sich hier und da an ihrem ungeborenen Kinde, indem sie ihre schwangeren Frauen mißhandelten. In einer Berthold'schen Predigt hören wir hierüber: „Sô wirt etelicher (mancher) ein morder sînes eigenen wîbes. Dû maht (magst) ir einen slac oder einen druc tuon, daz sie ez niemer mêr überwindet. — Unde wirst lihte schuldic an dînem eigenen kinde, ob sie swanger ist dîn hûsfrouwe.“¹ Namentlich geschah dies, wenn der Ehemann sich in trunkenem Zustand befand und infolgedessen seiner Handlung sich nicht völlig bewußt war: „Sô legent sie (sc. die tiuvel) maniger leie liste unde stricke, dâ sie manic (manche) tûsent sêle mite vâhent (fangen) — sô hie der trunkenheit, daz einer an sînem eigen wîbe schuldic werde oder einer sîne hûsfrouwen sus (so sehr) slahe, daz er an sînem ungeborenen kinde schuldic werde.“²

Übrigens glaubte man auch, daß, während die Mutter das Kind „an dise werlt (Welt) getruoc“³, sie sich „versehen“ könne. Als nämlich in einer altdeutschen Predigt bei Wackernagel von den verschiedenen Arten des Unglaubens gehandelt wird, finden wir folgendes geäußert: „Cristaner gelôbe hât vier stuki. Daz erst ist. daz er sol ungemischet fin. daz ist an (ohne) ungeloben. wan (denn) du solt niht geloben an zoher. noch an luppe (Zauberei). noch an heff (Hexe). noch an lachnye (Besprechen). noch an fürfehen (versehen). noch an messen (sc. des Kopfes mit einem Gürtel oder einem roten Faden). noch an die nachtrowen (Nachtfrauen, heidnische Götinnen). noh an der agelfstrun (Elster) schrien. noh an die brawen (Augenbrauen). und die wangen iuken. noch an die battaenien (Schlüsselblumen, deren Wurzeln geheime Kräfte haben sollten). noch an kainer hand (keinerlei) ding. daz ungelôb fi. wan ünser herre haffet — den gemiften geloben.“⁴

Daß das Gebären mit großen Schmerzen verbunden ist, wird öfter erwähnt. So fordert Hermann von Fritslar, bei der Reue solle der Mensch so tiefes Leid empfinden, „als grôz wê als ein frouwe het, diu ein kint gebirt.“⁵ Ja, als Johann Herolt einmal

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 189.

² Ebendas. Bd. I. S. 409, vgl. oben S. 58. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 462.

⁴ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 77.

⁵ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 275.

über den Text Johannes 16 predigt: „Mulier, cum parit, tristitiam habet“, handelt er in zwei besonderen Teilen erstens „de gestibus“ und zweitens „de dolore parturientium.“¹ Die Ursache dieser Schmerzen wird in dem Sündenfalle Evas gefunden, denn ihre Sünde hatte bei den Frauen zur Folge, „daz sie die kindern gebern grozen smercen.“² Bei heftigen Wehen pflegten die Gebärenden die heilige Dorothea anzurufen. Hatte doch diese noch kurz vor ihrem Tode um die Gewährung eines Wunsches gebetet, der ihr denn auch erfüllt worden war: „Herre Jêsu Kriste, ich bite dich des: — di vrowen di in erbeiten gên der kinder, wan si mich ane rufen, daz si snelle erlöst werden.“³ Im Gegensatz zu den übrigen Frauen wird von Maria, der Mutter Jesu, berichtet: „die einige magt fente marie brachte in (sc. Jesum) zu dirre (dieser) werlde (Welt) an (ohne) aller hande wehen“⁴ oder, wie es gleich darauf noch einmal ausführlicher heisst: „Nu wande (weil) unfer vrowe fente maria ir libes kint unfer herren Jhesum XPm̃ niht brachte zu dirrer werlt mit fere (Schmerz) und mit wetagen (Leiden). alf andere vrowen. darumme lifet man in der epyftelen. ego quasi vitis fructificavi sua. daz spricht (heisst). ich habe gefruochtiget als ein winftok einen sampten ruoch“⁵ (Geruch).

Bisweilen kam es vor, dafs das Kind noch während des Geburtsaktes starb. Stand dies zu befürchten, so wird den Müttern von Berthold empfohlen, sobald der Kopf ausgetreten, diesen zu taufen: „Und swenne ir vorhte (Furcht) habet, ez sterbe ein kint, daz wizzet ir frouwen wol, ê (ehe) daz ez gar (völlig) zuo der werlte kome, sô toufet im ê daz höubetlîn, dan ê daz ez âne (ohne) touf sterbe.“⁶ Nahm dagegen die Geburt einen glücklichen Ausgang, so wurde das Neugeborene in eine Wiege oder ein Bettchen gelegt, welches die Hebamme gerne mit Blumen schmückte. In einer Grieshaberschen Predigt finden wir einen schönen Vergleich von

¹ R. Cruel a. a. O. S. 485.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 26.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 88—89.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 26.

⁵ Ebendas. S. 39.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 86.

dieser Sitte hergenommen: „Uñ reht (recht) gelicher wíse als diu heveamme leget bluomen in die wiegon alder (oder) in de betteli in dem de kindeli liget. also soltu reht och legen uñ streuwen die bluomen der tugende in die wiegon uñ in de betteli dinez herzen.“¹

Die Zeit, „sô die frouwen in kindelbette ligent“², währte in der Regel sechs Wochen. Schon das mosaische Gesetz hatte diese Dauer bestimmt, und dieselbe war im Mittelalter zur Gewohnheit geworden. Geiler berichtet darüber: „Das haltet man noch heütbeytag von der reinigung oder feüberung der frawen noch der geburt, dz ein fraw sechs wuchen kind inligt ee sye uszgot. Es ist aber nit ein gebott. Wen (denn) das gefatz bindet yetzt nit me (mehr), dz man das halten soll, sonder ist allein ein gewonheit.“³ So kam es denn auch, daß das Wochenbett bisweilen länger ausgedehnt wurde: „Eine doerfft (bedarf) ettwen (bisweilen) das sye zwoelff wuchen inleg. Ein andere dargegen bedoerfft kum sibem oder acht wuchen. Maenche minder, oder mee, noch dem die geschicklicheit oder complex der frawen das erheifcht oder erfordert.“⁴ Namentlich gab ein andauernder „Blutfluß“, wie ihn Jordan von Quedlinburg anführt⁵, wohl nicht selten den Anlaß, daß die Wöchnerin über die gewöhnliche Zeit hinaus das Bett hüten mußte. Andererseits kam auch eine Abkürzung der üblichen Wochendauer vor, da Geiler erklärt: „Man findt wol maenche die in dreyen wuchen also starck würt, als ein andere in sechs wuchen. uñ dovon ist kein zeit yetzendan bestimpt.“⁶ Am häufigsten trat diese Abkürzung bei außerehelichen Geburten ein, wie denn das Kindbett einer Nonne kaum drei Tage währte: „Wen aber ein fraw inligt eins kinds, dz do nit gerotē ist, so spricht man gewonlich, ir kindtbettet weret eben also lang, als einer

¹ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 3.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 322. H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur*. Tl. I. S. 85. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 598.

³ Geiler von Keyferlzberg, *Poetill*. teyl IV. S. XXIX. Pred. An unfer lieben Frawen Liechtmessztag. — ⁴ Ebendas.

⁵ R. Cruel a. a. O. S. 427—428.

⁶ Geiler von Keyferlzberg, *Poetill*. teyl IV. S. XXIX. Pred. An unfer lieben Frawen Liechtmessztag.

nonnen kindtbettet. das selb weret kum drey tag, und dornoch so fo het (fängt) man wid'umb an uff ein newes leckereyen (Sittenlosigkeiten) zuotriben. Dañ weñ man hinder das spil kompt, so ist weder münch noch nonn frey.“¹ Die Diät der Wöchnerinnen pflegte eine beschränkte zu sein, indem man Speisen, die ihnen schaden konnten, von ihnen fernhielt.²

Für gewöhnlich nährte die Mutter selber ihr Kind. Geiler befürwortet dies als allein vernunftgemäfs und dem göttlichen Gebote entsprechend: „Wan ein fraw ir kind wil seugen —, so sagt gleich ir vernunft es ist guot, got hat es dir gebotten, du solt es speisenn und ernerenn, wan es ist dein kind.“³ Doch geschah es auch, dafs „Mangel an Milch“ oder eine „schlimme Brust“⁴ das Nähren ausschlofs und man zu einer „amme“⁵ oder „chind (Kind) amme“⁶ greifen mußte. Wie oft die Mutter oder Amme das Kind anlegte, ist nirgends gesagt. Nur von dem heiligen Nikolaus wird wunderbarer Weise erzählt, „daz her (er) zwir (zweimal) vastete in der wochen di wile her was under deme sūge (Saugen) sīner muter: als an der mittewochen und an dem vritage soug (sog) her nicht mê (mehr) danne eins zu mitteme tage.“⁷

Die bei der Ausübung der inneren Medizin, der Chirurgie oder Geburtshilfe verordneten Medikamente wurden in den „apotēken“⁸ angefertigt. Charakteristisch an denselben erschien der süfse Geruch, so dafs Hermann von Fritslar einmal berichtet: „Dirre (dieser) heilige Alexius wart getragen in sente Pēters munster, und von deme suzen geruche der dā ginc von sīme lichamen (Leichnam), sō wart di kirche alse eine apotēke“⁹ oder, wie es gleich darauf mit etwas

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl IV. S. XXIX. Pred. An unfer lieben Frawen Liechtmessztag. — ² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 285.

³ Johannes Geiler von Keifersperg, *Her d' künig ich diene gern.* S. LXX. Pred. Am XIII. Sontag nach der III künig tag.

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 618—619.

⁵ H. Hoffmann, *Grundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur.* Tl. II. S. 35. — ⁶ Ebendas. Tl. II. S. 88.

⁷ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 15.

⁸ *Sammlung von Minnesingern aus der Handschrift der königl. französischen Bibliothek,* ed. Bodmer u. Breitingen. Zürich 1758. II. 105. 6.

⁹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 163.

anderen Worten heisst: „Und daz munster wart sô wol richende alsô iekein appotêke.“¹ Da in den letzteren auch Gifte und differente Stoffe aufgestellt waren, so tritt uns in Birlingers *Alemannia* die Warnung entgegen: „Es soll sich meniglichen (jeder) vor dreien dingen wol hûeten, nemlich frembde brief zu lesen, in ainer schmiten (Schmiede) nichts anzugreifen, und dann in ainer apotek oder ains arzen haus nichts zu versuchen.“² Wie schon in diesen Worten angedeutet liegt, durften neben den Apothekern auch die Ärzte Medikamente bereiten und feil halten. Daher hören wir in einem Oster-spiel bei Hoffmann, wie ein fahrender Arzt zu seinem Diener spricht:

„Nu sage, knecht, was das bedeute?
 Ich sehe aldort gar vil leute:
 Mich dunket in meinem mut
 Dafs sie fuchen salbe gut.
 Nu setze aus die buchsen schier,
 Zwei, drei oder vier,
 Ob wir icht (irgend etwas) mochten gekeufen (erhandeln) gelt.
 Nu slag uf unfer gezelt,
 Und tu das alzuhant (alsogleich).
 Dafs die erztei (Arznei) werde den leuten bekannt.“³

Ebenso sahen wir bereits oben⁴, dafs die Meister des Barbieramtes „plaestere (Pflaster) unde ungente“⁵ (Salben), wie sie sie in ihrer Praxis bedurften, anfertigten. Ja, der viel benutzte Theriak wurde von besonderen „Triackers kraemern“⁶ in gröfserer Menge hergestellt und mit möglichst vielem Lärm zum Verkaufe angeboten.

Was die Stoffe, aus denen die Arzneimittel bestanden, anbetrifft, so waren dieselben zum Teil aus dem Tierreich hergenommen. So das Castoreum oder Bibergeil, von dem wir in Hoffmanns *Fundgruben* lesen: „Nue ist ein tier und heizit castor, piber, unt ist vil

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 167.

² A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 306.

³ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. II. S. 315.

⁴ S. 216.

⁵ E. Bodemann a. a. O. S. 27.

⁶ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 57.

milte unde fenfte. (S)ine gemahte (Gemächte) sint vil nutzi zuo arzintuome“¹ (Heilkunde). Ferner ist hier der Bisam, das bekannte Sekret des Moschustieres, zu nennen, welches sowohl als Heilmittel, wie als Wohlgeruch zur Verwendung gelangte. In Geilers *Narrenschiff* finden wir darüber mitgeteilt: „Es sein etliche, die gehen nirgendt hin, sie haben dann ein blumen oder sonst ein wolfschmeckende (wohlriechende) specerey bey jnen, von bysem oder anderem gewuertzen. Ditz thun sie allein von hoffart wegen, dann wenn sie es kranckheit halben theten, wer es jhnen wol zuverzeihen.“² Endlich wurde auch das Blut der Taube als ein Heilmittel, und zwar gegen entzündete Augen, angesehen, jedoch nur, wenn es unter dem rechten Flügel aus einer Ader genommen war.“³

Noch häufiger als aus dem Tierreiche stammten die Medikamente aus dem Pflanzenreiche her. Als Berthold einmal von „erzenie“ redet, „diu den lip gesunt machen sol und in eine wile fristen sol“, setzt er erläuternd hinzu: „daz sint wurze (Pflanzen) unde krût unde sâme und etelichiu ander dinc, diu die meister wol erkennen.“⁴ Ebenso erwähnt er noch öfter, dafs die Kraft und Wirkung der Pflanzen den Meistern bekannt sei: „Ez künnent eteliche meister von den sternen, sô künnent eteliche von den wurzen, welhe kraft sie haben an dem sâmen und an dem krûte und an der wûrze (Wurzel) smac (Geruch) und an andern kreften.“⁵ Wegen dieser Heilkraft, welche die verschiedenen Kräuter besitzen, preist er vor allem den Schöpfer, dem er dankbar nachrühmt, „daz dû, herre, sô maniger hande (mancherlei) krût ûz der erden ûf trîbest, daz nieman weder bûwet noch saewet (sät), daz ie zuo eteswâ nütze unde guot ist. Sô ist diu wurze (Wurzel) guot, sô ist der sâme guot, sô ist sîn krût guot, sô ist der bluome guot; sô gevar (gefärbt) ist diu, sô ist jeniu sus (in solcher Weise) gevar: diu rôt, diu gel (gelb), diu brûn, diu wîz, diu grôz, diu kleine, diu kurz, diu lanc,

¹ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 31.

² Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 187.

³ R. Cruel a. a. O. S. 488.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 508.

⁵ Ebenda. Bd. I. S. 2, vgl. Bd. I. S. 5.

unde diu wurze für dén siechtnom (Krankheit) guot ist unde disiū für einen andern. Und alsô müget ir lîp unde sêle gesunt machen mit der geschepfede (Kreatur) unsers herren.“¹

Um einige Proben von der Verwendung der pflanzlichen Medikamente zu geben, führen wir eine Stelle aus dem Arzneibuch bei Diemer an: „Raetich ist warm — swer in gesoten izzet, dem ist er guot für die huosten.“² Namentlich aber weisen wir auf den Hortulus reginae des Priesters Meffreth aus Meissen hin, in welchem Aufschluß erteilt wird, wozu man die einzelnen Kräuter gebrauchte. Gegen den Biss toller Hunde soll es beispielsweise helfen, wenn man Lauch mit Nüssen und Raute verrreibt und davon die Quantität einer grossen Nuß öfter mit Wein eingibt. Das Mittel kann auch äusserlich auf die Wunde gelegt werden, um das Gift herauszuziehen, und ist dann ebenso wirksam wie Theriak. Ein anderes Heilmittel gegen die Wut teilt der Arzt Isaak mit, nämlich eine Kastanie, mit etwas Salz und Honig zerquetscht und dann eingenommen. Platearius sagt, wie gleichfalls Meffreth angibt, daß der gekochte Saft einer Pflanze, die sponsa solis oder Wegwart heisst, gegen innerlich beigebrachtes Gift und auch gegen den giftigen Hundsbiss hilft, wenn man ihn auf die Wunde reibt. Balustia aber, die Blüte des Granatapfels, mit Essig gekocht und auf die Brust gelegt, ist bei Krankheiten des Intestinaltrakts gut.³

Verstanden sich einzelne Gelehrte auf die Wirkung der Pflanzen, „sô kunden (wufsten) aber ander meister von der edeln steine kraft und von ir varwe“⁴ (Farbe), da Gott auch dem „edeln gesteine — die kraft hât gegeben, dâ wir von gesunt werden sullen, der ez eht erkennet.“⁵ Wie die mancherlei Mineralien wirkten, finden wir besonders bei Jordan von Quedlinburg in seinen naturgeschichtlichen Predigten angegeben. Nach ihm kühlt Saphir die innere Hitze und reinigt die Augen. Er vertreibt auch die Krankheiten Squinancia und Noli me tangere und ist ausserdem gegen heisse Geschwüre zu

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 49.

² Arzneibuch J. Diemer. d. III.

³ R. Cruel a. a. O. S. 487—488.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 2.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 153.

empfehlen. Smaragd soll die fallende Sucht heilen. Der Onyx dringt, an ein krankes Auge gehalten, mit seiner Kraft in dasselbe ein und zieht die schädliche Feuchtigkeit heraus. Ebenso ist er auch gegen den Ausschlag heilsam. Der Jaspis beseitigt das Fieber und die Wassersucht und hält den Blutfluß auf. Der Opal endlich, der aus dem Urin des Luchses entsteht, hilft gegen Verstopfung und öffnet den Leib.¹

Zu den mineralischen Mitteln dürfen wir auch die Mineralbrunnen zählen, die man teils zum Trinken, teils zum Baden benutzte. Der therapeutische Wert derselben war schon aus dem Neuen Testamente bekannt. Denn „under den schopffen“ (Schuppen) des Teiches Bethesda zu Jerusalem, so berichtet Tauler nach Johannes, „lagen vil siecher mensche, die da warteten weñ der engel gots kaeme herab vō dem himel, un̄ das wasser bewegte. Un̄ als bald es von dem engel bewegt ward so wurden die menschen von stund an gefundt, die darin am ersten gewesen wurden, von allerley siechtagē (Krankheiten) die sy an jn hatten.“² In gleicher Weise wurden auch im Mittelalter die Heilquellen fleißig benutzt, wie man schon daraus ersieht, daß uns eine nicht geringe Zahl derselben allein in Schwaben und den Nachbarländern begegnet. Laurentius Fries nennt in seinem Spiegel der Arzney neben Pfeffers Baden in der Schweiz, Marggrafenland, Plummers, Zellerbad, Wildbad, Göppingen und Ow bei Rotenburg am Neckar, das heutige Niedernau.³ Namentlich Göppingen scheint viel besucht gewesen zu sein, denn auch Geiler von Keisersberg erinnert sich des Göppinger Sauerbrunnens und seiner flüchtigen Kohlensäure: „Begab es sich ettweñ, das mich ettwas glück an lachet, so verdrosz mich darnach zuo greiffen und das zuo erwüschē weñ gar bey ee das ichs erwüschē un̄ ergreifen wolt, was es zerflogē un̄ verschwunden. wie der saur brūn zuo Goeppingē, so mā dar aufz trinckt so bitzelt un̄ zippert er ein wenig im mund aber es ist gleich nüt mer dar hinder, unnd schmackt als wasser.“⁴

¹ R. Cruel a. a. O. S. 427—428.

² Joannis Taulery *Predig Am Freytag nach Inuocavit*. S. XXII.

³ A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 99.

⁴ Geiler vō Keyfzerlperg, *Der seelen Paradiß*. S. CCXXIX—CCXXX.

Was die Form, in welcher man die Heilmittel brauchte, anlangt, so wandte man äußerlich meist Pflaster und Salben an. Die ersteren wurden hier und da auf den Magen¹, in der Regel aber auf Wunden gelegt. So wird in Hartmanns Erec „ein phlaster guot ze wunden“² erwähnt, und ebendasselbst hören wir: mit diesem „phlaster verbaunt der küneginne hant des ritters sîten.“³ Ebenso heißt es in Wolfram von Eschenbachs Willehalm:

„Swâ (wo immer) man sach ir wunden,
Die wurden an den stunden
Mit balsem (Balsam) gestiuret (gelindert):
Richiu (reiche) pflaster wol getiuret (gepriesen),
Müzzel (eine wohlriechende Substanz) und zerbenzerî, (eine Spezerei)
Arômât (ein wohlriechender Stoff) nnd amber (Ambra) was derbî.“⁴

Schon aus diesen Versen sind einzelne Stoffe, die man zu Pflastern verwandte, ersichtlich. Andere werden in dem Arzneibuch bei Diemer angeführt: „Man sol ein phlaster dar ûf machen von senfe und von rutensouge (Rautensaft), von pibergeil und von aschen, der gebrant sî von menschen hâre.“⁵ Besonders galt ein Pflaster aus Alabaster für ausgezeichnet bei chirurgischen Leiden: „Alabaster, dar uss die scherer al ir plaster machent, al wunden heilen mit, es sigen gswâr, stich, brûch und schnit.“⁶ Diese „emplastra“⁷ führten verschiedene Namen. Eine niederdeutsche Urkunde vom Jahre 1557 nennt „eyn apostolicon (Apostelpflaster), ein grauw plaester (graues Quecksilberpflaster), ein groen jenuensy (grünes Genuesisches Pflaster), eyn tractyff“⁸ (Zugpflaster).

Aus derselben Quelle erfahren wir auch die Bezeichnung für „achte ungente“ (Salben). Es sind dies „eyn incarnatyff (fleisch-

¹ Arzneibuch J. Diemer. I. V.

² Erec von Hartmann v. Aue, ed. M. Haupt. 5313.

³ Ebendas. S. 5147.

⁴ Willehalm von Wolfram v. Eschenbach nach K. Lachmann. 451, 23.

⁵ Arzneibuch J. Diemer. j. II.

⁶ Sebastian Brants *Narrenschiff*. 55, 18.

⁷ L. Diefenbach, *Mittelateinisch - hochdeutsch - böhmisches Wörterbuch* nach einer Handschrift vom Jahre 1470. Frankfurt a. M. 1846. 108.

⁸ E. Bodemann a. a. O. S. 27. Anm.

farbene Salbe?), eyn defensyff (Schutzsalbe), eyn fuscum (braune Salbe), eyn album (Bleiweißsalbe), eyn apostolicon (Apostelsalbe), eyn dialthe (unguentum de althea) cum gummis, eyn popolium (Pappelsalbe)¹, eyn ipsiacum² (unguentum Aegyptiacum). Diese Salben, die in „buchsen“³ aufbewahrt wurden, fanden teils bei Wunden, teils bei kranken Augen Verwendung. Für das erstere spricht eine Stelle in Hartmanns *Iwein*: „Si salbeten sine wunden“⁴, für das letztere eine solche aus Ulrich von Türlheims *Tristan*:

„Ein salbe er under ougen streich,
Daz im sîn liehtiu (lichte) varwe entweich.“⁵

Übrigens waren derartige Salben ihrer kostbaren Bestandteile wegen oft außerordentlich teuer, so daß wir einmal dem Ausspruch begegnen:

„Ein êrlich leben ane (ohne) schamen,
Dâ mit erwerben gûten namen
Ist bezzer vor tiure salben vil.“⁶

Dienten Pflaster und Salben zu äußerlichem Gebrauche, so wurden als innerliche „erzenie“⁷ für gewöhnlich „heiltrenche“⁸ oder „trencklin“⁹ verschrieben. Daneben waren aber auch „lactwêrje“¹⁰ und „pillulen“¹¹ üblich. Über die Zusammensetzung der Latwerge erfahren wir:

¹ L. Diefenbach a. a. O. 280.

² E. Bodemann a. a. O. S. 27. Anm.

³ H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. II. S. 315.

⁴ *Iwein* von Hartmann v. Auc, ed. Benecke u. Lachmann. 208.

⁵ *Tristan* von Ulrich v. Türlheim, ed. F. H. v. d. Hagen in *Gottfried v. Straßburgs Werken*. Breslau 1823. 2235.

⁶ Ludw. Kreuzf. 8138.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 296. Bd. II. S. 87.

⁸ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 18.

⁹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXIX. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

¹⁰ Konrads v. Würzburg *goldene Schmiede*, ed. W. Grimm. 809, vgl. 1341.

¹¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXIX. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

„Mit fünf bimenten (Gewürzen) rein
Sol si gemenget sîn.“¹

Sie wurde wie gewisse Pillen meist als Abführmittel benutzt. Denn daß diese bisweilen als Laxans dienten, ersehen wir aus Geiler, welcher von einem Bauern berichtet: „Der wolt mit pillulen alle kranckheit vertreiben, die weil sie jhn purgiert unnd gefundt gemacht hatten.“² Um ihrer kräftigen Wirkung willen ging der Patient, wie überhaupt mit inneren Mitteln, so namentlich mit Pillen vorsichtig um: „Wie geet einer zuo einer ertzney, mit klopfendem hertzē. Im ist angst, luogt nymet nit mer pillulē wed' (als) in d' artzt heifzt. Er sol auch nit minder nemē, sie dientē im anders nit zuo gefuntheit.“³

Natürlich behielten die Medikamente, wenn anders sie „gar guot — und als (also) wislīche und als meisterliche und als künsteliche“⁴ zubereitet und infolgedessen „sô gar edel, kreftic unde tugenthaft“⁵ waren, auch dann ihre Wirkung, wenn der Kranke auf dieselbe nicht baute. Deshalb äußert Berthold zu wiederholten Malen: „Ob ein mensche niht gelouben wil, daz der stein oder diu wurz (Pflanze) die kraft niht habe, als ein arzât giht (sagt), der wirt darumb niht verlorn, swie (wenn) doch wurz und stein vil krefte haben.“⁶ Eben um dieser Kräfte willen soll man die Arznei auch nehmen, selbst wenn sie von schlechtem Geschmacke oder sonst widerlich ist. „Einer d' artzney yn sol nemen“, sagt Geiler, „der rümpfft sich darab er entbaer ir lieber. Aber um̄ seiner gefuntheit willen empfaet er sie.“⁷ Dem entsprechend heißt es denn auch weiter: „Einer artzney braucht man nit mer, weder (als) bloß als not ist, und nit umb luftes willē.“⁸ Freilich ist es nicht der

¹ *Sammlung von Minnesingern aus der Handschrift der königl. französischen Bibliothek*, ed. Bodmer u. Breitingen. I. 177. 6.

² Johan Geiler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 203.

³ Derselbe, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*..

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 292.

⁵ Ebendas. — ⁶ Ebendas. Bd. II. S. 83—84, vgl. Bd. I. S. 298.

⁷ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁸ Derselbe, *Von den syben schwertern, das sechst schwert*.

Arzt, der mit seinem Mittel die Heilung bewirkt, sondern vielmehr die Natur, die durch dasselbe nur unterstützt wird: „Ein artzot der kan dir gefuntheit nitt geben, er geb dir jn artzuy pillulen, oder trencklin, oder was er well. Aber die natur die muoffz dir zuohilff kûmen, und die krafft uñ das fûncklin, das du noch in dir haft. Uñ muoffz dieselb natur allein understûtzet werdē durch die artzny, die dir jugibt d’artzot, d’ do ist allein ein diener der natur. Und den so kompt die gefuntheit selber haernoher, aber langsam, von tag zu tag.“¹

Indessen wenn auch der Erfolg der Arznei in der Regel nicht ausblieb, so gab es doch auch Fälle, wo dieselbe vergeblich gebraucht worden war. Geiler bemerkt darüber: „Das heiffzt ein vergebene artzney, die do nût würckt, umb welher artzney willē dir nit geholffen wûrt, dorumb du die jugenûmen haft, sunder blibt in dir, umnd ist dein sach boefzer den vor. Sye hatt mich nit geholffen, sprichstu, ich hab sye in dz schyfhuffz (Abtritt) geschûtt, uñ hab das gelt vergebēs ufzgebē.“² Namentlich war auch die beste Arznei aufer stande, vor dem Tode zu schützen, doch konnte sie bei schweren Krankheiten, wenn auch nicht immer Heilung, so doch oftmals Linderung schaffen: „Wan swaz man dem libe erzenie mac gegeben“, sagt Berthold, „sô muoz er doch ze jungest sterben. Jedoch sô mac ein guot meister wol mit kûnsten einen siechtuom (Krankheit) vertriben, den sus (sonst) ein mensche lange tragen muoz, ob der siechtuom alsô ist daz man in vertriben mac, wan ez ist etelich siechtuom, den alle meister niht vertriben möhten; sie machent aber wol daz man den siechtuom deste sanfter treit“³ (trägt).

Da die Heilung mancher Krankheiten durch Arznei nicht gelang, so nahm das Volk nicht selten zu Zauberei seine Zuflucht. Vornehmlich waren es die Landbewohner, die gerne Zaubermittel gebrauchten, so daß Berthold in einer Predigt denselben vorhält: „Owê, ir dorfliute, iuwer kaeme vil ze himele, wan daz selbe extlin,

¹ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XXXIX. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere. — ² Ebendas. teyl II. S. LXV. Pred. Am Mittwoch noch Oculi.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 509.

daz ermordet alle, die an zouverie geloubent — und an lüppelerinne (Zauberinnen), an nahtfrouwen (Nachtfrauen) und an sô getân gespüce (Spuk) und an pilwiz (Hexe). Und eteliche geloubent an heilige brunnen, sô an heilige boume, sô an heilige greber ûf dem velde.“¹ Auf dem Lande waren es wiederum besonders die Frauen, an denen Berthold tadelt, „daz sie mit zouverie umbe gânt, sô sîn rucke (Rücken) swirt (schmerzt) oder swaz ez denne ist.“² Solche Zauberei wurde zum Teil mit Spiegelu³, zum Teil mit „boesen batônjen“ (Schlüsselblumen) oder „boesem hantgift“⁴ ausgeführt. Unter „hantgift“ ist ein Geschenk zu verstehen, das man erhält, ohne darum gebeten zu haben, und das angeblich gewisse Krankheiten zu heilen vermag. Berthold bemerkt darüber: „Der gloubet an hantgift, — unde der an zouver, uud ir frouwen an lüppe (Zauberei) und an zouver und an des tiuvels gespenste.“⁵

Was sich an verschiedenen Arten von Superstition in der Volksmedizin fand, darüber gibt besonders Gottschalk Hollen Aufschluß. Alte Weiber, so erzählt er, messen den schmerzenden Kopf mit einem Gürtel oder mit einem roten Faden, indem sie dem Kranken ins Ohr flüstern: „Das Feuer bedarf keine Erwärmung, das Bier bedarf keinen Trunk.“ Einige berühren gegen Kopfwel den Kopf eines Säugetieres oder Fisches, gegen Zahnweh streichen sie die Zähne mit dem Zahne eines gehängten Menschen oder eines anderen Gestorbenen. Wenn am Sabbath die Glocken geläutet werden, halten sie ein Eisen zwischen den Zähnen oder sie heben einen Stein aus dem Flusse und tragen ihn im Munde schweigend nach Hause, ohne auf einen Gruß zu antworten, denn, wenn sie dabei ein Wort sprächen, würde es ihnen nichts nützen. Den Stein legen sie dann an einen trocknen Ort und glauben, so lange ihn weder Wasser noch Regen berühre, würden ihnen die Zähne nicht weh thun. Den Katarrh beschwören sie durch ein Messer mit schwarzem Griff. Gegen Hüftweh steht der Kranke vornüber geneigt, als ob

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 70.

² Ebendas. Bd. II. S. 141.

³ W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 130.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 264.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 530.

er den Teufel anbete. Wer kann aber alle Thorheiten aufzählen, die sie zur Erleichterung der Geburt oder gegen den Mangel an Milch ins Werk setzen? Gegen schlimme Brust reiten sie bei Mondschein auf Kühen oder Eseln. Gegen Würmer schreiben sie auf dem Leibe des Kranken eine Beschwörung auf Blei oder Pergament, umwickeln die Schrift mit dem Faden einer Jungfrau und werfen sie ins Wasser. Gegen Schmerz in den Füßen zählen sie mit dem Fusse die Steine in einer Mauer, indem sie den Fuß an dieselbe emporheben und die Kniee küssen. Gegen Fieber geben sie beschriebene Krautblätter nüchtern zu essen oder beschriebene Äpfel. Kranke Kinder lassen sie durch hohle Eichbäume gehen.¹

Auf diese Weise vermittelst der Zauberei Hilfe bei Krankheiten zu suchen, verdamnte die Kirche als Aberglauben. Sie verlangte ausdrücklich: „Criftaner gelöbe — sol ungemischet fin. daz ist an (ohne) ungeloben“² und erklärte, daß Gott den Aberglauben hasse.³ In Übereinstimmung hiermit versichert Berthold, daß die Zauberer und Zauberinnen „gar ungesund an der sêle unde tôtsiech“⁴ sind und daß ihrer ebensowenig Rat wird, wie der Ungläubigen: „Alle die mit lüppe (Zauberei) unde mit zouber umbe gënt, die gënt ouch mit ungelouben umbe und ir wirt also wênic iemer (jemals) rât, als jûden unde heiden unde ketzer.“⁵ „Die niunden“, wiederholt er, „daz sint halbe ketzer, der ist aller meiste in den dörfern. Daz sint alle die mit zouberîe umbe gânt —, mit swelher hande (Art) zouberîe der man oder wîp umbe gât, ez sî lüppelach (Zauberei) oder zouber —. Ir tiuvele, die sint iu vor iuwer eigen.“⁶ Als Angehörige des Satans gehen sie denn auch für immer verloren: „Ez sî wîp oder man, die mit zouber unde mit lüppe umbe gënt, die sint êwiclîche verlorn an lîbe und an sêle.“⁷ Unter Führung des Königs Saul, der auch Zauberei trieb⁸, fahren sie mit

¹ R. Cruel a. a. O. S. 618—619.

² W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 77.

³ Ebendas.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 226.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 464. — ⁶ Ebendas. Bd. II. S. 172.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 264.

⁸ 1. Sam. 28, 7 ff.

einander zur Hölle: „Ir zouberer und ir zoubraerinne, ich wil iu (euch) ouch iuwer herberge zeigen. Ir sult varn mit grôzer schar under den vanen hern Saules des küniges. Der ist iuwer houbetman, der vert mit grôzer schar in niderlande“¹ (sc. die Hölle). Namentlich den Frauen macht Berthold zum Vorwurf, daß sie Zauberei lieben: „Ju, frouwen, iu habent die tiuvele einen stric geworfen, dâ tuont sie iu den groesten schaden mite. Der heizet — zouberê.“² Er versichert einer „trüllerin“ (Gauklerin) drohend: „Dû wahtelbein (Lockpfeife) des tiuvels, dâ mit er manige sêle vaeht (fängt), dû bist verworfen von dem volke, die dâ strîten suln umbe daz êwige leben.“³ Sie und ihre Genossen müssen von ihrem unrechten Wege lassen, wollen sie nicht an den Grund der Hölle geraten: „Daz selbe spriche ich zuo den zouberaerinnen unde zuo den trüllerinnen, ez sî dise oder die: alle, die in toetliche sünde gevallentnâch dem toufe (Taufe), die müezent ûf den andern wec, oder sie müezent an den grunt der helle.“⁴ Ja, von einer alten Zauberin gilt, was der Spruch in Pfeiffers *Germania* sagt: „Dar unbe ist ein alt boese wîp wirser (schlimmer) denne der tiuvel.“⁵

Nach allem dem fordert Berthold die Ritter auf: „Ir sult uns ouch schirmen vor den, die mit des tiuvels gespenste umbe gênt, die dâ lüppe unde zouber tribent.“⁶ Selbst den Schein des Zauberns hat man nach Geiler zu meiden, wie dies Christus bei der Auf-erweckung des Lazarus that, als er mit lauter Stimme rief: „Lazare, komm heraus!“⁷ Denn „der herr hatt woellen also mit heller stîm schrygen. uff dz die umbstaender nit solten od’ moechtê gedencken, das er etwas frœmbde wort, heymlich laegen, od’ zoufery hett gebrucht.“⁸ Derselbe Geiler will auch die Entschuldigung mancher Patienten nicht gelten lassen, daß man sich schon an die Beschwörer und Hexen wende, wenn man hilflos und verzweifelt auf dem

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 261.

² Ebendas. Bd. II. S. 141. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 40.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 72.

⁵ H. Rinn a. a. O. S. 34.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 363. — ⁷ Joh. 11, 43.

⁸ Geyler von Keyserfzberg, *Postill.* teyl II. S. XCVI. Pred. Am Frytag noch Letare.

Krankenbette liege: „Die sechft Schell der Kranck narren ist, Artzney und rath suchen von den Teuffelsbeschwerern oder alten Hexen, unnd lassen sie gefegnen, das heilig Creutz uber sie machen, damit sie der Teuffel nicht hinfuere. — Ja sprechen sie, du hast gut danten (tanzen), du ligst nicht hie an meiner stadt, wenn du hie legst du würdest warlich auch lügen (zusehen), wie du aufz dem Beth kaemest. Dann es sucht ein Krancker uberall, wo er weiß hilff zu finden: Darumb sage ich, wenn schon der Teuffel kaeme unnd sein Grozmutter, und sprech er wolt mir helfen, fragt ich gar nicht darnach, sonder wolt jhm gern folgen (sc. zum Sterben). Solche leut sein fuerwar nicht mehr Christen leut, sonder leibhaftig des Teuffels, wie sie stehn und gehen, in dem sie mehr unnd groeffer hoffnung setzen auff den Teuffel, weder (als) auff Gott selbs, der doch der best Artzet ist, under allen Artzten.“¹ Unser Gewährsmann faßt daher sein Urtheil dahin zusammen: „Aber kranckheit mit zauber vertreiben, daz sol nit sein un̄ du soltest lieber siech un̄ kräck sein, dan (als) mit zauber gesunt werdē.“²

Diese Bekämpfung des Aberglaubens bei unseren Predigern wirkt um so auffallender, je sinnlosere und abgeschmacktere Dinge zu glauben sie dem Volke zumuten. Denn von jeher hat es als Grundsatz der römischen Kirche gegolten, heidnischer Superstition und Sitte gewisse Zugeständnisse zu machen. Für die alte Göttersage bot sie ihre Heiligenlegende, an Stelle des Zauberwesens die Reliquienverehrung. So werden denn den Heiligen und ihren Reliquien die seltsamsten Heilerfolge zugeschrieben. Beispielsweise hören wir von dem Leichnam St. Martins bei Hermann von Fritslar: „Di wile sente Mertin ûffe der bâre stunt: alle di blinden und lammen und ûzsetzige und sichen, welcherleie sûche (Krankheit) si hatten, nêhiten si der bâre oder rurten si si, sô wurden si gesunt.“³ Das der heiligen Veronika gehörige Bild, das Christum auf einem Tuche darstellte, soll sogar einen Kaiser von seinem schweren Leiden wieder hergestellt haben: „Und do daz der cheiser tiberius

¹ Johan Geyler, *Welt Spiegel, oder Narren Schiff*. S. 140.

² Derselbe, *Die Emeis*. S. XLVI.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 241.

gesache (sah) der anbete ez vil fleizlichen uf sinen chnien weinunde und sazehant (sogleich) do wart er gesunt von siem grozen siechtum den er da leit“¹ (litt). Auch Geiler weifs von mannigfachen Wunderkuren ähnlicher Art zu berichten. Was zur Ehre eines Heiligen geweiht oder mit seinen Reliquien in Berührung gekommen ist, hilft, z. B. das Wasser St. Antonii, worin dessen Reliquien eingetaucht, gegen Feuer in einem Glied, item St. Humbrechts Wasser gegen den Biß toller Hunde, item St. Peters Wasser gegen das kalte Fieber, item St. Agathes Brot gegen das Feuer; gegen Halsweh bindet man um Hals und Kehle ein geweihtes Licht zu Ehren St. Blasii, St. Valentins Wasser benutzt man gegen die fallende Sucht.² Gegen die letztere sollen auch zwölf Kerzen, mit den Namen der zwölf Apostel beschrieben, von Nutzen sein.³ Erlaubt war es ferner, die Bibel oder das Evangelium an ein krankes Glied zu halten, bei Epilepsie von dem Priester das Evangelium für die Quatemberfasten: „Et erat spumans et stridens“⁴ über dem Kopfe des Kranken lesen zu lassen, durch das Paternoster, das Symbolum oder andere fromme Gebete und Sprüche Krankheiten zu vertreiben oder das Feuer, das Fieber, eine Wunde und dergleichen damit zu beschwören.⁵

Eine rühmliche Ausnahme in dieser Beziehung macht indessen Berthold. Mit dem Kreuze Christi, mit dem heiligen Salböl, mit der Hostie oder gar mit getauftem Holze oder etwas Ähnlichem heilen zu wollen, ist ihm nichts als Zauberei. „Pfi, zouberaerinne, die mit dem kriuze, dâ unser herre an gemartelt wart, zoubernt!“⁶, ruft er aus, und an einer anderen Stelle sagt er: „Dâ zoubert — diu mit dem heiligen krismen (Salböl), diu mit dem heiligen gotes lichnamen. Pfi, es entaete ein jude nilt, noch ein heiden. Wê dir, daz ie touf ûf dich kom!“⁷. Nicht minder drohend ist seine

¹ M. Haupt und H. Hoffmann, *Altdeutsche Blätter*. Leipzig 1840. Bd. II. S. 381. — ² Geiler vō Keiserſperg, *Die Emeis*. S. LIII.

³ R. Cruel a. a. O. S. 619.

⁴ Marc. 9, 20, vgl. Luc. 9, 39.

⁵ Gottschalk Hollen bei R. Cruel a. a. O. S. 618.

⁶ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 454.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 71.

Strafrede gegen dieselben Zauberinnen in einer späteren Predigt: „Nû hoere ich sagen, daz eteliche zoubereerinne mit gotes lichname zoubernt. Owê des! Phî, unflât aller der werlte, daz dich diu erde niht verslant“¹ (verschläng). Diese Art von Zauberei ist nach ihm den schwersten Sünden zuzuzählen und dem Mord und Ehebruch an die Seite zu stellen, wenn es freilich für sie auch noch Buße gibt: „Unde dar umbe, ir jungen priester, gebet allen den (denen) buoze nâch gnâden die gote wellent eht bûezen, er sî mörder oder êbrecher oder der mit gotes lichname gezoubert hât.“² Büßen aber die, die mit der Hostie zaubern, nicht, so gilt gewislich von ihnen: „Die habent alle verzwîvelt an gote. Des werdent sie ouch jaemerlichen von gote scheiden an dem jungesten tage.“³ Ebenso verwerflich ist es nach Berthold, gewisse Gegenstände zu taufen, um Wunderheilungen damit zu verrichten: „Sô nimt diu her und toufet ein wahs (Wachs), diu ein holz, diu ein tôtenbein, allez daz sie dâ mite bezouber.“⁴ Er fordert vielmehr entschieden, „daz man nihtesniht toufen sol, wan (als) ein lebendigez mensche. Ez sol niht sîn ein tôtez bein, noch ein wahs (Wachs), noch ein holz, noch ein tôtez mensche, noch keiner slahte (Art) dinc in der werlte wan ein lebendigez mensche. Pfi, zouberaerinne, toufestû einen frosch! Ein frosch muoz ein frosch sîn, ein holz ein holz, ein krote ein krote. Unflât aller der werlte, man sol niht toufen, wan ein lebendigez mensche!“⁵

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 256.

² Ebendas. Bd. I. S. 72. — ³ Ebendas. Bd. I. S. 547.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 70—71. — ⁵ Ebendas. Bd. II. S. 85.

VI. Kapitel.

Die Krankenpflege und Totenbestattung.

Mochte nun die Behandlung der Kranken eine medizinische sein, oder mochte man zu Zaubermitteln seine Zuflucht nehmen, so geschah sie meist in der Wohnung derselben. Da die Patienten hier auf den Umgang mit den Ihrigen eingeschränkt waren, so wird empfohlen, sie aufzusuchen und sich zumal der Armen unter ihnen anzunehmen. „Daz ander“, sagt Berthold, „dâ von dû gote solt widerreiten (gegenberechnen) sine zît, daz ist, daz dû sie in gotes lobe vertriben solt, mit gebete, mit kirchgange unde ze predigen unde ze antlâz (Ablafs) unde ze siechen gên, ob dû maht (magst) vor êhafter nô¹t (ehelichen Verpflichtungen). In gleicher Weise fordert Geiler: „Nitt lafz dich verdrieffen heimzefuochen den kranckē weñ aufz difem würft du bestetiget in der lieby“², und Tauler ermahnt: „Da ein alter krancker unbeholfen mēsch wer, dem sol mā entgegē lauffen und streitē einer für den andern, werck der lieb zuo thuon, uñ ein yeglichs des andern bürden helfen tragē.“³ Das Gesagte haben sich besonders die Klosterleute zu merken und einer dem anderen bei seiner Krankheit zu dienen:

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 21.

² Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradisz*, cap. I. Von warer lieb. S. XI.

³ Joannis Taulery *Predig Am X. Sontag nach Trinitatis*. S. XCV.

„Aber vor ab sollen geistliche clostermenschen einander mitt aller gedult, und demuot leiden und dienen in iren kranckheiten un arbeitfeligkeiten (Mühseligkeiten), gedenck was deiner schwoeester heüt gebristet (fehlt), das mag dir morn (morgen) ouch zuofallen oder noch schwerers.“¹ Die Krankenbesuche sind namentlich als eine geeignete Beschäftigung für den Feiertag anzusehen. „Alsô sult ir den vîgertac (Feiertag) vertriben“, rät Berthold, — „unde sult zuo den siechen gên, die unkrefte lîgent, unde sult die laben, ob es in (ihnen) nôt ist und ob sie sîn nôtdûrfte sîn und ob ir sîn state (Gelegenheit) habet. Ist des niht, sô klaget (beklaget) sie sus (sonst) getriuweliche unde bitet got, daz er in friste (erhalte) ûf bezzerunge oder im ein guot ende gebe. — Des ist gar vil, seht! dâ ir den ruowetac (Ruhetag) mite müget vertriben in gotes liebe und in gotes êre, wellet eht ir mir volgen.“² In diesem Punkte träge zu sein, ist, wie eine jede Trägheit im Dienste Gottes, ein schweres Unrecht: „Iz (es) ist ein vil grozziu sunde. diu tracheit. So wir trachlichen zekirchen gen. unde sten trachlichen diu ougen uof hefen zeden armen unde ze den siechen.“³ Wer in der Liebe zu den Kranken ermattet und sich von ihnen abwendet, der soll sich durch das Vorbild Christi und die Ermahnung des Tobias zu neuer Hingabe an dieselben bestimmen lassen. „Sihes du aber einen siechen duorfigen“, so heist es in einer Predigt bei Leyser, „du keres von ime din antluze. und versmehe in. So sol dir cuomen an din herze. daz unfer herre ihesus crift machete gefunt den mifelfuochtigen (Aussätzigen). und daz der knecht niht hore (höher) dan sin herre. und daz thobias sprach zu sinem fuone. fili ne avertas faciem tuam a paupere et calamitosis.“⁴

Nichtsdestoweniger aber muß Berthold mehr als einem seiner Hörer vorhalten, dafs „dû gar ungerne ze kirchen gêt unde ze predige unde ze messe unde zen aplâzen unde zen siechen, daz dû

¹ Geiler vō Keyfzerperg, *Der seelen Paradiz*, cap. I. Von warer lieb. S. XII.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 269.

³ M. Haupt und H. Hoffmann, *Altdutsche Blätter*. Bd. II. S. 37.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 45.

die gesehest unde sie troestest.“¹ Auch Geiler klagt, es gebe armer Kranker, die verlassen wie einst Lazarus seien, in Straßburg genug, und selbst die geistlichen und weltlichen Behörden vergäßen ihre Pflicht gegen sie: „Und deren Lazarus un̄ armen bettler seind vil hye. Ich fyh (sehe) aber nyemans der jnen handreichung thue. Ey sprichst du, man lot (läßt) nyemans hye verderben. Es ist aber nit wor. den̄ man lot fye verderben, so von hunger, so von weetagen (Schmerzen). yederman godt (geht) für (vorbei), un̄ wenet yegklichs das ander nem sich ir an, und also verderbent fye. Und dozuo denen dz empfolhē ist, geistlich un̄ weltlich die gond auch für (vorbei), und lossend (lassen) ein ding ein ding fein.“² Er ist der Meinung, daß ein armer Siecher viel eher auf dem Lande, als in der Stadt Hilfe finde: „Und also verderbent me (mehr) armer bettler in difzer stadt, weder (als) so es wer uff ein hoff od’ dorff, do den̄ lützel (wenig) lüt wontent. den̄ do sehe einer doch an, dz d’ arm verlossen wer, un̄ thaete jm handlūg (Handreichung) umb gotts willen, uff das er nit schuldig an jm würde.“³ Geht aber jemand wirklich einmal zu einem Kranken, so fordert er für seine geringe Gabe noch, daß dieser möglichst viel für ihn bete, ein Handel, der Gott nicht gefallen kann. „Die reichē menschē“, sagt Tauler, „komen zuo eüch un̄ gebē eüch armen verzertē krancken kinderē IIII. heller od’ VI. un̄ heissen üch etwa vil gebet machē, od’ hundert pater nofter sprechē, un̄ gebēt eüch villeicht. VI. pfennig. Von dysem kauff, un̄ sunst vō andern weisen, helt got als (so) vil, als er wil.“⁴ Den Wohlhabenden dagegen pflegt es im Gegensatz zu den Armen, sobald sie bettlägerig sind, an Besuch nicht zu fehlen: „Aber das ist leider yetzund an in d’ welt ungewon (ungewöhnlich), wo arme krancke nottürftige menschen find, niemants nȳmet sich d’ an, alle welt fleucht darvon. Wen̄ aber ein reiche perfon siech wirt oder ir etwas betrübnūfz zuo fallet, so kōmet yederman unnd find der fründ m̄ ander die jnen zuogehoeren so vil das sein genug ist, und die

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 516.

² Geiler von Keyserberg, *Postill.* teyl III. S. XXXXI. Pred. An dem Erften sonnentag noch Trinitatis. — ³ Ebendas.

⁴ Joannis Taulery *Predig Am Palm samstag.* S. XXXV.

selben bedürffen nüt. Das solt nit fein.“¹ Aufser dem Reichen wird auch hier und da wohl ein Verwandter auf dem Krankenbette besucht, da man so seiner Verpflichtung gegen die Siechen zu genügen glaubt: „Du wilt ein werck d' barmhertzikeit thuon, du wilt dē fiechē dienē, du wilt zuo den fiechē gon un̄ wilt sie besehen (besuchen), was ist aber daran? difz muos ist mit fleischbrue gekochet. Du haft etwā ein baefzlin od' ein muemlin, du geeft zuo inen, wer es aber nit dein baefzlin oder muemlin, du giengft nymer zuo im, laeg es schon in tods noctē. Oder weñ die reychē fiech feind, so kompt yederman zuo in (ihnen), sie hond alwegē einen zuogang als uff einer kirchweyhe, un̄ weñ in (ihnen) etwas gebriftet (fehlt) so ist angst un̄ not, un̄ laufft yederman zuo, weñ aber ein arm mēsch da ligt un̄ fein nottürfftig wer, so kōpt nyemant zuo im, mā lafzt es ligē.“²

Da so die Armen in ihrer Wohnung oft nicht die genügende Pflege fanden, so rät Berthold, Spitäler für sie zu gründen und diese mit Geld zu unterstützen. „Ir sult an goteshiuser, an spitāle geben, messe frumen“³ (machen), fordert er in einer Predigt, namentlich aber die Begüterten ermahnt er: „Der rīche sî, der sol almuosen geben — unde kloester rīchen (bereichern) unde spitāle unde den hungerigen etzen unde den durstigen trenken unde den nacketen kleiden unde den ellenden herbergen unde diu sehs werc der erbarmhertzikeit tuon alles.“⁴ Freilich genügt es nicht, selbst wenn „man unserm herren alle tage ein klōster stifte, des andern tages ein spitel, des dritten tages ein bistuom, unde tribe daz zehen jār nâch einander“⁵; denn ohne die allgemeinen Tugenden zu üben, die ein jeder Christ haben mufs, erhält man weder Dank, noch Lohn von Gott dafür.⁶ So gab es denn nach Geiler nicht nur bei jedem Kloster ein „siechenhaus“⁷, sondern auch besondere „blotterhüfzer“,

¹ Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradis*, cap. I. Von warer lieb. S. XI—XII.

² Derselbe, *Der hafz im pfeffer*, die zwoelft eygēschaft des haefzlin.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 25.

⁴ Ebendas. Bd. I. S. 190.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 445, vgl. Bd. I. S. 109. u. S. 138.

⁶ Ebendas. Bd. I. S. 445.

⁷ H. Rinn a. a. O. S. 21—22.

die meist von Reichen gegründet waren.¹ In diesen Siechenhäusern wurde, der Richtung der Zeit entsprechend, vor allem für das geistliche Wohl der Insassen durch Predigten, Messen und dergleichen gesorgt. Beispielsweise meldet der Priester Heinrich von Nördlingen, der, aus seiner Vaterstadt vertrieben, sich 1331 in Basel aufhielt, in einem Briefe von dort: „Da gab man mir Herberge im Spital, da habe ich Gewalt, zu predigen und habe alle Tage gepredigt und etwan zweimale am Tage.“² Doch erhielten die Kranken daneben auch leibliche Verpflegung, so daß Geiler sagt: „— als ein armer spitel siech die spyß enpfahet (empfängt) ufz d' hand des, d' sie im barmhertzigklich darreicht.“³ Allerdings mochte diese Versorgung oft recht mangelhaft sein, da der 1465 verstorbene Jakob Jüterbock in einer über Lukas 16 gehaltenen Predigt klagt: „Die Kasten und Keller der Reichen sind voll bis zum Überfluß, und die Armen liegen in den Hospitälern — hungernd und frierend, und nirgends trägt man Sorge für sie.“⁴ Daher will Geiler denn auch, daß man nicht zu große Schätze in den Spitälern ansammle, sondern erforderlichen Falles dieselben lieber für die Kranken verwende: „Dorumb wo man also zuofamen samlet, es syg in der spitalen, oder suft, das man dornoch über hundert ior die armen moege dorufz ertziehē, und aber yetz gegenwürtig not do ist, ob man den hett tufent gulden gesamlet, die man wolt anlegē zuo der zit, so soll man do mit still ston, und in das houbtguot gryffen, und den armē do mit zuo staten kumen in solicher gegenwürtigē not.“⁵

Bei den vielen Kranken, die in den Siechenhäusern vereinigt waren, hielt selbstverständlich der Tod hier eine besonders ergiebige Ernte. Ist doch „der siechduom des dodes botte“⁶, und werden doch zuletzt alle Menschen unterschiedslos durch einander in das

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. III. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

² H. Kurz, *Geschichte der deutschen Litteratur.* Bd. I. S. 784.

³ Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.*

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 504.

⁵ Geyler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl II. S. V. Pred. über das Euangelium an der Eschermitwoch.

⁶ A. Birlinger, *Alemannia.* Bd. I. S. 64.

Beinhaus geworfen, wie man beim Schach die Figuren zusammenräumt und in einen Sack wirft. Hermann von Fritslar schreibt hierüber: „Ein meister glichit dise werlt (Welt) eine schâfzabele (Schachspiel); dâ stân ûffe kunige unde kuniginnen und rittere und knappen und vendeu (Bauern); hie mite spilen si. Wanne si mude gespilet haben, sô werfen si den einen under den anderen in einen sack. Alse tut der tôt: der wirfet iz allez in di erden. Welich der rîche sî ader (oder) der arme sî ader der bâbist sî ader der kunic, daz schowet (schauet) an deme gebeine: der knecht ist dicke (oft) uber den herren geleget sô si ligen in deme beinhûse.“¹ Zwar weisen die meisten den Gedanken des Altwerdens und Sterbens gerne von sich. „Wen fy d' huoft an kûpt“, sagt Geiler, „so wermen fie den win, und wenen der kalt wyn tûgs iñ, und nit der alter, wen fie schon an dem tod ligen, noch dann meynē fie nit das fie sterben, neyn, nit überall, wen man in (ihnen) von dem tod seit (sagt), das mûgē fie nit gehoerē, un meynē fy sterbē nit, ich hab noch ein frisch hertz, ich mag wol schlaffē, effē un trinckē, ich stirb noch nit, also verlossen fy sich uff ein lāgs lebē.“² Trotzdem aber rafft die Todessichel jeden Tag viele Tausende fort. „Nu ist ze wissen das alle tag driu und dryßig tufeng mōnschen sterbent der (deren) iungster tag es ouch denne ist“³, heisst es in einer altdeutschen Predigt. Denn der Tod gleicht darin dem Schläfe, wie wir bei Birlinger lesen, dafs er den Menschen überwältigt und ihn wehrlos macht: „Wo von gelichet der schlof dem tode, daz wil ich ūch sagen. der schlaf twinget (zwinget) den menschen darzuo, daz weder ougen noch zunge noch hende noch fueze geregen (bewegen) mag noch hat sin selber kinen gewalt. in gelicher (gleicher) wis duot der dot. Wenne der dot mit dem menschen ringet, so twinget er in so sere, daz ime die ougen erglasen (gläsern werden) und ime die oren valent (fahl werden) und die zunge geleit (darniederliegt) und daz ime hende und fueze und alle sine glider erstarrent und

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 164, vgl. Renner 248a und Zarnckes *Narrenschiff*. S. 153 ff.

² Johāns geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaft*. S. XXXVI.

³ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 182.

daz ime sine kraft und sterke so gar entwichet, daz er sin selbes kein gewalt hat.“¹

Wie schon hier die Zeichen des nahen Todes angedeutet sind, so gibt Berthold dieselben noch ausführlicher an, ohne damit freilich immer das Rechte zu treffen: „Swenne der sieche an dem siechbette lît (liegt) unde der arzât zuo gêt unde besehen wil wie der sieche müge (sich befinde), und ist danne daz der sieche sich gein (gegen) der wende (Wand) kêret² unde die liute ungerne an siht, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz im diu ougen in dem houbete gespitzet sint, daz ist ein zeichen daz er sterben wil, unde des nimt alles ein guot meister war an dem siechen. — Und ist daz dem siechen diu ôren kalt sint unde val (fahl) unde sie im vaste (stark) dôsent (tosen), daz ist des tôdes zeichen. Und ist daz im der übermunt (die Oberlippe) kurz worden ist und im hin ûf gekrûmbet ist, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist im diu zunge zervarn (zerfahren, voller Risse) in dem munde, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Unde sint im die zene vergilwet (ganz gelb gefärbt) in dem munde, daz ist ein zeichen daz er sterben wil, unde wagent (wackeln) im in dem fleische. Und ist daz im der âtem übele smecket (riecht), daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz im die vinger unde die negel vornen erswarzet (schwarz geworden) sint, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz er die arme niendert (nirgend) laet (läßt) geligen unde sie hin unde her wirfet, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz der sieche, er sî man oder frouwe, diu bein zuo im oder von im ziuhet (zieht), daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz im die füeze erkaltet sint, daz ist ein zeichen daz er sterben wil. Und ist daz er die füeze unde daz houbet verkêret, alsô daz er daz houbet hin abe leit (legt) dâ im die füeze solten ligen, unde die füeze leget dâ im daz houbet solte ligen, daz ist ein zeichen daz er sterben wil.“³

¹ A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 65.

² H. Hoffmann, *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur*. Tl. I. S. 326.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 509—510.

Traten diese Vorboten des Todes bei einem schwer Kranken ein, so pflegten „der artzet, und ander guotte fründ jn zuo rüw (Reue), und bicht (Beichte) zuo ermanen.“¹ Zugleich schickte man nach dem Priester, damit dieser „unsern herren zem siechen trüege“² und ihm das Abendmahl reiche. Doch mußte der Kommunikant zuvor Buße thun und Güter, die er unrechtmäßig erworben hatte, wieder erstatten. In Bezug auf diejenigen, welche dies verweigerten, fordert Berthold von den Priestern: „Ir priester, — den (denen) sult ir unsern herren niemer gegeben, weder mit gesundem libe noch mit siechem libe noch vor ir ende noch nâch ir ende.“³ In den Klöstern war es außerdem Sitte, die Klosterleute um den Sterbenden zusammenzurufen, damit sie ihm den Glauben vorsprächen: „Unde dâ von hât man des site“, berichtet Berthold, „ez sîn frouwenklôster oder mannesklôster swâ (wo immer) convente sint: als einez zem tôde grifende wirt (in den letzten Zügen liegt), sô hât man des site, daz man an eine tâfeln sleht (schlägt), sô koment alle die in dem klôster sint, die sprechent im den gelouben vor; unde swâ sie in dem klôster gênt unde alle die wîle und (die ganze Zeit, daß) jenez ze tôde ziuhet (zieht), sô sprechent sie im den gelouben vor, allez dar umbe, daz jenez von dem gelouben iht (nicht) scheide.“⁴ Dem Laien dagegen drückte man, wenn seine letzte Stunde nahe schien, eine geweihte Kerze in die Hand, wie dies nicht nur Geiler in seiner Postille abbildet⁵, sondern wie es noch heute in einzelnen katholischen Ländern geschieht. Beide aber, sowohl Geistliche als Weltliche, wurden vor dem Sterben vom Bette aufgehoben und auf einer ausgebreiteten Decke auf die Erde gelegt, um hier in Erniedrigung ihr Ende zu erwarten. Wenn die Anwesenden nicht dafür sorgten, so gab der Kranke oft selbst den Befehl dazu. Rührend klingt es daher in den einfachen Klostergeschichten des Cäsarius von Heisterbach, wenn der sterbende Bruder im Infirmatorium seine

¹ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnntag noch Trinitatis.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 457, vgl. Bd. I. S. 164.

³ Ebendas. Bd. I. S. 394. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 43.

⁵ Geiler von Keyferfzberg, *Postill.* teyl IV. S. XVI. Pred. An unfer lieben Frawen Himelfarttag.

Pfleger ermahnt: „Sternite mattam et pulsate tabulam! breitet die Decke aus und schlaget die Tafel!“ Letztere ist dieselbe Tafel, die wir bereits bei Berthold antrafen, und die dazu diente, den Konvent zusammenzurufen, um am Sterbelager Gebete und Psalmen zu lesen. Ganz ähnlich heisst es schon zwei und ein halb Jahrhunderte früher von der Königin Mathilde: „Als aber die neunte Stunde kam, befahl sie, ein grobes Tuch auf den Boden zu breiten und ihren sterbenden Körper darauf zu legen, indem sie mit eigener Hand sich Asche auf das Haupt streute. „Denn ein Christ“, sprach sie, „darf nicht anders als in Sack und Asche sterben.““ Äbte und Bischöfe ließen sich vor dem Tode gern in die Kirche tragen und auf „dem estrich“¹ vor dem Altar niederlegen, um so an heiliger Stätte ihren Geist aufzugeben.²

War der Kranke verschieden und „der lîcham kalt“³, so wurde ausnahmsweise wohl die Sektion vorgenommen, zumal wenn der Betreffende plötzlich gestorben war. Geiler erzählt von einem frommen Ritter, der Gott von Herzen gedient, das folgende darauf bezügliche Wunder: „Alfo gewert jnn (ihnen) der herr, und liefz jn gehelingen (jährlings) sterben, und nam sein feel, unnd fûrt sye in ewige feligkeit. Seine mitbrûder die mit jm wored gangen, nam wunder das der also frisch unnd gesunt gestorben was. und fûrtent ein artzet über den doten leichnam, unnd seyten (sagten) jm wie er also frisch gestorben wer, und hett jm nût gebrosten (gefehlt). Do frogt sye der artzet vō seiner complexion, wie er doch ein mensch wer gefin. Sye sprochen, Jocundus valde. Er ist vast (sehr) ein froelich mensch gefin, un̄ ist gefin in der liebe gotts unnd zuo allen dingen geschickt. Do sprach der artzet. Ich sag uch (euch) fürwor, das von groffen froeiden sein hertz zerpalten ist. Alfo schneid man jn uff, un̄ funden im hertzen geschribē. Amor meus Jesus Christus. Jesus Christus ist mein liebe.“⁴

¹ W. Wackernagel, *Alteutsche Predigten und Gebete*. S. 54.

² R. Cruel a. a. O. S. 239.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 211.

⁴ Geiler von Keyserberg, *Postill*. teyl III. S. XV. Pred. An dem heyligen freitag Sper und Nagel.

Weiterhin aber ward der Tote gewaschen und darauf eingekleidet, indem man ihn in alte Leinwand hüllte und ihm das Haupt mit einem Schleier umgab. Er erhellt dies aus einer Geilerschen Predigt, in der ein Freund den andern mit den Worten abweist: „Frünt, gang für (weiter), ich kum nit mit dir, ich kan dir nit gehelffen, aber das wil ich thuon, ich will dir zwen lumpen lyhē do mit du dich bedeckest, ein alt gewent (gekehrt) boefz (schlecht) lylachē (Betttuch) vō hundert bletzeren (Flicken), do mit du dich bedeckest, und do mit man dich umbwicklet in das grab, das du nit nackent ligest. Nein es sol ein gewnt lylachē syn, das nüt sol (nichts wert ist), was solt im eyn guots, es wer verloren, und würd nümē (nur) verwüflet, also sprechē die lüt, weñ man eins begraben sol, als dīser frünt thuot, und das ander lümplīn, īst iergēs (irgend) ein boefes smutziges schleyerlin, do man dir dyn haupt in windet noch dinē tod.“¹ War so die Leiche eingekleidet, so hob man sie auf „die bâre“² und breitete über das Ganze ein Leichentuch aus.³ Der Behauptung Cruels, daß Särge nicht gebräuchlich gewesen⁴, können wir insofern nicht beipflichten, als bereits im Nibelungenliede⁵, aber auch später bei unseren Predigern⁶ und sonst⁷ wiederholentlich „serke“ erwähnt sind. An die älteste Form derselben⁸ erinnern noch Ulmer Predigten aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, worin es heisst: „Dor nach legt man den Toten in

¹ Johaṁs geiler gnāt von keiserfzbergk, *Christenlich bilgerschaft*. S. XXIII. — ² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 241. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 70.

³ Ms. 225 der Bibliothek zu Erlangen bei R. Cruel a. a. O. S. 238.

⁴ R. Cruel a. a. O. S. 239.

⁵ *Der Nibelunge not* nach Lachmanns Ausgabe. 991, 1 u. 979, 1.

⁶ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 241.

⁷ Wolfram v. Eschenbach, *Parzival* in Wolframs Werken, ed. K. Lachmann. 589, 8 u. 804, 27. *Die Klage*, ed. K. Lachmann. 1182. E. Bode-mann a. a. O. S. 23.

⁸ Das Heidentum der Germanen dachte sich gleich dem noch anderer Völker eine Schiffahrt der Gestorbenen in das Jenseits — daher bei den Franken, in einem Grabhügel unweit Apenrade und in den Alemannengräbern von Oberflacht jene Särge, von denen her noch heut im alemannischen Lande jeder Sarg ein Totenbaum heisst, gehöhlte Bäume, wie sie zugleich als Schiffe gedient haben, W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Bd. I. S. 81.

ein Trog oder Bar oder Totenbaum“ und „dann so greift der Herr Jesus den Totenbaum an.“¹

Mochte nun aber die Leiche auf einer Bahre oder in einem Sarge ruhen, so wachten Verwandte und Freunde die nächste Nacht bei ihr und ließen, wenn sie es haben konnten, von dem Pfarrer und seinen Scholaren oder von den Mönchen des benachbarten Klosters dabei Psalmen singen. So wird von Cäsarius von Heisterbach erzählt, daß im Jahre 1225 zu Gmünden sechs Scholaren mit einem Priester nachts bei einem Verstorbenen den Psalter lasen und in ihrer erregten Phantasie auf dem Heimwege eine wunderbare Erscheinung am Himmel sahen.² An verschiedenen Orten bestanden besondere Totenbünde, bei denen der einzelne sich einkaufte, damit die Brüder nach seinem Tode Vigilien für ihn sängen. Daher führt Berthold einen Geizigen, den er eben zur Buße ermahnt hat, mit den Worten redend ein: „Wie, bruoder Berhtolt, nû bin ich doch in der brüeder râte (Fürsorge) unde tuon (thue) den (denen) alliu jâr mîne bihte (Beichte), unde sie sint gar ofte ze mîner herberge und ich hân (habe) mich doch in ir brüederschaft und in ir gebet gekoufet: swenne ich gestirbe, daz sie mîne vigilie begên suln mit singen unde mit lesen.“³ Während einer solchen Totenwache geschah es einmal, daß der vermeintlich Gestorbene wieder erwachte und furchtbare Geschichten von dem mitteilte, was er nach seinem Scheiden aus dem Leibe im Jenseits erfahren hatte.⁴

Am Tage des Begräbnisses wurde dann die Leiche, begleitet von Verwandten und Freunden, welche Lichter in den Händen hielten⁵, zur Kirche vor den Altar getragen, wohin man verstorbene Geistliche und Mönche schon unmittelbar nach ihrem Tode zu bringen pflegte. Oft sorgten dabei die Totenbünde für ein besonders feierliches Geleit, zumal wenn der Verblichene in der Kirche selber beerdigt werden sollte. „Und alse (wenn) dû danne tôt gelîst“ (liegst), so wird ein Mitglied eines solchen Bundes von einem Bruder angeredet, „sô suln wir dir

¹ U. Krafft, *Der geistlich Streit*. 1517, S. 15 u. 43.

² Caesarius v. Heisterbach, *Sermones*. III. 170.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 137.

⁴ Caesarius v. Heisterbach, *Dialogus miraculorum*. I. 32.

⁵ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 70.

daune gar schône (schön) siugen unde lesen die langen vigilie unde gar schône sêhnesse unde lûte: requiem eternam, unde holn dich gar schône von diner pfarre mit unser processen unde bestaten dich in unserm münster unde legen dich für den altar.“¹ In dem Gottes-
 hause hielt der Geistliche die Exequien ab und forderte die Anwesenden in einer kurzen, deutschen Ansprache auf, für die Seele des Verstorbenen zu beten. Längere Leichenreden erlangten in Deutschland wenigstens keine weitere Verbreitung und fanden höchstens bei dem Begräbnisse kirchlicher Würdenträger, wie des Bischofs Otto von Bamberg und Ulrich von Augsburg, statt.² Die Ursache hiervon lag zum Teil in den gefährlichen Epidemien, wie der schwarze Tod, welche durch die Furcht vor Ansteckung selbst die Verwandten abhielten, dem Toten das übliche Gefolge zu geben. Ohne Zuhörer in der Kirche aber fehlte dem Geistlichen eine jede Veranlassung zu einer Rede bei der Seelenmesse. In Straßburg und wohl ebenso in anderen Städten bestand die Unsitte, daß die Angehörigen der Leiche nicht folgten, als die Epidemien längst erloschen waren, noch bis 1500, was Geiler in seiner *Postille* auf Dom. XVI nach Trinitatis ausdrücklich beklagt. Nachdem er hier von den vielen Leidtragenden, welche den Sarg des Jünglings von Nain begleiteten, gesprochen, fährt er fort: „Aber hye got (geht) der lych nyemans noch. wir blibent doheym, und richten das ufz mit begynen (Laienschwestern) und blotzbrüderen (Begharden, Laienbrüdern), die gond der lych noch, und sunft nyemans, weder vatter noch muotter, brueder noch schwœfter, kind noch fründ, nitt anders weder als so man ein keyben (Aas) uszfürt. unnd difz ist ein schamlich schantlich unchristenlich ding. Ist haer erwachsen (daraus entstanden), das ettweñ (bisweilen) in groffen sterboten (Seuchen) die leüt übel erschrocken seind, uñ habend sich entfessessen (entsetzt) ab den lychen, uñ seind dorumb doheym bliben. Und dz was uff die zeyt wol angefehen, uñ nit unrecht. Aber dorumb allwegen wellen uff der gewonheit bliben, und die halten, dz ist unrecht. Cessante causa, cessat et effectus cause. Wen die ursach verschwindet,

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 137.

² R. Cruel a. a. O. S. 237.

so sol uffhoeren das, das ufz dem selben grund oder urfach uffgesetzt ist worden.“¹ Dafs übrigens nicht an allen Orten die gleiche Gewohnheit bestand, beweist ein Abschnitt aus den Satzungen der Lüneburger Bader vom Jahre 1361. Hier heifst es für den Fall, dafs ein Mitglied der Badstübnerzunft mit Tode abgeht: „Is dat up einen hilligen dag, so schole (sollen) wy dem doden tomale (zumal) volgen to grave; is dat des werkeldages, so schall folgen de fruwe edder (oder) de sulveshere (Meister) —. Dergeliken schall me ok holden mit den kinderen, de in unsem badewerke malkeme (jedem) verstervet, den (denen) schall me volgen to grave als vore (vorher) gesecht is.“² Auch die Artikel des Hamburger Barbieramtes sprachen sich ähnlich über das Leichengefolge aus: „Item so eyn meyster edder (oder) frowe starvet, so schollen dat lyk (Leiche) de jungesten meyster dragen, id were denn, dat se nycht gelyk weren, so mogen se eynen gesellen in de stede (Stelle) nemen unde schollen meyster unde frowens alle myt tor graft gan by broke (Strafe) III ß, id were denne, dat he hedde bewyslyke notsake. Item desgelyken storve eynem meyster eyn kynt geselle oder junge, schollen se by dem sulven (demselben) broke mede (mit) tor graft gan, id were denne sake, dat dat lyk worde up eynen sonnavent gegraven (begraben), so schall dar jo ut eynem islyken (jeglichen) hus eyn syn.“³

Aus der Kirche wurden „die todten zuo grab getragen.“⁴ War es doch ein „grap, dâ der almechtige got (sc. Christus) selber inne lac“⁵, so dafs man schon aus diesem Grunde an der altgermanischen Sitte des Begrabens⁶ festhielt. Die Gräber lagen auf dem „kirchofe“⁷ oder „frîthove“⁸, von welchem letzteren Berthold sagt: „Ez heizet

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXIII. Pred. An dem Sechzehenden sonnentag noch Trinitatis.

² E. Bodemann a. a. O. S. 23. — ³ Ebendas. S. 29.

⁴ Geiler vō Keiferfperg, *Die Emeis*. S. IX.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 210.

⁶ Sepulcrum cespes erigit, *Tacit de Germ.* cap. XXVII.

⁷ A. Birlinger, *Alemannia*. Bd. I. S. 64. Joannis Taulery *Predig An Der kirchwyhe*. S. CXXXV.

⁸ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 446. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 119.

dar umbe ein frîthof, daz er geheiliget unde gefrîet sol sîn vor allen boesen dingen.“¹ Wie schon aus diesen Worten ersichtlich ist, gehörten die Kirchhöfe zu den „gewihten heiligen steten“², denn „daz heizent allez heilige stete, die mit wihe begriffen sint, kirchen unde kirchhove (oder frîthove heizent ez etewâ) — unde swaz eht mit wihe umbevangen ist, mit bishoves wihe, daz heizent allez heilige stete.“³ In der Regel befanden sich die Kirchhöfe, wie ihr Name sagt, bei der Kirche⁴, also mitten in der Stadt. Es folgt dies schon daraus, daß man Jahrmärkte auf denselben abhielt, was schwerlich auferhalb der Stadt geschehen sein dürfte. Berthold bemerkt darüber: „Sô slahent sie eteswâ (hie und da) ir kraeme an gewihten heiligen steten, an den gewihten kirchhoven.“⁵ Er will jedoch nichts hiervon wissen, „wan (denn) swâ market ist unde veiler kouf, dâ ist liegen unde triegen unde eide swern, unde gotes name wirt dicke (oft) unnützelichen genennet unde manige ander sünde geschiht dâ mit üppekeit unde mit andern dingen.“⁶ Doch auch die Ärzte erklärten sich aus hygienischen Gründen gegen die Jahrmärkte auf den Kirchhöfen und zugleich gegen die Begräbnisse innerhalb der Stadt. So mahnt der Hamburger Physikus Johannes Bökel sehr dringend, die Beerdigungen auf den überfüllten Friedhöfen in der Stadt abzustellen, wobei er darauf hinweist, daß man in Süddeutschland längst angefangen habe, die Kirchhöfe auferhalb der Stadtmauern zu verlegen.⁷ Daß dies in der That der Fall war, erfahren wir aus einer Predigt bei Geiler, in der er über die Begräbnisse in Palästina äußert: „Wen das was gewonheit im selben land, und ist noch lûtbeytag an vil orten, das die begreb-nissen ufzwendig der statt feind, unnd nit in der statt. Dorumb, uff das die menschen nitt verhoent würden vom lufft. Denn so die sonn und ander sternen die dempff vō den greberen uffzyehent, so muoffz

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 448. — ² Ebendas.

³ Ebendas. Bd. I. S. 446.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl II. S. V. Pred. Am Donderstag vor Inuocavit.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 448. — ⁶ Ebendas.

⁷ Gernet, *Mitteilungen aus der älteren Medizinalgeschichte Hamburgs.* S. 150.

der lufft von notwegen verderbt und verwüftet werden.“¹ Geiler betont also nachdrücklich, daß eine Verschlechterung der Luft durch die Kirchhöfe eintritt.

Es geschah dies um so leichter, als auf denselben die Särge bisweilen über der Erde standen. In einer Leyzerschen Predigt hören wir darüber: „Und ging uf einen oden (öden) kirchhof. da warin bewilen (vormals) heiden begrabin. und stundin da ferche bovin (oberhalb) der erden alfe noch huote (heute) fite ift zu walhin“² (Wälschland). In der Regel wurden jedoch die Leichen in eine „kule“³ (Grube) versenkt, deren Ankauf und Herstellung natürlich Kosten verursachte, so daß manche Zünfte ihren Mitgliedern als besondere Vergünstigung neben Sarg und Geld noch „vrige (freie) kule“ gewährten. „Vortmer“ (ferner), so lesen wir in der bereits mehrfach citierten Lüneburger Baderordnung, „wanne (wenn) unser welk (einer von uns) afgeit van dodes wegene, de sine penninge dagelikes (täglich) mit uns vordenet heft, dem schall men geven ein sark, einen schilling penning und de kulen vrig.“⁴ Ebenso erhielten auch in Hamburg die Bader mit ihren Frauen von dem Badstübneramte eine unentgeltliche Gruft: „Int erste so gheve wy allen, de in derselven bröderschop syn, vrouwen unde mann, up unsem kerkhave vrye grafft.“⁵ Kostbarer als diese einfachen Gräfte waren die Gräber der Reichen, welche aus Stein gemauert und für die Aufnahme mehrerer Leichen eingerichtet waren. Geiler veranschaulicht das Grab des Lazarus, indem er ein solches Familiengrab eines Vornehmen schildert: „Als gemeyncklich noch hüt bey tag die groffzen herren folche groffze graeber habē, do man vil eins geschlechts mag zuofāmen legen. Ich hab ir (ihrer) wol gefehen die also gemacht worent, weñ man den stein uffhuob und dannen

¹ Geiler von Keyserberg, *Postill*. teyl III. S. LXXXIII. Pred. An dem Sechzehenden sonnntag noch Trinitatis.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 72.

³ E. Bodemann, a. a. O. S. 23.

⁴ Ebendas.

⁵ O. Rüdiger, Die wiedergefundene Handschrift der Zunft der Bader in Hamburg in den *Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte*. 8. Jahrg. 1885. S. 137.

thett, fo mocht man hynab gon. Also was ouch dz grab Lafari hol (und hatt ein steindeckel, der doruff was geleyt.) und weñ man jn dannen thett, fo mocht man einen todten an einem seyl hynab loffzen, od' lyn yn werffen, oder wie es denn was.“¹ Der hier genannte Steindeckel findet auch in einer Leyserschen Predigt Erwähnung, wo von einem Betrüben bildlich gesagt wird: „Ower (über) deme ligt der fwere stein.“²

Im allgemeinen galten die Friedhöfe als unheimliche Stätten. Dort sollte der Wiederhopf über die Gräber fliegen und in schauerlicher Weise die Toten beklagen: „Daz vögeli daz uf dem afte fingit daz ist ein withophe der het die nature daz er ubir du grebir vliugit und die toten clagit.“³ Aber auch sonst hatte der Ort, wo die Verstorbenen „in der erden vervuoletin“⁴, manches Unheimliche an sich. Kam doch daselbst bisweilen irgend ein Stück des menschlichen Gerippes zum Vorschein, so daß Berthold aus Erfahrung berichten kann: „Din nase (ist) von fünf stücken, wan (denn) wer eins tôten houbet siht daz erfûlet ist, der siht wol daz diu nase von fünf beinen (Knochen) ist gewesen.“⁵ Zuletzt zerfiel der ganze Leichnam in Staub. Darauf deutete schon der Priester am Aschermittwoch hin, wenn er Asche auf das Haupt des Gläubigen mit den Worten streute: „Memento homo quod cinis es et in cinerem reverteris. Mensch gedenke daz du efche bist. und daz du wider ze efchen werden folt.“⁶ Aber auch Berthold versichert: „Und daz wir gar ein kleinez stücke der erden sîn, daz mac man wol sehen, swâ (wo) ein mensche erfûlet ist, sô ist gar wênic erden ûz im worden, wan ez was ein kleinez stücke der erden, dâ uns got selbe ûz machet.“⁷ Als die Zeit, innerhalb welcher die Verwesung erfolgt, werden zwanzig Jahre angegeben. Von einem Schreiber

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poſtill.* teyl II. S. XCVI. Pred. Am Frytag noch Letare.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 71.

³ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 137.

⁴ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 94.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 25.

⁶ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 135.

⁷ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 25.

Richard, der im Prämonstratenserkloster Arnsburg lebte und die meisten Bücher für dasselbe abgeschrieben hatte, wird nämlich berichtet: „Nachdem er gestorben und an einem Ehrenplatze begraben worden war, wurde nach zwanzig Jahren die Gruft geöffnet. Da fand man den ganzen Leib in Staub zerfallen, nur die rechte Hand, mit der er geschrieben, war ganz frisch; sie wird noch im Kloster aufbewahrt.“¹ Zeigten sich nach der Verwesung noch Knochenreste, so wurden dieselben gesammelt und in einem „beinhûs“² aufbewahrt.

Während dies die gewöhnliche Art der Beerdigung bildete, galt es für besonders ehrenvoll, in einem „goteschûse“³ oder einer „kirche“⁴ begraben zu werden. War doch diese schon ihrem Namen nach dem Herren geweiht, denn „Kyriaca heiffzt ein Kirch proprie, a Kyrios grece, quod est dominus latine. Im ober teütschland nennët fy es ein kilch, aber kirch ift dem kriechifchen neher.“⁵ Deshalb segnete sie auch ein Bischof feierlich ein: „Da der byschof ain chirchen wihet. Da sprenget er mit dem wihen brunnen. Da zündet man die chertzen alle. man salbet si mit dem hailigen Öle. Er schribet mit sinem stab an den estrich. unde an die mur und segnot si.“⁶ Nicht minder entsprach das Äußere derselben der Heiligkeit des Ortes. Oft fand man „unser vrowen sente merien bilde gemalet an der muoren“⁷, und die alten Geschlechter stifteten Fenster und Altäre, mit ihren Wappen verziert, dorthin: „Und machen fenster, und altaer in die kirchen, und zeichen die mit schiltten, unnd woellen das es alle menschen wissen, damit haben fy genömen iren lon.“⁸ So entstanden denn jene herrlichen Gotteshäuser, wie „die houbtkirch im̄ Elfas“⁹, der Strafsburger Dom, von dem Tauler berichtet: „Zuo gleycher weifz als die da zimmern in dem thuom (Dom) in

¹ Caefarius v. Heisterbach, *Dial. mirac.* XII, 47.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts.* Bd. I. S. 164.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 3.

⁴ Geyler von Keyserfzberg, *Poetill.* teyl II. S. LX. Pred. Am Zynftag noch Oculi. — ⁵ Ebendas.

⁶ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete.* S. 54.

⁷ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts.* S. 103.

⁸ Joannis Taulery *Predig Am VIII. Sontag naeh Trinitatis.* S. XCIII.

⁹ Geyler von Keyserfzberg, *Poetill.* teyl II. S. V. Pred. Am Donderstag vor Inuocavit.

dem münfter, da ist mächerley weyßz und werck, da mügē villeicht mer dañ hundert mēschen in arbeiten, oder darzuo dienen, in mancherley weyßz, etlich tragē stein, die andern moerter (Mörtel), difz mächerley dienen legt mā alles zuo dem einigen werck das der thuom un̄ die kirch wol gezimmert, unnd gemacht werd.“¹ Noch berühmter aber war die Peterskirche in Rom, deren unsere Prediger gleichfalls öfter gedenken.²

In „sente Pēters munster“³ hatten denn auch die vornehmsten Apostel ihre Ruhestätte gefunden. So erfahren wir über den heiligen Jakobus und Philippus durch Hermann von Fritslar: „Dise zwēne aposteln ligen zu Rōme in sancte Pēters munster, alse (wenn) man in gēt ūffe di linken hant dô ist ir gebeine inne vormûret in eime phîlère (Pfeiler) der kirchen.“⁴ Rechts daneben waren nach derselben Quelle Simon und Judas bestattet: „Dar uber oder dar gegen ūffe di gerechten hant dâ lît (liegt) sente Symôn und sente Jûdas in eime phîler und ouch ir gebeine vormûret; und zwēne êrlîche (schöne) eltère (Altäre) stênt an deme phîler, und dises gebeines mac niman nicht (teilhaftig) werden, man muste di kirchen brechen, und diz tar (wagt) niman tun wan (als) der bâbist (Pabst) alleine, und deme staten sîn (gestatten es) ouch di Rômère nicht daz her (er) daz heilictum gebe von Rōme.“⁵ Die beiden Apostelfürsten, Petrus und Paulus, aber ruhten unter dem Hochaltar dasselbst: „Sente Pēters gebeine und sente Paulus ligen under dem hôhen alter sente Pēters in der kluft (Gruft), ouch vermûret under deme altäre; und dô tar (wagt) niman messe obe singen wan (als) der bâbist (Pabst) alleine.“⁶ Wie die Genannten, so hatte auch der Evangelist St. Johannes sein Grab bei einem Altar, denn wir hören von ihm: „Do hiez er im ein grab machin hinder dem altere.“⁷ Aber auch noch in späterer Zeit wurden die Heiligen gerne in einer Kirche begraben, wobei es als Auszeichnung galt, wenn der Sarg

¹ Joannis Taulery *Predig Am V. Sontag nach Trinitatis*. S. LXXXV—LXXXVI.

² F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 230.

³ Ebendas. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 123. — ⁵ Ebendas. — ⁶ Ebendas.

⁷ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 81.

nicht versenkt ward, sondern über der Erde stehen blieb. Daher verbot St. Hieronymus in seinem demütigen Sinne, „daz man nicht sîn gebeine ader (oder) sînen sarc solde erheben pobin (über) di erden alsô (wie) andere heiligen, wan (denn) her (er) keine ère wolde haben in dirre (dieser) zît. Dar umme liz in der bâbist begraben zu Rôme in einer kirchen, di heizit zu sancte Marîen Majoren, in der erden und liz einen einveldigen (einfachen) mermelstein (Marmorstein) legen ûffe sîn grap; in den mermelstein liz her (er) gizen ein guldin krûze drîer fuze lang und zweier breit, und alle di dar ûf kussen und alsô (so) dicke (oft) alsô (als) si dar ûf kussen sô haben si hundert tage aplâz.“¹ Oft wurde auch noch hinterher über dem Grabe eines Heiligen eine Kirche erbaut, wie wir denn von der Leiche St. Priscæ erfahren: „Und di kristenen lûte (Christenleute) von Rôme di nâmen disen lîcham heimelichen und begruben in mit grôzen èren, und bûweten dar uber eine schône kirchen.“² Da die Gebeine berühmter Heiligen einem Gotteshause kein geringes Ansehen verliehen, so geschah es öfter, daß man sie aus einer Kirche in die andere versetzte. Ein Beispiel dieser Art ist der heilige Matthias, über den eine Leyzersche Predigt mitteilt: „Sin heilich gebeine nam fider (wieder) die kuoniginne helena kuonik constantines muoter die daz heilige cruce vant da got al der werlde (aller der Welt) heilant die martere an leit (litt) und vuortis (führte es) mit ir zu constinopolim. von dannen quam er zu triere. wane (denn) fuomeliche (einige) buoch daz saget daz fie von dannen buortich (gebürtig) were.“³

Aber auch andere angesehene Personen, sowohl Männer als Frauen, ließen sich gerne in einem Dome beisetzen. Beispielsweise findet sich in den ältesten Jahrbüchern der Stadt Zürich über jemanden berichtet, er sei „zuo Babenberc (Bamberg) êrlich (ehrenvoll) begraben in dem münster.“⁴ Ebenso bilden noch heute die

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 212.

² Ebendas. Bd. I. S. 65.

³ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 87.

⁴ *Die beiden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich*, ed. L. Et mûller. Zürich 1844. 51, 38.

Gräber dieses oder jenes Adelsgeschlechtes einen hervorragenden Schmuck mancher älteren Gotteshäuser. Namentlich der stille Friede der Klosterkirchen schien mehr als einem für seine letzte Ruhestätte erwünscht, so dafs wir hören: „Im klôster ligend ir (ihrer) vil vergraben“¹ (begraben). Einer dieser vielen war auch Tauler, der im Dominikanerkloster zu Strafsburg unter einem Steine mit Epitaphium bestattet wurde.²

Im vollsten Gegensatze zu diesen bevorzugten Begräbnissen stand das Hinausschaffen des Leichnams auf das Feld oder an die Stätte der Erhängten. Daher glaubte ein heidnischer Richter, Namens Decianus, den heiligen Vincentius noch im Tode beschimpfen zu können, wenn er seinen Dienern befahl: „Mochte wir in nicht lebende überwinden, sô wollen wir in tôt überwinden: ir sult den lîchame nemen unde sult in tragen ûffe daz velt daz in di vogeleezen und di tir.“³ Ebenso fordert Berthold in Bezug auf die, welche unrechtes Gut nicht zurückgeben wollen: „Und ir sult ir halt niht bestaten in deheinem (keinem) gewîhten frîthove noch an deheiner gewîhten stat. „Bruoder Berhtolt, war (wohin) suln wir in danne tuon?“ „Dâ sult irn an daz velt ziehen, als ein schelmigez (infiziertes) rint: wan (denn) er ist ûzsetzic unde schelmic unde sol in ouch dehein getouftiu hant niemer mêr an gerüeren.“⁴ An einer anderen Stelle aber sagt er von denselben Personen noch genauer, wie mit ihnen verfahren werden soll: „Ir sult sie niemer bestaten an deheiner stat diu wewîhet sî, noch sie sol niemer halt dehein getouftiu hant an gerüeren. „Bruoder Berhtolt, wie suln wir in danne tuon?“ Dâ sult ir nemen ein seil unde machet einen stric dran unde leget im den stric an den fuoz mit einem hâken und ziehet in zer tür ûz. „Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne hôch ist: wie sullen wir im danne tuon?“ Dâ sullet ir durch die swelle graben unde sult in derdurch ûz ziehen, daz eht niemer getouftin

¹ W. Wackernagel, *Altdeutsches Lesebuch*. Basel 1839. 926, 42.

² Handschriftliche Bemerkung vor dem Titelblatt von Joannis Tauleri *des heiligē lerers Predig, fast fruchtbär zuo eim recht christlichen leben*. Basel MDXXI, auf der Hamburger Stadtbibliothek.

³ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 71.

⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 119.

hant an in kome, unde bindet in einem rosse an den zagel (Schweif) unde fûeret in ûz an daz gewicke (Wegscheide), dâ die erhangenen unde die erslagenen dâ ligent. Fûeret in eht gegen dem galgen unde gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kûme (gar nicht) wert.“¹ Die Gesundheitspflege kam freilich bei dieser Art, sich eines Toten zu entledigen, ebenso wenig wie bei den Begräbnissen innerhalb der Kirchen zu ihrem Rechte.

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 394—395.

Schluss.

Beurteilung des Mitgetheilten.

Überblicken wir zum Schlusse die hygienischen Anschauungen unserer Geistlichen noch einmal, so werden wir denselben im großen und ganzen unsere Anerkennung nicht versagen dürfen. Wie berechtigt ist nicht der Kampf, den sie gegen die Verfälschung der Nahrungs- und Genußmittel, sowie gegen die Völlerei und Trunksucht führen, und wie gemäßigt sind nicht die Forderungen, die sie in Bezug auf die Enthaltung von Speisen während der Fasten aufstellen! Aber auch was sie über die Haut- und Haarpflege, die Vorzüge der Bäder, die Thorheit des Schminkens, die Verweichlichung durch Kleider und Betten, die Anforderungen der Hygiene an die Wohnungen sagen, ist durchaus gesunder Natur. Nicht minder werden wir ihnen beipflichten, wenn sie die privilegierte und nicht privilegierte Prostitution, die widernatürliche Unzucht, den künstlichen Abortus, die Heirat naher Verwandter, die Kohabitation mit kranken oder hochschwangeren Frauen auch deshalb untersagen, weil dadurch die Gesundheit leicht geschädigt werden kann. Endlich sind sie auch damit im Rechte, daß sie gegen die Kurpfuscherei der Priester und anderer Personen, gegen die laxen oder schablonenhaften Behandlung der Kranken seitens des Arztes, gegen zu späte Konsultation desselben oder Aufserachtlassen seiner Vorschriften, gegen Heilungsversuche mit Zaubermitteln, gegen die mangelhafte

Versorgung der Siechen in den Hospitälern, sowie gegen die Verderbnis der Luft durch die innerhalb der Stadt gelegenen Kirchhöfe ihre Stimme erheben.

Fragen wir nach dem Grunde dieser durchaus richtigen Anschauungen, so liegt derselbe vornehmlich in der vielseitigen Bildung unserer Geistlichen, die sich auf fast alle Gebiete des damaligen Wissens erstreckte. Allerdings sind sie in erster Linie, was sie sein wollen, nämlich Gottesgelehrte. Daher reden sie am häufigsten von den Personen des Alten und Neuen Testaments, von „unferm vater und unfer muoter. hern adami¹ und vorn (= vrouwe, Frau) even“², von „hern Nôê“³, „hern Abrahâm und Ysââc“⁴, „herren Loht, herren Abrahames bruoder fun“⁵, „hern moyfes“⁶, von „dem heiligen wissagen unsers herren gotes hern david dem propheta“⁷, von „dem wifen man herren Salomon“⁸, von „Hern Job“⁹, „hern ysayas dem propheta“¹⁰ und weniger ehrfurchtsvoll, sondern zutraulicher von „dem guoten sant Johannes“¹¹ und „dem guten fente paulus.“¹² Auch die Kirchenväter, „Sanctus Grêgôrius“¹³, „sant Ambrôsius“¹⁴,

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 551.

² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 127.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 275.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 191.

⁵ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 24.

⁶ H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 26. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 191.

⁷ M. Haupt u. H. Hoffmann, *Altdeutsche Blätter*. Bd. II. S. 179. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 28. F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 2. S. 55.

⁸ F. K. Grieshaber a. a. O. Abt. 1. S. 56, vgl. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 563.

⁹ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 126. Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 191.

¹⁰ M. Haupt u. H. Hoffmann, *Altdeutsche Blätter*. Bd. II. S. 181. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 128.

¹¹ Berthold bei H. Rinn a. a. O. S. 23.

¹² H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 104.

¹³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 38. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 136. Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl I. S. XXXIII. Pred. Am Sonnentag Sexagesima. Ebendas. teyl II. S. LXXVIII.

¹⁴ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 302.

„Crisostomus“¹ und „der guote sant Augustin“² werden oft von ihnen erwähnt. Ebenso gedenken sie des Bischofs von Augsburg „sant Uolrichs“³, „Hugos“⁴ von S. Victor, „des guoten sant Bernhart“⁵, des Stifters der Dominikaner „Sanctus Dominicus“⁶, sowie der Scholastiker „Anselmus“⁷, „sant Thomas“⁸, „Albertus magnus“⁹, „Scotus“¹⁰ und ihrer Werke.

Nicht minder zeigen sie sich mit dem klassischen Altertume nach den verschiedensten Seiten hin vertraut. Von den griechischen Schriftstellern citieren sie Homer¹¹ und die Odyssee¹², den Fabeldichter Aesop¹³, die Schule der „Stoici“¹⁴, den Geographen „Ptolemeus“¹⁵ und vor allem „die groffen meister“¹⁶ Plato¹⁷ und Aristoteles.¹⁸ Mit „Plâtô dem grôzen pfaffen“¹⁹ war besonders Eckhart

¹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 14. Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl II. S. CVI. Pred. Am Zynstag noch Judica. Ebendas. teyl III. S. LXVIII. Ebendas. teyl III. S. LXXX.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 4 u. S. 269. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. I. S. 18. Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 37.

⁴ Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 186. H. Leyser, *Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts*. S. 26. Joannis Taulery *Predig Uff sant Johannis baptisten geburt*. S. CXXXVII. Geiler vō Keiferfperg, *Die Emeis*. S. XXI.

⁶ Johaṇs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Christenlich bilgerschaft*. S. CXL.

⁷ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 127.

⁸ Joannis Taulery *Predig Uff sant Johannis baptisten geburt*. S. CXXXIX. Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradisz*, cap. IX. Von fürchtikeit. S. LIIII.

⁹ Joannis Taulery *Predig Uff sant Johannis baptisten geburt*. S. CXXXVIII.

¹⁰ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*. teyl III. S. LXVII. Pred. An dem Neünden sonnentag noch Trinitatis.

¹¹ R. Cruel a. a. O. S. 136 f. — ¹² Ebendas. S. 467.

¹³ H. Rinn a. a. O. S. 8.

¹⁴ Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

¹⁵ Derselbe, *Postill*. teyl II. S. XV. Pred. Am Sonnentag noch Inuocauit.

¹⁶ Joannis Taulery *Predig Uff sant Johannis baptisten geburt*. S. CXLI.

¹⁷ Geiler vō Keyferfperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert*.

¹⁸ Joannis Taulery *Predig Am XIII. Sontag nach Trinitatis*. S. CV.

¹⁹ F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 261.

bekannt, noch mehr aber mit Aristoteles, so daß ihn Trithemius „meister Eckart in philosophia Aristotelica suo tempore doctissimum“¹ nennt. Doch auch von Tauler wird „der heydensche meister Aristoteles“² genannt, und Geiler erwähnt ihn gleichfalls³, indem er „Aristotelem in sua rhetorica“⁴, „Aristotelem j. Metaphisice“⁵ und „dz buoch vō dē sitten Aristotelis“⁶ anführt. Aus der Zahl der römischen Autoren treten uns der Lustspiieldichter „Terentius“ entgegen, von dem „ein alt sprichwort. Obsequiū amicos, veritas odiū parit“⁷ mitgeteilt wird, Marcus „Tullius“ Cicero, dessen insbesondere Geiler⁸ gedenkt, und „Her Kâtô“⁹, „d' heid“¹⁰, auch „d' wifz Catho“¹¹ genannt. Berthold bemerkt über den letzteren: „Der was gar ein guoter, slehter (schlichter), gerechter man und muoz doch êwiczlich in der helle sîn, von éiner sünde wegen, die er ûf im hete, daz ist, daz er des geloubens niht enhete, und daz ist diu aller schedelichste sünde.“¹² Trotzdem beruft sich Geiler vielfach auf ihn¹³ und teilt gerne seine Sentenzen, wie „Patere legē quā ipse tuleris. Lid das gefatz dz du selber macheft“¹⁴, und andere¹⁵ mit. Derselbe Geiler erwähnt auch den Geschichtsschreiber Sallust:

¹ R. Cruel a. a. O. S. 372.

² Joannis Taulery *Predig Uff die kirchwyhe*. S. CCXXXVIII.

³ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. LXXXII. Pred. Am Fünffzehenden sonnentag noch Trinitatis.

⁴ Ebendas. teyl II. S. VII. Pred. Am Donnerstag vor Inuocauit.

⁵ Ebendas. teyl II. S. LXXVII. Pred. Am Sonnentag Oculi.

⁶ Derselbe, *Der seelen Paradis*, cap. IX. Von fürchtikeit. S. LIII.

⁷ Derselbe, *Poftill.* teyl II. S. CV. Pred. Am Zynstag noch Judica.

⁸ Ebendas. teyl II. S. VII. Pred. Am Donnerstag vor Inuocauit. Ebendas. teyl II. S. XXIII. Ebendas. teyl III. S. XXVI. Derselbe, *Christenlich bilger-schafft*. S. LXXI. Derselbe, *Der seelen Paradis*, cap. IX. Von fürchtikeit. S. LIII.

⁹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 128.

¹⁰ Geiler vō Keyfzerfperg, *Der seelen Paradis*, cap. VI. Von warer keüfcheit. S. XXXVIII.

¹¹ Derselbe, *Poftill.* teyl II. S. XXXV. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

¹² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. II. S. 1—2.

¹³ Geiler vō Keiferfperg, *Die Emcis*. S. XI.

¹⁴ Derselbe, *Poftill.* teyl II. S. XXXV. Pred. Am Zynstag noch Reminiscere.

¹⁵ Ebendas. teyl III. S. XXXX. Pred. An dem Ersten sonnentag noch Trinitatis.

„Vide in Salustij iugurtino“¹, Ovids Metamorphosen², besonders häufig aber „Senecam d' lerer“³, der auch „der frum̄ heid“⁴ genannt wird, obwohl er nach Berthold sich gleichfalls in der Hölle befindet.⁵ Ebenso begegnen wir dem Historiker „Valerius maximus“⁶ bei ihm.

Vielfach ziehen unsere Prediger neben den klassischen Schriftstellern auch die alte Geschichte zum Belege für ihre Behauptungen heran. So erzählt Geiler „vō ein Pericles genant, d' wz ein nam̄hafftiger frum̄er mā zuo Athenis in Kriechē“ (Griechenland); dieser Perikles habe auf Kosten der Athenienser eine Brücke gebaut, sei aber außer stande gewesen, Rechnung darüber abzulegen. „Der selb hat ein vettren oder als etlich wellen, ein stieff suon (do lyt nit vil an) der hiez Alcibiades. Der sprach zuo sein stieffvatter. Worum̄ bistu betruet? was lyt (liegt) dir an? Er seyts jm. Do sprach der iung. Lieber vatter, du muost ein sinn erdencken, das du kein rechnung doerfftest geben. Das nam der in sein rymen, und gedocht der sach noch, und macht ein zwytttracht zwüschen Athenis, un̄ einer andren statt, Lacedemonia. unnd gewonnen die zuo Athenis sovil zuoschaffen, das sye der rechnung vergoffen (vergassen), und dorfft kein rechnung thuon.“⁷ Ebenso interessant ist die folgende Geschichte, die gleichfalls Geiler mitteilt: „Ich habe gefen von zweyen künigen, von Dario unnd Alexandro wen ich, die strittent wider einander. Darius der schickte dem Alexandro zwenn oder drey seck vol mag (Mohn) somen, unnd schreib im dar zuo, das er mer volckes het weder (als) er, darumb so solt er abston wan (denn) er hett als (so) vil zekriegen, als manch körnli in den secken

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. XCIX. Pred. Am Ein- undzwentzigsten sonnentag noch Trinitatis.

² R. Cruel a. a. O. S. 467.

³ Geiler vō Keyfersperg, *Von den syben scheiden, das sechst schwert.* Derselbe, *Der seelen Paradisz*, cap. IX. Von fürchtikeit. S. LIIII. Derselbe, *Die Emeis.* S. XI.

⁴ Derselbe, *Poftill.* teyl III. S. LXI. Pred. An dem Achtenden sonnentag noch Trinitatis.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 128.

⁶ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl III. S. LXVIII. Pred. Am Neünden sonnentag noch Trinitatis. R. Cruel a. a. O. S. 467. — ⁷ Ebendas.

wer. Da nam der Alexander ein brieflyn und thet pfefferkornlin darin unnd schickt es Dario, unnd embott im damit, wie wol er wenig volcks het gegen seinem volck, so wer aber sein wenig volck gar zapffrez und kün dann sein volck, darumb so wer sein volck als magfomen, und sein volck wer als pfefferkoernlin da ein koerlin mer bitzlet auf der zungen, dan (als) ein gantze hand fol magfomen.“¹ Tauler aber, als er davon spricht, das man, um die ewige Wahrheit zu erkennen, gesammelt und in sich versunken sein müsse, führt als Beispiel solcher innerlichen Sammlung den Archimedes an: „Ein heidnischer meister was gekeret uff ein kunst, das wz ein rechnung. Er het alle sein krefft darzuo gekert, und saß vor effen und zalte unnd fuochet die kunst. Da kam einer unnd zuckt ein schwert, und er wetzt nit das er der meister was, und sprach. Sage wie heissest du, oder ich toedte dich. Der meister was so fere ingezogē, (in sich gekehrt) das er den fyēde (Feind) weder sach noch hort, noch künde sich so vyl geeüffern das er sprechen moecht, Ich heisz also. Und do der fyend lang und vyl gernoffet, und er nicht sprach, do schluog er im den halz ab.“²

Am meisten aber streuen unsere Geistlichen aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft und verwandter Fächer allerlei Notizen in ihre Predigten ein. Berthold macht von seinen geographischen Kenntnissen Gebrauch, indem er schildert, wie Gott „gröze starke guldine berge in Indiā“³ habe. Tauler weiß von Flüssen mit zum Teil unterirdischem Laufe zu berichten: „Zuo gleicher weiß als die wasser fließen uff un nyder, un yetzūd fincken in ein abgrundt, unnd scheinete da als ob kein wasser da sey, unnd als bald über ein kleine zeit, so rauschet es heraufz, als ob es alle ding umb sich ertrenckē woelle, also geet diß alles in ein abgrundt.“⁴ Geiler endlich redet nicht nur von „Moeren land, Sicilien land, Nyderland, Engelland, Hyspanien, Fräckrich“⁵, sondern meint auch,

¹ Geiler vō Keifersperg, *Die Emeis*. S. XI.

² Joannis Taulery *Predig An der heiligen dry künig tag*. S. XI. F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*. Bd. II. S. 13.

³ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 271.

⁴ Joannis Taulery *Predig Uff sant Johannis baptisten geburt*. S. CXL.

⁵ Geyler von Keyserfzberg, *Postill*. teyl II. S. XV. Pred. Am Sonnentag noch Inuocauit.

dafs die Geographen die Entfernungen auf der Erde wohl zu schätzen verständen: „Wenn sye hatten zwo oder dry tagreifen von Hierusalem bizf gon Nazareth. Ist by XV oder XVI tütſcher mylen. Als die Ptolomiften wol wiffent.“¹

Auch die Astronomie wird von unseren Autoren wiederholt in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen. Zwei Predigten Bertholds handeln „von den sibem planêten“²: „Der êrste planête heizet Sol, daz ist diu sunne.“³ „Der ander stern heizet der mâne“⁴ (Mond). „Der dritte sterne heizet Mars.“⁵ „Der vierde stern heizet Mercurius —. Der ist ein mitter stern, ez sint drî vor im und drî nâch im.“⁶ Der fünfte stern heizet Jupiter.“⁷ „Der fehste stern heizet Vênus.“⁸ „Der sibente stern heizet Saturnus, saturans, Satjâr, er heizet der traege stern. Der stern kumet in drîzic jâren niur einsten umbe, sô staete (beharrend) ist er.“⁹ Bei demselben Berthold erfahren wir auch: „Ez lesent die heidenischen meister wunder unde wunder, wie manic tûsent mîle ze dem himelrîche gê unz (bis) an den himel, dâ die sternene ane stênt, unde dâ lesent sie gar vil von unde habent daz allez geschriben — wie manige mîle zuo dem mânen (Monde) sî von dem ertrîche (wan der mâne ist der nidersten sternene einer, der iendert (irgend) an dem himele sî), unde sie lesent danne aber ein wênic für baz, wie verre (weit) von dem mânen unz (bis) aber an den naechsten sternene sî, unde wie verre aber von dem naechsten sternene unz an den dritten himel sî, unde von dem dritten unz an den vierden, unde wie verre von dem vierden unz an den fünften sî, unde dannoch für baz unz an den himel, dâ die sternene ane sint.“¹⁰ In noch gröfserem Umfange

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Poftill.* teyl I. S. XXII. Pred. Am êrften Sonnentag noch dem Achten der heiligen dry künig tag.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 48. Bd. II. S. 233.

³ Ebendas. Bd. I. S. 52. Bd. II. S. 234.

⁴ Ebendas. Bd. II. S. 235. Bd. I. S. 53.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 54. Bd. II. S. 235.

⁶ Ebendas. Bd. II. S. 235. Bd. I. S. 55.

⁷ Ebendas. Bd. II. S. 236. Bd. I. S. 57.

⁸ Ebendas. Bd. II. S. 236. Bd. I. S. 61.

⁹ Ebendas. Bd. II. S. 237. Bd. I. S. 63.

¹⁰ Ebendas. Bd. I. S. 179.

aber, als Berthold benutzt Jordan von Quedlinburg seine Kenntnisse in der Astronomie, um allerlei bildliche Ausführungen in seinen Predigten davon herzunehmen. So sagt er in einer Adventsrede über Lukas 21: „Erunt signa in sole et luna et stellis“, durch Sonne, Mond und Sterne werden Christus, Maria und die Apostel angedeutet. Die Sonne bezeichne Christum, weil er ohne den Epicyklus der Sünde sei und gleich ihr von seiner Bahn weder zur Rechten, noch zur Linken abweiche. Denn die Sonne laufe immer auf der Ekliptik in der Mitte des Zodiaks, während die Planeten von derselben bald nach Süden, bald nach Norden abschweifen. Maria sei unter dem Monde zu verstehen wegen der Verschiedenheit ihrer Erscheinung gleich den vier Phasen desselben. Endlich gleichen die Apostel den Sternen, weil sie wie diese Träger des Lichtes und der Wärme sind.“¹

Was die physikalischen Kenntnisse unserer Prediger betrifft, so ist bei Tauler von einer optischen Täuschung die Rede. Er meint, daß man Bewegung an einem Sterne zu beobachten glaube, während sich in Wirklichkeit nur die vor ihm hinziehende Wolke bewege: „Zuo gleicher weyß, als ob d' sternschein eyn lebendig ding were, unnd sich selber bewegte, wenn dann eyn wolcken darüber gieng, so vergieng auch das leben.“² Einen anderen Vergleich nimmt er von dem Magneten her: „Wann als der Agstein (Magnetstein) nach jm zeücht das eyßen, also zeücht nach jm christus Jhesus alle hertzē, die da vō jm beruert werden, als das eyßen von dem stein wirt berueret mit feyner krafft so geet es zuo berg dem steyn nach, wie wol es doch feyn natur nit ist, so raft (rastet) es doch nit in jm selber, es komme dā vor über sich in die hoehe.“³ Dasselbe Bild kommt auch bei Geiler vor, denn auch er redet davon, „wie der edel stein Magnes, die krafft hatt, dz er yfzen an sich zeücht. wenn man doran haltet ein nodel, so springt fye doran.“⁴

Neben der Physik wird auch die Alchemie nicht selten, und

¹ R. Cruel a. a. O. S. 429.

² Joannis Taulery *Predig An Der kirchwyhe*. S. CXXXV.

³ Derselbe, *Predig An der uffart*. S. XLIII.

⁴ Geyler von Keyferfzberg, *Pöfyll*. teyl IV. S. XXIII. Pred. An des heyligen apostel sanct Mattheus tag.

zwar namentlich von Berthold in seinen Predigten herangezogen. Ein oft wiederholter Gedanke ist bei ihm, daß man den Geizigen nicht von seinem unrechten Gute abbringe, so wenig man Zinn und Kupfer zu scheiden vermöge: „Ez ist aber zin unde kopfer zuo einander komen swâ (wo immer) der gîtige (Habgierige) unde daz unrehte guot zuo einander kumt: daz kan nieman gescheiden, als (so) wênic als man zin unde kupfer iemer (jemals) gescheiden mac; wan des tuon sich alle die meister abe, die hiute lebent unde die von gesmelze ie kunst gelernten. Zin unde bli brachte man wol von einander, unde silber unde zin unde golt daz brachte man allez wol von einander: aber zin unde kupfer des tuo sich alliu diu werlt (Welt) abe.“¹ Außer bei Berthold treten auch bei Jordan von Quedlinburg öfter chemische Kenntnisse zu Tage.²

Vor allem aber machen sich unsere Geistlichen das große Gebiet der beschreibenden Naturwissenschaften für ihre Zwecke dienstbar, indem sie allerlei Bilder und Allegorien aus demselben entnehmen. Anfangs beschränkte sich dies auf die Naturgeschichte der Tiere, und zwar schöpfte man hier aus einem einzigen Werke, dem Physiologus.³ Später kamen allgemeinere Naturbeschreibungen, die man studierte, hinzu, wie verschiedene Bücher mit dem Titel: De natura rerum, des Bartholomäus de Glanvilla De proprietatibus rerum und das Speculum naturale des Vincenz von Beauvais. Noch häufiger wurde die Summa de exemplis et similitudinibus benutzt, die nach den einen von Johannes de S. Geminiano, nach den anderen von Helvicus Teutonicus herrührt und in der Vorrede gerühmt wird als ein „opus perutile et validum praedicatoribus, in quo similitudines inter creaturarum proprietates et inter virtutes et vitia ceteraque, de quibus in sermonibus mentio fieri solet, pulcerrime declarantur. Merkwürdiger noch ist das gleichfalls viel gelesene Lumen animae des Bruders Berengarius, dem an wissenschaftlicher Belesenheit nur noch der berühmte Vincenz von Beauvais gleichkommt.

¹ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 225.

² R. Cruel a. a. O. S. 426.

³ K. Ahrens, *Zur Geschichte des sogenannten Physiologus*. Programm des Gymnasiums zu Plön. 1885.

Der Verfasser hat nach der Vorrede zu Avignon mit Unterstützung des Pabstes Johann XXII von allen Seiten seltene naturgeschichtliche Schriften zusammengebracht und passende Stellen daraus mit geistlicher Deutung versehen. Auch aus speciellen Traktaten über Tiere, Pflanzen und Mineralien pflegten unsere Geistlichen zu entlehnen, was sich zu Vergleichen, Sinnbildern und moralischen Nutzenanwendungen gebrauchen liefs¹, wie denn beispielsweise das Chronicon Rastedense berichtet, daß der Erzbischof Siwardus bei seiner Wahl zum Abt in Rastede 1140 auch ein „herbarium et lapidarium in uno volumine“, sowie „Phisologum“ ins Kloster mitgebracht habe.²

So predigte denn Jordan von Quedlinburg unter Zugrundelegung von Joh. 8, 59: „Tulerunt lapides Judaei, ut jacerent in eum“ über den Saphir, den Topas, den Smaragd, den Karfunkel, den Amethyst, den Onyx, den Jaspis, den Chrysolith, den Beryll, den Opal, den Achat und den Sardius.³ Der bereits öfter genannte Priester Meffreth aus Meißen gibt in dem ersten 1443 vollendeten Teile seines Hortulus reginae eine Beschreibung des Beryll, der er eine ausführliche geistliche Erklärung hinzufügt.⁴

Handelt es sich hier um Mineralien, so weist Berthold darauf hin, wie viel man aus der Botanik zu lernen vermöge: „Dô man den guoten sant Bernhart frâgte, wâ von er sô wise waere, dô sprach er: „ich lerne an den böumen.“⁵ Daher nimmt eine altdeutsche Predigt von Wackernagel öfter Vergleiche aus der Naturgeschichte der Pflanzen her, wie: „Unser vrowe (Frau) gelichet sich ainer rebun“⁶ (Rebe). Meffreth redet von dem Kraut Draguntea, das eine rote Blüte trage⁷, sowie vom Fenchel, vom Wermut, von der Rose, vom Veilchen und von der Raute.⁸ Des „edeln ruotlin“⁹ thut gelegentlich auch Tauler Erwähnung.

¹ R. Cruel a. a. O. S. 459 ff. — ² Ebendas. S. 265—266.

³ Ebendas. S. 427 ff. — ⁴ Ebendas. S. 488.

⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 49.

⁶ W. Wackernagel, *Altdeutsche Predigten und Gebete*. S. 106.

⁷ R. Cruel a. a. O. S. 459.

⁸ Ebendas. S. 488.

⁹ Joannis Taulery *Predig An der heiligen dry künig tag*. S. IX.

Am häufigsten aber nehmen unsere Geistlichen in ihren Reden auf Tiere Bezug. Schon in den ältesten Predigten treten uns Bilder entgegen, die sich auf die Naturgeschichte der Taube, des Einhorns, des Adlers und des buntfarbigen Panthers beziehen.¹ Berthold liebt Gleichnisse, die an „den hasen“², „diu nahtegal“³, „den heuschrecken“⁴, „den âmeizen“⁵, „die uureine krote“⁶ und „den mollen“⁷ (die Eidechse) anknüpfen, von welchem letzteren er sagt: „Daz ist klein unde gêt in den welden und ez ist niht der mûlwelpfe (Maulwurf), daz die erden dâ hûlet und ûf wirft: ez ist niht vil groezer danne (als) ein vinger.“⁸ Auch den Oktopus mit seinen zahlreichen Saugnäpfen finden wir, wenngleich etwas fabelhaft, bei ihm geschildert: „Eteliche sint als ein fisch, der ist in dem mere, der hât aht (acht) fûeze und an ieglichem fuoze drîhundert munde und ziuhet den man ûz dem scheffe (Schiffe) in daz wazzer, niht darumb daz er in ezze, er sûget in biz an die wîle (so lange bis), daz er im daz leben ûz gesûget.“⁹ Ein Nachahmer Bertholds, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts lebende Bruder Peregrinus, schrieb Sermonen in lateinischer Sprache, worin folgende Stelle vorkommt: „Dico vobis de natura animalis cuiusdam, quod vulgari dicitur eychhorn.“¹⁰ Bei Meffreth begegnet uns von den Säugetieren der Elefant, der Löwe, der Wolf, das Kaninchen und der Maulwurf, von den Vögeln der Adler, der Habicht, der Storch, der Kranich, der Schwan, der Papagei, der Hahn, die Taube, die Schwalbe, die Nachtigall, die Lerche, die Grasmücke, von den Amphibien die Schlange, die Eidechse und der Salamander.¹¹ Von der Schlange bemerkt er, daß sie ihre Haut abwerfe, wie der Hirsch sein Geweih.¹² Auch Geiler entlehnt nach dem Vorbilde Christi gerne Gleichnisse aus der Tierwelt: „Nym die dritt glichnûz in voglen. Ein spetzlin ist ouch ein vogel, aber ein falck ist gar ein ander vogel weder (als) ein spetz-

¹ R. Cruel a. a. O. S. 256—257.

² Berthold, ed. F. Pfeiffer, Bd. I. S. 554.

³ Ebendas. Bd. I. S. 302. — ⁴ Ebendas. Bd. I. S. 559.

⁵ Ebendas. Bd. I. S. 561. — ⁶ Ebendas. Bd. I. S. 413.

⁷ Ebendas. Bd. I. S. 563. — ⁸ Ebendas. — ⁹ Ebendas. Bd. II. S. 263.

¹⁰ R. Cruel a. a. O. S. 337. — ¹¹ Ebendas. S. 488 ff.

¹² Ebendas. S. 490.

lin.“¹ Ein ander Mal berichtet er, Christus habe auf dem See Genezareth „als ein halz mitt offnen ougen geschlaffen.“² Dem Anhänger irdischen Gutes aber hält er vor, „das dein hertz ligt uff den selben rychtumb unnd yrdenſchen dingen, nit anders weder als ein roffzkaefer in eim roffztreck“³, oder er vergleicht ihn mit dem Frosche, der von dem Kissen, auf das man ihn hebe, alsbald wieder in den Sumpf hineinhüpfe: „Wenn man ein froesch uff ein küffen setzt, so springt er glichs wider haerab in treck, er mag uff dem küffen nit bliiben. Also auch biſt du im treck gelegen.“⁴

Was aber ganz besonders an unsern Predigern erfreut, ist das warme Herz, das in ihrer Brust für die unvergängliche Schönheit der Natur schlägt, und das nur aus dem innigsten Umgange mit dieser entsprungen sein kann. Mögen sie ihre Blicke nachts zum gestirnten Himmel erheben, oder mag ihnen im goldenen Lichte der Sonne die Erde erglänzen, immer und immer wieder sind sie der höchsten Bewunderung für die Herrlichkeit des Weltalls voll. So redet denn Berthold voller Entzücken von „der gezierde aller, dâ der almechtige got die werlt (Welt) mite gezieret hât, mit dem firmamente, unde wie er daz gezieret hât mit der summen (Sonne) unde mit dem edeln sternenschine, mit edelkeit der steine unde mit maniger hande varwe unde mit ir kraft — unde mit maniger hande (Art) wurze (Pflanzen) unde mit maniger hande liechten (lichten) blüetevarwe unde gesmac (Geruch) der wnrze unde der blüete unde der bluomen, und alle die genaemekeit (Annehmlichkeit) und alle die lustliche freude, die diu werlt hât von der sumerwunne unde von vogelsange unde von seitenklange unde von andern süezen stimmen, unde die freude die menschen anblic gît“⁵ (gibt). Aber auch der Ton, den Geiler anschlägt, steht im schönsten Einklang hiermit, denn begeistert ruft er aus: „Nim numen (nur) ein foeglin, eyn distelzwiglin (Distelfinklein) für dich, und ſich wie das

¹ Geyler von Keyferfzberg, *Postill*, teyl II. S. XXXIX. Pred. Am Zynſtag noch Reminiſcere.

² Ebendas. teyl I. S. XXIX. Pred. An dem vierden Sonnentag noch dem achtenden der heiligen dry künig tag.

³ Ebendas. teyl III. S. LXXX. Pred. Am Fünfzehenden sonnentag noch Trinitatis. — ⁴ Ebendas. — ⁵ Berthold, ed. F. Pfeiffer. Bd. I. S. 223.

got so hübfch un̄ verwunderlich gemacht het, wie es ein klein spitzes fneblin het, un̄ rote gele (gelbe) wifze und mächerley federlin het, und fitzt uff eynē zwiglen, und kan so hübfch un̄ lieblich fingē, dz eins ſich mit gnuog verwüdrē kan —. Nym numē ein bluom, ein gilg (Lilie), un̄ ſich das die von got ſo wunniglich gemacht und geſchaffē iſt, das eins moecht hinflieffen in ſinē hertzē vō verwüderüg.“¹ In der deutschen Litteratur dürfte das Lob der Natur nicht oft ſchöner als in dieſen Stellen ausgesprochen ſein, und ſo mögen ſie denn unſerer unberedten Darſtellung zum beredten Schlusſe dienen.

¹ Johaṅs geiler gnāt von keiferfzbergk, *Chriſtenlich bilgerſchaftt*. S. XXIX, vgl. Derſelbe, *Poſtill*. teyl III. S. LXXXII. Pred. Am Fünfftzehenden ſonnentag noch Trinitatis.



